P.o.germ.
533 fxa [Hacker]

O. o germ 333 ... Hacker

Die Fugger und ihre Zeit.

Ein Bildercyclus

von

Franz von Seeburg.

Unverkürzte Ausgabe des Originals.

Erster Band.

Dritte Auflage.

Fünfundzwanzigstes Tausend.

1892.
Regensburg, New York & Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

421 F

Preis der beiden Bände broschirt 4 ℳ 80 ₰.
In zwei feinen Leinwandbänden 7 ℳ 20 ₰.

Im gleichen Verlage sind folgende Werke
Franz von Seeburg's
erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Das Marienkind.

Für die reife Jugend.

Fünfte Auflage mit rothen Einfassungslinien.

1890. 16°. 546 Seiten broschirt 3 ℳ 30 ₰.
In feinem Leinwandband 4 ℳ 70 ₰.

Diese prächtige Erzählung ist in mehr als 10,000 Exemplaren verbreitet, und zu bekannt, als daß es nöthig wäre, deren Vorzüge weitschweifig zu betonen. Es ist eine in ihrer Art einzige Erzählung. Seeburg schildert hier in schlichten Strichen die Schicksale einer Gouvernante und bringt das Leben und die Gesinnungen in den höheren Gesellschaftskreisen zur Anschauung, zeichnet deren mitunter so verderbliche Erziehungsansichten, ihr dem Glauben und der Sitte oft so weit entfremdetes Dasein. „Marienkind, die einsam stehende Jungfrau, kämpft," so bemerkt sehr richtig der Literaturhistoriker H. Keiter, „mit der Gemeinheit in ihrer häßlichsten Form; über ihr Haupt ergießt sich das Füllhorn der Leiden, welche einer hilflosen Gouvernante aufgespart bleiben, und sie hat Versuchungen der schlimmsten Art zu bestehen. Glaubenslosigkeit und Sittenlosigkeit, das ist die Signatur jener Kreise, in denen sie ihr Leben zubringen muß; aber sie erwärmt diese Kreise mit der Gluth ihres felsenfesten Glaubens und führt Diejenigen aus ihnen, die sich noch einen Funken Religion bewahrt haben, auf den rechten Weg zurück".

Die Fugger
und ihre Zeit.

Ein Bildercyclus

von

Franz von Seeburg.

Unverkürzte Ausgabe des Originals.

Erster Band.

Dritte Auflage.

Fünfundzwanzigstes Tausend.

1892.
Regensburg, New York & Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

„Die Fugger und ihre Zeit", des Autors Lieblingswerk, erscheinen hiemit in einer neuen Auflage, der zweiten in Buchform.*)

Ein Beurteiler des Buches bezeichnete dasselbe als eine Reihe von Bildern auf Goldgrund gemalt mit Dürer'schen Gestalten und mit dem Dufte und der wachsenden Kraft und Gährung einer vergangenen Zeit.

Es waren liebe Stunden der Nacht, welche der Verfasser seinem Berufsleben abrang, und in denen er diese Blätter niederschrieb, und in welchen vielleicht der Pulsschlag seines eigenen Herzens ebenso laut hämmerte, als jener der geschilderten Zeit und Menschen. Man kann darum das Buch als ein solches bezeichnen, bei dessen Ausbau Geschichte und Herz zusammengewirkt haben, und dies dürfte vielleicht die Ursache sein, warum es so vielfache freundliche Aufnahme gefunden hat.

Wir möchten aber dem Werke noch eine andere Bedeutung beilegen, welche in der Gährung unserer Zeit ihre Begründung findet. Was hat den Webergesellen groß und reich gemacht? Wir antworten: der treue Glaube an Gott, die fleißige Arbeit und die Genügsamkeit. Die Arbeit ist der Gegenwart

*) Der erste Abdruck geschah im Deutschen Hausschatz, Jahrgang V. 1879, dessen Auflage bei der am Titelblatt angegebenen Anzahl mitgezählt worden ist.

geblieben, dagegen der Glaube geschwunden und die Genügsamkeit zum steten Wechsel zwischen unstandesgemäßem Genusse und darauffolgender Entbehrung geworden.

Der Bauer Schwalb, der in kothigen Stiefeln steckend dem Kaiser Karl V. seine Weisheit vortrug und dessen Rede wir wörtlich wiedergaben, war der Repräsentant der Unzufriedenen jener Zeit, deren Losung wie heute dahin lautet: der Kirche nehmen wir, was sie hat und den Reichen, was sie besitzen. Schwalb lachte so gut über jeden Gottesglauben, wie es die Gelehrten in der Toga und im Arbeiterkittel der Jetztzeit thun. Und das ist eine Krankheit, welcher gegenüber man mit gesenktem Haupte sich frägt: Wer wird sie heilen?

Als der Verfasser noch Universitätsstudent war, hatte er täglich vier Kreuzer zu verzehren; das fehlende mußte in schwerer Arbeit errungen werden; aber nie hat er mit seiner Armut und noch weniger mit der Arbeit gehadert, und sie beide sind ihm verbunden mit demütigem Gottesglauben zu reicherem Segen geworden, als hätte man ihm das Gold anderer geschenkt.

Und von diesem Standpunkte aus kann das Buch eine Mission erfüllen: es soll den Glauben befestigen, die Arbeit heiligen, mit der Armut versöhnen.

München, am Tage der Bekehrung
des hl. Paulus 1892.

Franz von Seeburg.

Erstes Kapitel.

Das war ein warmer Septembertag im Jahre 1370 nach unseres lieben Herrn gnadenreicher Geburt.

In einer Gasse der altstolzen Reichsstadt Augsburg steht ein hochgiebeliges Haus, und in dem Hause ist im ersten Stock eine große niedere Stube. Die Sonne scheint wohl durch die kleinen runden Fensterscheiben und die buntgemalten Wappenbilder in deren Mitte, aber der Sonnenglast ist nicht frohwarm, und was er schaut, ist schier zum Herzbrechen.

Dort in einer Ecke steht ein alter Sorgenstuhl, und in diesem sitzt ein Mann. Hab' all' mein Lebtag kein solches Bild des Jammers gesehen und nie solchen Schmerz, wie er aus diesem Gesichte aufstöhnt, wehwund und nicht zu heilen und zu versöhnen.

Das ist der Sighard Schreiber, der Stadt Siegelbewahrer, einst ein gar hochangesehener Mann, dem jegliches, Mann und Weib, freundlichen Gruß bot, und der den Kopf stolz trug in Ehre und Würde, stolzer noch, wenn er seines häuslichen Glückes wachsende Wonne überschaute.

Es war eine gar herrliche Zeit, und daß sie jähling zu Ende ging und das Glück und die Ehre ins schwarze Gegenteil umschlugen, das hat eine

einzige schlimme Stunde gethan, da den Sighard der Geldteufel gefangen genommen und ihn geheißen hatte, die Hand nach dem Eigentum der Stadt auszustrecken und zu nehmen, was nicht sein eigen war.

Um etwa zweihundert Goldgulden hatte er die Stadt betrogen. Doch war's genug, den armen verblendeten Mann und sein Weib und das schuldlose Kind ins Elend zu stürzen. Erst hatte man gar strenge, schier gar zu harte Strafe für den Übelthäter festgesetzt; als aber gute und viel vermögende Freunde sich desselben mit flehender Fürsprache annahmen, gingen Rat und Gericht auf ein milderes Urteil ein und verwiesen den Sighard Schreiber mit Weib und Kind für immer der Stadt.

Und das sollte am heutigen Tage geschehen.

Indes nun der Sighard in finster brütendem Schmerze in seinem Stuhle saß und sein Haupt tief auf die Brust herabhängen ließ, stand sein Weib starren Blickes am geschlossenen Fenster, ihren Sohn, einen langlockigen blonden Jungen von zwölf Jahren, krampfhaft mit der Rechten an seiner Hand festhaltend.

Draußen auf der Gasse ging das Alltagsleben seinen gewohnten Gang: Buben, die sich balgten und rauften; Handwerksleute, die im Schurzfell und mit dem Werkzeug flüchtig des Weges vorbeikamen; Alte, die zur Kirche gingen oder von dort heimkehrten; nun ein Mönch, mildernst grüßend, oder gar ein gestrenger Ratsherr, stolz und voll Würde, wie sie damals und zu aller Zeit sich trugen.

„Sighard, was denkst Du?" fragte das Weib, ohne den Blick vom Fenster zu wenden.

„Daß ich sterben möchte," gab er mit zitternder Stimme zur Antwort.

„Nein, nicht so," tadelte die Gattin. „Der Mann darf Haupt und Herz nie mutlos werden lassen, wenn ihm das Unheil über die Schwelle kommt."

„Aber wie, wenn es ihn von der Schwelle, wenn es ihn von Haus und Hof vertreibt?" fiel Sighard bitter dazwischen.

Edeltraut, das schwergeprüfte Weib, wandte langsam den Kopf nach dem Manne. „So suche ein neues Heim, wo Du Wurzel fassen und neues Leben führen kannst. Nicht dumpfes Brüten baut ein zerstörtes Glück auf, sondern mannhaftes Ringen und kühne, starke That. Ich stehe mit Dir im Elend, und kein Wort der Klage und des Vorwurfes kam noch über meine Lippen. Geweint habe ich, ja, viel und bitterlich geweint; denn einen Augenblick meinte ich, es wollte meine Liebe zu Dir wankend werden und es sei mit Dir meines Lebensglückes letzter Sonnenstrahl in trostloser Nacht untergegangen. Ja, da ward's auch mir zum Sterben weh, und ich dachte mit Sehnsucht hinaus auf den Friedhof und wünschte mir eine stille dunkle Grube und ein Kreuz darauf – und Gras und Vergessenheit darüber. Als ich aber Deiner gedachte und des Kindes, das uns Gott gegeben, da ließ ich den Gram nicht Herr meiner Seele und meiner Entschlüsse wer-

den — ich gedachte meiner Pflicht, die ich nie von mir werfen dürfe, und ich blieb stark und ging im Leid nicht unter."

Sighard schaute mit einem Blick voll dankbarer Bewunderung zu seinem Weibe auf.

„Weiß Gott," rief er, ich habe Alles verloren, Geld und Gut und Ehre und Heimat! Du allein bist mir geblieben, Edeltraut! Und ich danke Gott dafür mit der ganzen Vollglut meiner Seele. Du gibst mir neue Kraft und frischen Mut, daß ich nicht ohne Hoffnung in die Zukunft schaue. Wer so, wie Du, vergessen und verzeihen kann, der führt auch den Gefallenen mit liebender Hand wieder auf gute Bahn zurück."

Die beiden Gatten überließen sich neuerdings schweigend ihren Gedanken; der Junge hatte sich auf den Boden gekauert, um mit einem Hunde zu spielen; von der Gasse her drangen zuweilen verworrene Stimmen hinauf in das Trauergemach — sonst war alles so still, daß man schier den eigenen Herzschlag hörte.

Dann ward es plötzlich laut unten im Hause, und von der engen Wendeltreppe her hörte man die schwerfälligen Tritte zweier Stadtknechte, die ohne Gruß in die Stube traten.

„Wir haben den Befehl, Euch über die Stadtgrenze hinauszuführen," sprach der eine, ein unwirscher alter Brauskopf. „Wißt es lange genug, daß Ihr der Stadt verwiesen seid, werdet also wohl reisefertig sein."

Sighard warf einen schmerzlichen bittenden Blick auf sein Weib.

„Komm und laß uns gehen!" rief Edeltraut, mit der Rechten den Mann, mit der Linken ihr Söhnlein an der Hand fassend. „Alles auf Erden hat ein Ende, auch diese Stunde des Jammers."

So traten sie aus der Stube, aber nicht ohne vorher noch einmal mit einem Blick, aus dem der ganze Schmerz der Trennung klagte, alle jene Plätze zu streifen, an welche sich die Erinnerung eines jäh untergegangenen Glückes knüpfte.

Eine Zeit lang schritten sie, nur wenig bemerkt, durch die enge Gasse. Wohl sah da und dort ein spielendes Kind verwundert auf, oder ein Bürger guckte neugierig durch das enge Schubfensterchen; aber niemand gab ihnen ein böses Wort, oder folgte ihnen höhnend auf dem Fuße nach. Erst als sie in die Hauptstraße einbogen, wo neben dem hastenden Fleiße auch der breitspurige Reichtum und das Nichtsthun ein regeres Leben entfalteten, da steckten die Leute flüsternd die Köpfe zusammen; die Vettern und Basen, die Gerechten und Schuldlosen sahen den tief gedemütigt Dahinschleichenden kalten Auges und über die Achsel nach, oder sie traten an dieselben heran, um ihnen noch ein herbes Wort zum Abschied zu geben.

Und so ging es fort durch Gassen und Gäßlein bis vor das Göggingerthor.

Dort wollte eben ein junger Mann zum Thore herein, als die beiden Stadtknechte die Ausgewiesenen

hinausführten. Verwundert trat er zur Seite und schaute mitleidigen Auges dem seltsamen Zuge nach. Leise schüttelte er das Haupt, als er die Verbannten ihres Weges ziehen sah, und in seiner Seele ward es wehweich; denn es war ja Jammer und Elend, dem er ins Auge blickte, wenn er gleich nicht wußte, wer diejenigen seien, die solches zu ertragen hätten, und warum all das Leid über sie gekommen.

So lehnte er geraume Zeit in der Ecke des Thores und schaute unverwandt den Davonziehenden nach. Und da dachte er sich: „Diese ziehen von dannen, und du kommst. Wie wird es mit Beiden werden?" Der Gedanke hielt ihn von neuem fest, und wohl wäre er, bis die Sonne hinter den Hügeln und Haiden untergegangen, an seinem Platze träumend stehen geblieben, hätte ihn nicht ein Alter aus seinen Sinnen geweckt, und eine Junge, die an dessen Seite ging.

„Aus der Stadt oder in die Stadt?" fragte der Alte.

„In die Stadt hinein," gab der Wanderer festen Tones zurück.

„Fremd?"

„Ja und nein, wie Ihr wollt. Bin von Göggingen zu Hause, das ist just nahe genug an Augsburg, um dort nicht fremd zu sein, und doch kenne ich keine Seele in der ganzen großen schönen Stadt."

„Und was wollt Ihr dort?"

„Arbeiten!"

Der Alte blieb stehen und sah seinem Weggenossen froh ins Auge.

„Wißt Ihr," sprach er, „daß Ihr das eine Wort so fest und prächtig ausgesprochen habt, daß ich Euch all mein Vertrauen schenken könnte?"

Der junge Mann lächelte.

„Ist denn nicht Augsburg durch die Arbeit seiner Bürger groß geworden? Was nimmt es Euch Wunder, wenn einer seinen Fleiß und Arbeitsdrang zu Euch bringt, um nach Euerem Bild und Muster ein rechter Meister zu werden?"

„Ein Goldjunge!" lobte der andere, die Rechte ausstreckend. „Euer Name?"

„Hans Fugger."

„Habe mein Lebtag den Namen nicht gehört," erwiderte kopfschüttelnd der Alte.

„Das glaube ich Euch wohl! Die Fugger sind auch nichts als arme Webersleute draußen in Göggingen. Da sitzt mein Vater hinter dem Webstuhle und müht sich wie tausend Andere, ums tägliche Brot. Wer sollte da den Namen Fugger kennen? Aber, Meister oder Herr, oder wie ich Euch sonst nennen soll und darf, ich möchte eine Frage an Euch stellen, wenn Ihr es gestattet."

„Ei, fragt immerhin! So einer jung und fremd ist, hat er ein doppeltes Recht zu fragen."

„Gut! So sagt mir, was war's mit denen, die von zwei Stadtknechten vorhin aus dem Thore geführt wurden? Mich deuchte es wie heller Jammer."

„Der ist es auch,“ bestätigte der Bürger, die kleinen Augen verdrehend und die kurzen dicken Hände über dem stattlichen Bäuchlein kreuzend. „Ich schäme mich, daß ich, als Bürger der Stadt Augsburg, Euch, einem Fremden, Schlechtes von einem der Unseren sagen muß. Je nun,“ fuhr er fort und wischte mit der Rechten über das glänzende Gesicht, „ob ich es Euch sage, oder ein anderer, das ist wohl eines. Also! Den sie da hinausgeführt haben mit Weib und Kind, hinaus in Elend und Verbannung, dieser Mann ist der Stadt Siegelbewahrer gewesen, der Sighard Schreiber.“

Hans Fugger blieb in hellem Erstaunen stehen und sah seinen Begleiter verwundert an.

„Was staunt Ihr,“ fuhr der Bürger wichtig fort, „daß wir einen Mann von Macht und Ansehen der Stadt verwiesen haben?“

„Herr, ich kann das nicht fassen und begreifen,“ antwortete Hans, gar ernst das Haupt schüttelnd. „Ich denke, so einer hoch in Amt und Ehren steht, müsse er auch ein Mann ohne Fehl und Tadel sein. Denn wohin sollte es sonst mit aller Obrigkeit kommen, wenn in ihr Schlechtes sich fände, und wie könnte sie die Untergebenen den Weg des Rechtes führen?“

Der Alte blieb stehen und zog die Achseln in die Höhe.

„Was Ihr da sagt, ist im grunde ganz schön, aber eben gar zu schön gedacht. Wenn es Kaiser und Fürsten und andere hohe Obrigkeit aller Zeiten ge-

geben hat, die gut und auch wieder solche, die schlecht waren, so ist es kein Weltwunder, wenn ein Augsburgischer Stadtsiegelbewahrer zum Diebe wird. Aber das kann ich Euch sagen, junger Mann, daß es unseren gerechten Bürgerstolz auf den Tod verwundet hat, einen Dieb in unserer Obrigkeit Mitte zu haben. Wäre es meinem Kopfe nachgegangen," fuhr er zornig fort und stampfte mit dem Fuße, „so wäre der Sighard Schreiber an Galgen oder Rad gekommen."

„Und sein Weib und Kind?" fragte schüchtern Hans Fugger.

Der Alte riß die Augen auf.

„Die hätte ich zur Stadt hinauspeitschen lassen," versetzte der Bürger in blinder Wut.

„Herr, das hättet Ihr auch nicht gethan!" gab Fugger mit unzufriedener Miene zurück. „Grausamkeit ehrt keinen Menschen, auch nicht einen Augsburger Bürger."

„Oho!" rief der Alte, die Rechte in die Hüfte stemmend und seinen Begleiter mit stolzem kalten Auge messend. „Ihr redet wahrlich kühn! Habt Eueren Fuß kaum auf den Augsburger Boden gesetzt und wollt einen Augsburger Bürger lehren, was ihn ehrt und was nicht? Hört, Ihr scheint mir ein kecker Geselle zu sein!"

Dazu pustete und schnaubte er in brennendem Zorne.

„Seid nicht grimmig, alter Herr!" begütigte Hans Fugger, die Hand zur Versöhnung darreichend.

„Ich meine nur so. Was ein Mann, sei es aus Thorheit, sei es aus Schlechtigkeit, fehlt, mag er allein büßen und tragen. Weib und Kind aber haben im Unglück ein doppeltes Recht auf liebendes Erbarmen, und wenn die Rechte den Mann straft, soll die Linke das Weib schützen und helfend umfangen.“

Des Alten Töchterlein warf, leicht erglühend, einen lohnenden Blick nach dem Jüngling hinüber.

„Hm,“ murrte der Bürger und griff sich an das feiste runde Kinn, „Ihr denkt und sprecht nicht schlecht. Ihr habt Herz und Verstand. Kann es nicht leugnen. Aber Recht muß sein, wenn die Stadt bestehen soll!“

„Und erbarmende Liebe, wenn das Christentum bei uns Wahrheit sein soll,“ gab fest der Jüngling zurück.

„Vater, sei nicht unwirsch, wenn ich in Männerrede hineinzusprechen wage!“ sagte errötend die Jungfrau. „Aber ich denke, wer das Weib auch im Unglück achtet und schützt, der hat ein edles Herz und verdient, daß man ihm in Liebe die Hand drückt. Denn wenn Ihr Männer aufhören würdet, das Weib zu achten und zu schützen, so würdet auch Ihr entarten. Darum Dank dem Fremdlinge von den Lippen einer Augsburgerin, daß sein Herz dem Weib ein edles Wort gesprochen!“

Die Jungfrau sah verschämt vor sich nieder; der Alte streifte sein Kind mit zufriedenem Blick,

Hans Fugger aber schaute klaren Auges in das Antlitz der Jungfrau.

So gingen sie, jedes seinen Gedanken sich überlassend, die engen Gäßlein entlang; der alte Bürger trat fest auf und blickte sicher um sich, wie einer, der sich auf heimischem Boden befindet; Hans Fugger hingegen senkte schüchtern das Haupt.

„Und wißt Ihr," brach der Alte das Schweigen, „warum der Sighard Schreiber gestohlen hat?"

„Nein, Herr!" kam es bescheiden entgegen.

„Gut, dann will ich es Euch sagen. Der unglückliche Mann hat es sich mit der Frucht seiner Arbeit nicht genügen lassen. Er wollte mehr sein, mehr gelten und genießen, als er in Recht und Ehren vermochte, der Übermut riß ihn in Unglück und Verbrechen; wäre er bei dem geblieben, was sein war von rechtswegen, so säße er heute noch in Ehre und Würde."

Hans Fugger zog die Mütze und neigte das Haupt.

„Gott mit mir!" sprach er. „Ich stelle mich auf den Boden der Arbeit und der strengsten Ehrlichkeit; und über mir, wie blaues Himmelsgewölbe, sei Gottesliebe und Gottvertrauen. Aber flink mit der Hand und treu in Glauben und Liebe und Ehre will ich sein, so wahr ich Hans Fugger heiße, und so wahr Gott die Macht hat, diesen Namen zu segnen!"

Von den Türmen kam Glockengeläute über die abendliche Stadt und Flur. Der Avegruß wogte, zum Gebete mahnend und das Herz und des Men=

schen Denken nach dem Ewigen lenkend, in reichen Tonwellen durch die Luft. Alle, wie sie auf den Gassen standen oder gingen, zogen die Mützen und Hüte; die Frauen senkten die Augen und falteten die Hände; an vielen Häusern zündeten zarte Jungfrauen vor dem Bilde der Gottesmutter Öllichter an, die wie rotglühende Sterne in die heraufdämmernde Nacht hineinleuchteten.

„Nun und wo aus und an jetzt?“ fragte der Bürger, den Hut auf den grauen Scheitel drückend, seinen jungen Begleiter.

Hans Fugger lächelte leicht.

„Ei,“ rief er, „es wird wohl in einer der zahlreichen Schänken und Herbergen ein Platz für den Webergesellen aus Göggingen zu finden sein, bis mich irgend ein Meister ins Haus aufnimmt. Und Geld habe ich auch, Herr! Seht nur, ein strammes Säcklein schwarzer Pfennige, redlich erworben hinterm Webstuhle und mühsam erspart beim Wasserkruge. Mit diesen Pfennigen und mit meinen kräftigen Armen und mit dem gesunden Verstande, den mir unser Herrgott gegeben, will ich mir unter des Himmels Segen mein Glück in dieser Stadt aufbauen, klein und bescheiden, aber fest und dauernd, wie es deutscher Bürger Sitte ist. Und nun gehabt Euch wohl, lieber Herr, und nehmt meinen Dank dafür, daß ich an Euerer Seite in die Stadt gehen durfte! Auch Euch, holde Jungfrau, meinen Abschiedsgruß! Schlaft wohl in Gottes Hut!“

Hans Fugger schwenkte leicht die Mütze und bog in ein Seitengäßlein hinab.

Der Alte ging mit seiner Tochter seinem Wohnhause zu, wie es schien, tief in Gedanken versunken. In der Wohnstube angelangt, zündete das Mädchen die blechene Öllampe an und stellte den von der alten treuen Dienerin des Hauses bereiteten Abendimbiß — die Mutter war gestorben — auf den Tisch.

„Warum so still und verdrossen, Clara?" fragte der Alte, den Suppenlöffel auf das farbig gewürfelte Tischlaken niederlegend. „Schauest Du doch so unwirsch, als wäre Dir weiß Gott was für ein Leid widerfahren. Was ist's?"

„Nichts, Vater," antwortete das Mädchen; „ich habe mir nur gedacht, wie es den jungen Hans Fugger gefreut haben würde, wenn mein Vater, der ehrsame Bürger Widolph, ihm für die erste Nacht einen Platz in seinem Hause gegönnt hätte. Sagt man doch in aller Welt den Augsburger Bürgern nach, sie seien die gastfreiesten im weiten heiligen römischen Reiche; diesmal aber hat sich dieser gute Ruf nicht bewährt."

„So?" gab der Alte mit einem Anklange von Spott zurück. „Bist Du nun zu Ende, Du Siebenklug? Meinst Du, Dein Vater weiß nicht, wann er Gastfreundschaft zu üben habe und wann nicht? Oder glaubst Du nicht, ich hätte mir den frischen Jungen mit ins Haus genommen, wäre ich mit ihm allein auf dem Wege zusammengetroffen? So ich aber Dich an der Seite hatte, konnte und mochte

ich mit dem jungen Gesellen nicht in mein Haus treten. Du kennst sie ja, die lieben Klatschbasen, oder wie man das Ungeziefer sonst nennen mag. Die hätten erst die Köpfe zum Fenster herausgestreckt und geschaut, dann einander in die Ohren gewispert, und morgen wüßten sie schon genau, ich hätte Dir einen Bräutigam ins Haus gebracht, und so und so hieße er, und das sei er, und in drei Monaten sei Hochzeit."

„Sind denn die Weiberzungen gar so arg?" schmollte das Mädchen.

Der Alte lachte und zwinkerte mit den Augen. „Wirst es noch oft genug erfahren, mein Kind," sprach er, „dann wirst du mir recht geben." — —

Hans Fugger schlenderte gemächlich Gassen auf und Gassen ab und schaute sich die stolzen Häuser der Patrizier und jene der Bürger mit ihren hohen Giebeln, den lauschigen Erkern und niederen kleinen Fenstern an, so gut es eben die wachsende Dämmerung zuließ. Endlich des Wanderns und Schauens müde, trat er in eine Herberge, die er in einem Winkelgäßchen fand.

Dort saßen nur ein paar wilde Gesellen um einen schweren Eichentisch, die Humpen vor sich und den Würfelbecher in der Hand. Als Hans Fugger eintrat, befangen die Mütze vom lockigen Haupte ziehend und nach einer einsamen Ecke spähend, wo er unbemerkt seine Abendsuppe essen könnte, hatten sie ihn schon erschaut und maßen ihn einen Augenblick mit keckem Auge.

„Fremd?“ rief der eine und reichte seinen Krug.

„Ja,“ antwortete Hans und trank ein wenig.

„Ein schmucker Bursche!“ lobte der andere. „Hm, auch Geld im Beutel?“

Fugger zuckte die Achseln. „Kommt darauf an, wozu ich Geld haben soll.“

„Zu Spiel und Trunk!“ schrie der andere und stieß den Würfelbecher auf den Tisch.

„Dank' Euch!“ sprach Fugger ernst. „Um mit den Würfeln zu spielen, dazu sind mir drei Dinge zu gut: das ist die Zeit, die ich wahrlich besser anwenden kann; dann mein Geld, das ich mir sauer erworben habe, und endlich mein Verstand, den ich beim Würfelspiele nicht brauchen kann. Laßt mich in Ruhe und stört Euch nicht in Euerem Vergnügen! Wohl bekomme es Euch, wenn es Euch schmeckt! Alle Mägen sind ja nicht gleich.“

Mit diesen Worten setzte er sich an einen einsamen Tisch, indes die beiden Gesellen in ein höhnendes Gelächter ausbrachen.

Der Schänkwirt, der bisher stumm zugehört hatte, trat nun an Fugger's Tisch.

„Ihr seid ein kurz angebundener Geselle, aber recht habt Ihr; die Jugend soll nicht spielen, sondern arbeiten. Wer sich jung dem Spiele ergibt, wird alt ein Lump. Klingt grob, aber wahr ist's. Ihr seid wohl ein Handwerksgeselle, der hier sein Glück versuchen will?“

Das klang mehr hart, fast wegwerfend, als treuherzig und ermunternd.

„Ein Weber," antwortete Fugger, aus dem vom Wirte hingeschobenen Kruge trinkend.

„Ein Weber!" wiederholte der Wirt lachend. „Ihr meint wohl, wir haben ihrer noch nicht genug in unserer Stadt, die einander das Brot schmal machen, daß es für keinen ausreicht. Weiß Gott, aus Eueren Augen schaut ein Verstand, um den es gerade Schade ist, daß er hinterm Webstuhle verstauben muß. Ei, da seht unsere Goldschmiede an! Diese leben in Glanz und Ehre, und ganz Deutschland nennt ihre Namen mit Ruhm; aber ein Weber — nichts für ungut, Ihr thut mir leid, daß Ihr Euch nichts Besseres ausgesucht habt!"

Hans Fugger lächelte still vor sich hin und fuhr mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand in verschiedenen sich kreuzenden Linien auf der Tischplatte umher.

„Wenn das gewebt ist, was ich da mir im Kopfe ausgedacht habe, dann sollt Ihr, Wirt, sagen, daß auch ein Weber hellen Kopf und gesunden Verstand brauchen kann. Laßt mich unangefochten und mehr noch mein prächtiges Handwerk! Bin ich erst einmal in Euerer Stadt hinter einem Webstuhle heimisch geworden und kann ich mein Schifflein werfen, wie ich will, dann sollen die guten Augsburger, und Ihr vorne dran, sagen, die Weber sind auch eine Zierde der Stadt. So ist's!"

„Hm, wie heißt Ihr denn, daß Ihr so stolz redet?“ fragte der Wirt, den Arm auf den Tisch stemmend.

„Hans Fugger aus Göggingen!“

Zweites Kapitel.

„Ei, sieh mal, Hans, wie dir die Augsburger Sonne in goldenen Ringeln auf dem Pfuhle herumtanzt, als wollte sie dich hinauslocken aus den dumpfen engen Wänden deines Kämmerleins ins frische frohwogende Leben!“

Mit diesen Worten wischte sich der Jüngling den Schlaf aus den Augen und sprang vom Lager. Durch das weitgeöffnete Fenster drang mit klarem Sonnenlichte frischkühle Morgenluft ins kleine Gemach; da und dort hörte man einen Vogel sein Lied singen, und von dem Fenster drüben nickten blühende Rosenstöcke und andere Blumenpracht zu ihm herüber.

Hans warf sich rasch in die Kleider und wollte schon das Zimmer verlassen, als sein Blick noch einmal jene Blumen suchte. War es ihm doch, als flüsterten sie ihm einen guten Morgen zu und noch anderes, was er nicht verstand, und was sich ihm doch wie froher Gruß aus der Zukunft in die Seele niederließ.

„Ich grüß’ euch wohl, ihr Rosen und ihr Blumen all’, und halte es für ein gutes Zeichen, daß

ihr mir den ersten Morgengruß in dieser Stadt gebracht! Wer euch auch pflegen mag, er sei gesegnet; denn wer die Blumen liebt, der hat ein treuherzig fromm' Gemüt."

Und als der Hans Fugger das dachte und noch anderes mehr, da ging drüben bei den Rosen das Fenster auf, und eine Jungfrau strich sich die Locken aus dem blühenden Gesichte. Dann goß sie aus einem Krüglein gar sorgsam Wasser in die Töpfe, und was sie dabei dachte, das muß gar unschuldig lieb gewesen sein; denn sie lächelte schier so hell und klar, wie der Morgensonnenschein.

Und das war die Clara Widolph, welche gestern dem jungen Weber aus Göggingen so gerne des Vaters Gastfreundschaft gegönnt hätte.

Hans Fugger hatte die Jungfrau kaum erschaut, als er tief in seine Stube zurücktrat, so tief, daß er sie nicht mehr schauen konnte, und sie ihn nicht. Das wollte er ja. Denn so war er gemütet, daß ihm nichts weher that, als wenn einer unbescheiden dem anderen gegenübertrat.

Das war eben damals gute alte Sitte.

Clara aber begoß einen Blumentopf nach dem anderen und freute sich der Knospen, die über Nacht auseinander gebrochen waren, und dann ging sie wieder fort; daß aber der Hans Fugger sie erschaut habe, das wußte sie nicht.

Es war auch besser so; denn Unruhe im Menschenherzen stört Glück und Frieden.

So strich sich denn der Hans mit der flachen Hand über die brennende Stirne, die schier so rot war, wie die Rosen drüben an Clara's Fenster, lief die Treppe hinab zum schlaftrunkenen Wirte, warf die Zechkosten in ein paar schwarzen Pfennigen auf den Tisch, und frisch ging's zum Hause hinaus, das Glück zu suchen.

Das war nun nicht so leicht, als man sich's denken mag.

„Herr, wißt Ihr mir keinen Weber zu zeigen?"

„Einen Weber? Pah! Da ist einer und dort auch, und so Ihr um die Ecke geht, findet Ihr deren gleich drei. Weber mehr als zu viel, obgleich unsere Kinder Leinwand genug zerreißen!"

Darob lachte der Hans und dachte: Rede du, was du magst und wie du es verstehst; ein rechter und richtiger Weber hat allzeit sein gutes Brot.

Ging also zu einem, der ein Weber war.

„Gott zum Gruße und braucht Ihr keinen Gesellen?"

„Fremd?"

„Ja."

„Geht hin, woher Ihr gekommen seid, oder klopfet Steine!"

Damit ward die Thüre zugeworfen.

Dann kam Hans zu einem anderen.

„Will Euch was sagen," sprach dieser achselzuckend; „gebt mir Bett und Atzung und sicheren Gesellenlohn, und ich lasse Euch Webstuhl und Geschäft, so wahr mir Gott helfe!"

Der Hans Fugger spreizte die Beine und ließ den Kopf ein weniges nachdenklich auf die Brust herabsinken.

„Habt Ihr Kundschaft?“ fragte er forschenden Auges.

„Gewiß! Drei alte Weiber bringen mir alle Jahre ihr Gespinnst. Ist wohl Kundschaft genug!“

Der Fugger lachte noch immer still vor sich hin.

„Meine Kundschaft scheint Euch zu ergötzen,“ fuhr der Weber fort und strich sich mit der Hand über den kahlen Scheitel. „Groß ist sie nicht und sicher gerade auch nicht; denn die guten alten Frauen können jeden Tag sterben, ohne daß sich ein Mensch darüber zu wundern braucht.“

„Darf ich Euere Werkstätte sehen?“

Der Alte nickte kurz.

„Kommt mit!“ sprach er. „Ihr habt wenig Mühe dabei.“

Mit diesen Worten führte er seinen Gast in eine große helle Stube, in der ein einziger Webstuhl stand. Auf demselben war ein Stück derber Leinwand eben in Arbeit. Hans Fugger fingerte daran herum, als sei ihm solches Gewebe etwas fremdartig.

„O, ich will Euch das Ding gar gerne zeigen,“ meinte der Alte und setzte sich an den Stuhl und trat mit seinen steifen Beinen den Webstuhl und warf mit seinen gichtkranken Fingern das Schifflein, so gut es eben ging. Und das war schlecht und arm genug.

„Begreift Ihr nun?“ fragte er den Jüngling, nachdem er sich eine Zeit lang so abgemüht hatte, daß ihm die Schweißtropfen auf die Stirne traten.

„Ich denke wohl,“ lächelte Fugger und nahm des Alten Platz ein. Wie aber da der Webstuhl klapperte und polterte und wie das Schifflein flog, als jagte es tosender Sturmwind von einer Seite zur andern, und wie dabei das Tuch so fest und gleich ward, als sei Alles ein Guß! Der aber oben am Webstuhle saß und dort so werkte und schaffte, er schaute so ruhig und gleichgemutet, und kein Muskel seines Gesichtes zuckte, und kein Schweißtropfen stand auf seiner Stirne.

„Nun, bin ich ein Weber?“ fragte er nach einiger Zeit, von seinem Platze herunterspringend.

Der Alte faltete die zitternden Hände und schaute unverwandt nach dem Gewebe.

„Ihr seid ein Meister,“ sprach er festen warmen Tones; „mir dürft Ihr das glauben; denn ich habe in besserer Zeit lange Jahre die Jungen geprüft, ehe man sie zu Gesellen machte, oder die Gesellen, ehe sie Meister geworden sind. Das schönste Tuch, das ich noch gesehen, webt Ihr, und weiß Gott, mein alter Webstuhl hat nicht mehr hart und müde, wie unter meiner Hand, geklappert, sondern frisch und lustig und voll Kraft, wie eine Mühle, über die der Bergsturz mit voller Macht seine Wasser wirft und Rad und Mühlgang tapfer tanzen läßt.“

Hans Fugger schien die Worte des alten Webers kaum zu hören. Sinnenden Blickes schaute er eine

geraume Zeit vor sich nieder; sein Geist schien zu rechnen und zu erwägen; dann hob er das Haupt in die Höhe und maß den großen leeren Raum, worin er sich befand.

„Da wäre wohl Platz für sechs Webstühle," brach er, sich zum Alten wendend, das Schweigen.

„So viele standen auch in besseren Zeiten da; das Geschäft aber ging von Jahr zu Jahr schlechter, und zuletzt verkaufte ich aus Not einen Stuhl nach dem andern, bis auf diesen einzigen da; der sollte mich vor dem Hunger schützen. Er thut, was er kann," setzte wehmütig lächelnd der Alte hinzu, „aber es ist zum Erbarmen wenig."

Hans Fugger sah, wie dem Weber eine bittere Thräne ins Auge trat.

„Wollt Ihr mir den Saal hier mit dem Webstuhle überlassen?" fragte er. „Ich zahle Euch, was recht ist, und Ihr bleibt als Geselle bei mir."

Der Alte rieb sich verlegen die Hände.

„Was thut Ihr mit dem Teile, wenn Ihr das Ganze haben könnt, und ich desselben so gerne ledig wäre? Nehmt das ganze Haus, gebt mir ein Stüblein drinnen und laßt mich bei Euch arbeiten, was ich kann. Ihr zahlt mir jetzt, was Ihr könnt, und das andere später. Euch segnet unser Herrgott; schlagt ein, Ihr macht ein gutes Geschäft, und ich mache es nicht minder; denn Ihr nehmt mir viele Sorge von der Seele, und meiner schwindenden Lebenstage geringe Zahl überglastet noch einmal ein froher heller Abendsonnenschein."

Fugger war unterdessen an das Fenster getreten, und seine Hände waren wie zum Gebete gefaltet. Er hörte gar wohl, was der Alte hinter ihm so bittend vortrug, und doch baute und schaute sein Geist in die Zukunft hinüber. Er war kein Zauderer, aber noch weniger ein Mensch ohne Überlegung, der sich dem ersten Eindruck überließ.

Lange stand er am Fenster und dachte und überlegte, ehe er sich wieder umwandte. Seine Miene war ruhig, fest, ja tiefernst, als er dem Alten die Hand reichte und sprach: „In Gottes Namen! Es sei gewagt! Sein Segen und meine treue Arbeit mögen denn mein Glück begründen und aufbauen!"

Die Männer schauten sich, die Hände fest verschlungen haltend, lange ins offene klare Auge, dann machten sie den Kauf. Fugger teilte den Inhalt seines vollen Geldbeutels in zwei Teile, deren einen er zum Ankaufe des Hauses verwendete, und mit dem anderen sollten Webstühle und Garn beschafft werden.

„Nun habe ich Schulden," sprach er, nachdem er dem Verkäufer das Geld hingeschoben hatte. „Glaubt mir, es ist das erste Mal in meinem Leben!"

„Ich will Euch was sagen," entgegnete der andere, Schulden sind ein häßliches Wort, wenn Leichtsinn und Übermut dabei zu Gevatter stehen. So es aber ein Wort aus dem Munde eines jungen Mannes ist, der sich mit ehrlicher Arbeit emporringen will, dann ist es kühne, aber nicht kecke That.

Nicht jedem liegt zum Streben und Ringen auch der Mammon bequem zur Seite; Tausende sind es, die mit leerer Hand, aber gedankenschwerem Haupte auf den Markt des Lebens treten, und diesen, die mit Mühsal ringen, und nicht den früh Gemästeten, gehört die Welt. Dann noch eines! Ihr seid mir schuldig. Das ist ein eigenes Ding. Ich kenne Euch kaum eine Stunde noch. Und doch habe ich aus Euerem Auge eines gelesen, das mich getrost mein ganzes kleines Habe in Euere Hände legen läßt. Das ist des blauen deutschen Auges treuer Blick, aus dem nicht Trug und nicht Gewinnsucht lauert. Wollt Ihr die Welt erobern, und ist mein alter Webstuhl Euch gut genug dazu, wohlan! — Ich gebe ihn Euch auf deutsche Treue und Glauben."

„Und Gottes Segen sei und bleibe dabei!" rief tiefbewegt Hans Fugger." —

Die nächste Sorge war nun, den Raum mit Webstühlen zu bestellen und diese dann mit ganz tüchtigen Webern zu besetzen; denn Hans Fugger erkannte gar wohl, daß er nur dann emporzukommen vermöge, wenn seine Arbeit sich über die übliche Mittelmäßigkeit erhöbe. In dieser Mittelmäßigkeit der Arbeit aber waren zu jener Zeit Meister und Gesellen versunken; man begnügte sich damit, zu arbeiten, ohne sich zu fragen, ob dies nicht besser geschehen könne, als es bisher der Fall gewesen war. So kam es, daß die Arbeit eines Jahres genau der des andern glich, ohne Fortschritt oder Verbesserung in Geschmack und Technik.

Über diesen Vorbereitungen vergingen einige Wochen, und wahrlich, sie waren schon reich an Sorge für den jungen Weber. Kaum war es in der Stadt ruchbar geworden, einer aus Göggingen habe dem alten Weberpeter Haus und Handwerk abgekauft und wolle mit sechs Stühlen arbeiten und trage sich mit neuen Plänen, als auch sogleich Neid und Mißgunst sich feindselig gegen Hans Fugger erhoben und seinen Absichten hindernd entgegenzutreten versuchten. Man rumorte in der Zunft, ob denn Augsburg der Weber nicht genug habe, welche Söhne der Stadt seien und trotz redlichen Ringens und Schaffens kaum des Lebens Notdurft erkämpfen könnten; ihr Gewebe sei allzeit gut gewesen, und gern gekauft worden. Wozu es nun eines Webers von auswärts bedürfe, um den Heimischen das schmale Brot noch karger zu machen und etwa gar Neuerungen ins Handwerk zu bringen? Die also sprachen, machten die große Mehrzahl aus, und nur wenige Einsichtsvollere wagten es, dem Fremdlinge da und dort schüchtern ein gutes Wort zu reden; aber sie fanden selten einen, der ihnen geneigtes Ohr schenkte und gleich ihnen dem Hans Fugger den Boden unter den Fußen gönnte.

Die meiste Einsicht hatten die Herren im Rate. Die waren schier alle froh, daß der junge Mann von Göggingen so lobesames Streben zeigte, waren ihm auch sonst wohl gewogen, da er sich von bester Sitte und Ehrbarkeit erwies, Spiel und Schänke mied, jeden Tag bei den Barfüßern mit aufrichtiger

Andacht die heilige Messe hörte und sich in seinem ganzen Wesen als kernig fest und doch demütig bescheiden erzeigte.

„Wodurch ist unsere Stadt und unser Handwerk groß und reich und berühmt geworden," sagten sie, „als dadurch, daß hier nicht enge Schranke, sondern des Geistes freies Schaffen Geltung hat? Wer guten Witz im hellen Kopfe und ein rühriges Denken und Wirken verrät, ist uns jederzeit genehm, mag er von Augsburg sein, oder weither aus fremdem Lande."

So fand also der Hans Fugger wenigstens an einem Orte wohlgeneigten Sinn und freundliches Entgegenkommen, und das machte ihm mehr Mut und Vertrauen, als ihn seiner Gegner Mißgunst verdroß. Froh und unentwegt steuerte er seinem Ziele zu, und in etlichen Wochen war es erreicht.

Sechs gute Webstühle standen in dem großen Gelasse, und hinter dem ersten saß der Hans Fugger selbst, vom frühesten Morgen bis zum späten Dämmerabend wirkend und webend, und an den anderen waren fünf tüchtige Gesellen, frischmutig und klugaugig. Der alte Weberpeter hatte anderes genug zu thun, was seinen gichtkranken Gliedern leichter von statten ging, als das Treten und Werfen am Webstuhle.

Das währte einige Zeit, während welcher der Hans unermüdet über seiner Arbeit bei seinen Gesellen saß, jetzt belehrte, dann wieder mit gutem Worte aneiferte und — so es notthat — auch sanft

tadelte. Da — an einem Abend nahm er von allen Stühlen die fertigen Gewebe ab, ließ sie einzeln prüfend noch einmal durch seine Hand laufen und nickte zufrieden. Seine eigene Arbeit hatte er schon am Morgen abgenommen: ein großes Tafeltuch, mit zierlichen Blumen und Vögelein durchwoben.

Des anderen Tages aber ging der Hans Fugger nach dem Rathause, ein paar Gesellen schritten hinter ihm drein und trugen die gerollten Gewebe.

„Ehrerbietigen Gruß zuvor, Ihr edlen, ehrenfesten Herren!“ begann er, sich vor den Gestrengen verneigend. „Ihr habt mich in Euere Stadt aufgenommen und mir, da Neid und Mißgunst an mich herantraten, ein schützend Wort geredet. Das danke ich Euch all mein Lebtag. Damit Ihr aber auch erkennen möget, ob ich Eurer Gunst wert bin, so gestattet, daß ich Euch meiner jungen Werkstätte erste Arbeit zeige, ob sie Eures Beifalles würdig ist oder nicht!“

Darauf legten die Gesellen die Tuchrollen vor die gestrengen Herren auf den Tisch, der Fugger aber breitete sein Tafeltuch auf einem andern aus.

Nun ging es an ein ernstes Prüfen. Zog der eine die Brauen wichtig thuend in die Höhe und forschte, ob das Gewebe fest, oder ob es durchsichtig sei, genau untersuchend, ob der Fadenschlag wohl ganz gleichmäßig wäre; wieder ein anderer rieb die Leinwand bedächtig zwischen Daumen und Zeigefinger, indes sein Nachbar gleich gar des ganzen Stückes

Schwere prüfend auf seinen dicken Händen wog. Nur einer saß müßig da; in den Stuhl zurückgelehnt, hatte er die Arme auf der Brust verschlungen, die Lippen aufgeworfen und schaute kaum mit halbem Blick nach rechts oder links. Der war ein Weber, und es ging ihm wie Sorge und Neid durch Kopf und Herz, als er des jungen Anfängers Gewebe vor sich liegen sah.

Und während nun die Herren vom Rate sich erhoben und auch das Tafeltuch beschauten, erst stumm nickten, dann in lauter fröhlicher Rede die Arbeit lobten, trat der Weber an eines der rundscheibigen Fenster und sah verdrossen hinaus und trommelte mit den dürren Fingern auf dem steinernen Fenstergesimse.

Das alles sah der Hans Fugger gar wohl; er ließ es sich aber nicht anfechten, sondern freute sich baß des Lobes, das ihm die anderen Herren, voran der Bürgermeister, mit vollen Backen schenkten.

„Hätte wohl Lust und Begierde, Euch das Tafeltuch abzukaufen," sprach er würdevoll, die Hände auf dem runden Bauche faltend. „Wenn ich nur wüßte, ob es meiner lieben Ehefrau angenehm wäre; weiß Gott, ich machte den Handel gleich hier ab!"

„Erlaubt Ihr wohl," gab Fugger lächelnd zurück, „daß ich das Tuch zu Euerer ehr- und tugendfesten Hausfrau tragen darf? Dann mag sie ja selbst entscheiden, ob meiner Hände Arbeit würdig ist, auf eines Bürgermeisters Tisch zu liegen; denn,

Euer gnädiges Urteil in höchsten Ehren, den wahren Kennerblick haben doch nur die Hausfrauen.“

Der Bürgermeister lachte kräftig. „Schade, daß solches meine Sibylla nicht gehört hat; Ihr hättet wahrlich keinen kleinen Stein bei ihr im Brette! Geht nur getrost zu ihr! Mit Euerer Zunge und mit Euerem Tafeltuche seid Ihr gewiß willkommen.“

Hans Fugger verabschiedete sich, froher Hoffnung voll, von den gestrengen Herren und eilte mit seinem Tafeltuche zu der Frau Bürgermeisterin Behausung. Dort ward ihm anfangs nicht gar zu gnädiger Empfang! Die Gestrenge hatte heute einen schlimmen Tag, und Kopf- und Magenweh quälten sie über Gebühr; wollte daher den jungen Weber einfach wieder von der Schwelle schicken. Als aber der Hans Fugger in demütiger und wohlgesetzter Rede erzählte, wie der Herr Bürgermeister ihn mit dem Tafeltuch sende, und wie in solchen Sachen eine richtige Hausfrau, und vorab die Frau Bürgermeisterin das beste Einsehen habe, und wie es nur von ihr abhänge, eines strebsamen jungen Mannes ehrliches Ringen zu unterstützen: da nickte sie zufrieden lächelnd und führte den Weber in die große Wohnstube.

Dort aber saß im Erker schon ein Besuch; das war Clara Widolph.

Hans Fugger hatte die Maid kaum erschaut, als er sein Auge ehrbar senkte; dabei war es ihm,

als glühten seine Wangen und schlüge sein Herzschlag schnelleren Takt.

„Und nun laßt sehen," sprach die Bürgermeisterin, an einen Tisch tretend, „was Euer Fleiß und Euere Kunst geschaffen hat. Kommt, Clara, helft mir prüfen, wir wollen über die Arbeit strenges Gericht halten; ist sie gut, so werden wir mit unserem Lobe nicht geizen, ist sie, wie alles andere Gewebe, so mag uns der Mann da nicht ferner lästig sein."

Hans Fugger breitete sein Tafeltuch nicht ohne einige Befangenheit aus. Die Stimme der Gestrengen hatte einen so harten Klang angenommen, daß sein Mut wankend zu werden drohte. Und wenn nun erst nicht nur die Bürgermeisterin, wenn sogar auch Clara Widolph seine Arbeit gering achtete? Er schrack ordentlich in sich zusammen, als er sich auf dem Gedanken ertappte, es läge ihm mehr an dem Urteile der Jungfrau, als an jenem der vielvermögenden Frau Bürgermeisterin. Und wie war das alles geworden und gekommen? Er wußte es nicht; aber nachgedacht hätte er gerade jetzt so gerne darüber. Doch die Frauen ließen ihm nicht Zeit dazu; denn sie prüften bereits eifrig das Gewebe: die Bürgermeisterin mit schier stolzem Auge, Clara aber gar züchtig und bescheiden; doch darum nicht mit geringerem Fleiße.

Hans Fugger wagte kaum zu atmen, und ängstlich streifte sein Blick die strenge Hausfrau und das liebliche Mädchen. Nun richtete sich die erstere hoch auf, preßte die Lippen fest aufeinander und sah dem

Fugger unverwandt ins Auge, daß dieser den Blick kaum auszuhalten vermochte.

„Das Tuch habt Ihr ganz allein gewoben?“ brach sie endlich das Schweigen.

„Ganz allein!“ bestätigte aufatmend Hans Fugger.

„Und das Muster dazu?“

„Habe ich ausgedacht und gezeichnet.“

„Nun, Clara, was meint Ihr?“ fragte die Bürgermeisterin, sich zu dem Mädchen wendend.

Die Maid ward rot an Stirne und Wangen.

„Warum sprecht Ihr nicht zuerst Euer Urteil? Euer Wort hat für den Fugger Wert, indes das meine ohne Bedeutung ist. Doch weil Ihr es befehlt, so laßt mich sagen, daß ich noch kein schöneres und anmutigeres Gewebe gesehen habe, als dieses, und wäre ich Hausfrau, gleich Euch, so müßte dieses Gewebe meinen Leinenschrank schmücken; und kämen werte Gäste ins Haus, deckte ich den Tisch damit und sagte ihnen: das Tuch hat der Hans Fugger erdacht und gewoben. Und alle lobten dann das Werk und den Meister und bestellten ihr Gewebe bei ihm, und er würde ein reicher und angesehener Bürger der Stadt, dessen Namen alle Welt mit Ehren nennt.“

„Der Fugger kann mit Euerem Lobe wohl zufrieden sein,“ versetzte lächelnd die Gestrenge. „Nun, junger Mann, auch ich ehre Euer Werk, und wollt Ihr es mir zu kaufen geben, so mögt Ihr es hier liegen lassen!“

„Ich danke Euch für jedes Wort!“ rief Fugger, sich leicht verbeugend. „Es bringt mir Mut zu neuem Schaffen und, will's Gott, zu besserem noch! Das Tafeltuch sei Euer; den Preis mögt Ihr bestimmen. Ist's doch schon überreicher Lohn, daß Ihr meine Arbeit so gnädig beurteilt habt.“

Die Bürgermeisterin trat in eine Seitenkammer.

„Euch, schöne Jungfrau,“ flüsterte Hans Fugger, „hätte ich das Tuch nicht minder gegönnt, da ich sah, daß es Eueren Beifall hat.“

„So webt mir eines!“ antwortete Clara, ohne den Blick vom Boden zu erheben.

„Ist's Euer Ernst?“

„Am St. Andreastag sei es meines Vaters Angebind.“

Die Hausfrau kehrte in die Stube zurück. Was sie auf den Tisch legte, war reicher Lohn für Fugger.

„Gehabt Euch wohl,“ sprach sie, „und seid bedacht, daß man nur Rühmliches von Euch höre! Auch wir Frauen freuen uns des Fleißes und der Kunst der Männer, und manches Glück ward schon in unserem Augsburg aufgebaut, wozu den ersten Stein der Frauen Gunst und Lob gelegt.“

Drittes Kapitel.

Kalt war's, und der festgefrorne Schnee knarrte unter den Füßen der Augsburger, die am St. Andreasmorgen in die Kirche gingen, um ihrer Andacht zu pflegen. Die Giebel der Häuser waren von weißen Schneekappen überhangen, von den Wasserspeiern starrten lange Eiszapfen, und über der Stadt lag dichter grauer Nebel, den der Wintersonne schwaches Licht kaum zu durchdringen vermochte. Selbst der Glockenklang war heute nicht voll und klar. Alles war in Pelze und warme Kleider gehüllt, so gut es jeder vermochte; nur die Armut zitterte und fror und hatte keinen andern Schutz als den warmen Hauch des Mundes, den sie sich in die starren hageren Hände blies.

Um so wohliger und behaglicher war es dort in jener großen niederen getäfelten Stube, wo der grüne Kachelofen mit den reichen buntfarbigen Schildereien aus der Bibel eine wohlthuende Wärme ausströmte. Das ganze Gemach hat heute ein festliches Aussehen: der Estrich ist blank gescheuert, die Fensterscheibchen sind klar und hell und mit frischen Vorhängen überzogen, die zinnernen Trinkgefäße, Schüsseln und Teller und Kannen dort auf dem schweren alten eichenen Kasten blitzen wie eitel Silber; am traulichsten aber ist es drüben in der Ecke, wo ein breiter Erker gegen die Gasse vorspringt.

Da steht der mit Leder bezogene Lehnstuhl des Meisters Widolph vor dem spreizbeinigen Stuhle, auf dem Hans Fuggers Tafeltuch ausgebreitet liegt. Eine Kanne duftenden Weines ziert die Mitte der Tafel: davor steht ein neuer silberner Becher, kunstvolle Augsburger Goldschmiedarbeit, daneben sind würzige Kuchen und ein paar Töpfe mit blühenden Monatrosen. Man sieht, das Ganze ist von zarter Hand gar sinnig geordnet, ein Herz zu erfreuen, dem ein reiches edles Leben gewidmet ist.

Clara Widolph sitzt im Festkleide in der Stube. Ihr Blick ruht wehmütig weich auf dem geschmückten Erker, und aus ihren Augen leuchtet es wie thränenfeuchter Schmerz, wie bangaufdämmernde Sorge.

„Der Vater ist alt, und sein Leib wird von Tag zu Tag schwächer. Der bleiche Scheitel ist mit Friedhofblumen umzogen, die Hände zittern, die Beine sind müde, und die Brust kämpft mühsam, fast unterliegend, mit Atemnot. „Wie schnell doch seine Kraft zusammenbrach, und wie der leise anpochende Tod den lieben treuen Stamm, der meines Lebens ganze Stütze war, verwelken machte! Wie lange noch, und ich stehe allein auf Erden, und habe nichts mehr, als das Gedenken einer schönen Vergangenheit und zwei Gräber, in denen Vater und Mutter schlafen!“

Das Mädchen versank neuerdings in tiefes Sinnen. Der Schmerz gab seinem edel geschnittenen Angesichte einen eigenen Reiz, und die Thräne, die aus dem blauen Auge auf die im Schoß gefal-

teten Hände niederfiel, war wie ein erlösender Gedanke: verzage nicht, ein neuer Frühling bringt dir neue Blumen, armes liebes Menschenherz!

Die Thüre knarrte in ihren Angeln. Vater Widolph trat müden Schrittes ein. Überrascht blieb er unter der offenen Thüre stehen, sein Auge hing unverwandt am Erker, und ein leises Zittern durchbebte seinen Leib. Clara war sachte zu ihm getreten und hatte ihm den Mantel von den Schultern und die beschneite Mütze vom Haupte genommen.

„Vater," rief sie, ihm beide Hände entgegenstreckend, „'s ist so unendlich wenig für so reiches Lieben, das Du mir geschenkt hast und das ich Dir in gleichem Reichtum entgegentragen möchte! Nimm auch diesmal, wie so oft in meinem Leben, das redliche Wollen an, statt des armen Werkes!"

„Clara," hauchte der Alte tiefbewegt, „komm' und küsse mich!"

Das Mädchen hing an des Vaters Hals und weinte.

„Du bist gut und lieb und meiner alten Tage Stolz und Augentrost!" sprach Widolph, den blonden Scheitel seines Lieblings streichelnd und sich dann aus der Umarmung loswindend. „Mußt nicht weinen, mein Kind! Sieh nur hin auf die Rosen, die Du mir auf den Tisch gestellt hast; sie sind die Kinder der Freude und die Boten der Liebe! Weiß Gott, was Liebes sie Dir und mir zu verkünden haben! Blumen gleichen immer Engeln des Frie-

dens, und selbst auf dem Sarge und auf dem Grabe erzählen sie von der Liebe Gottes und von der Teilnahme der Menschen und vom Himmel mit ewigem Frühlinge und von einem Wiedersehen ohne Trennung."

Widolph hatte den Arm seiner Tochter genommen und war mit ihr in den Erker an den Tisch getreten. Dort nahm er vor allem den Trinkbecher in die Hand und beschaute ihn mit strahlenden Augen. „Gott hat unser liebes Augsburg reich gesegnet," rief er, „daß er ihm Meister so herrlicher Kunst gegeben! Wo Menschen edler Künste pflegen, da wohnt auch guter Sinn und gute Sitte. Den Becher halte ich hoch in Ehren, teueres Kind, und jeden Abend sollst Du mir den Labetrunk in ihm kredenzen. Dann trink' ich draus Dein Wohl und das meiner lieben Stadt Augsburg; der letzte Trunk aber sei stets denen geweiht, die in der Erde ruhen. Bei Gott, es gibt fürs Menschendenken kaum eine goldigere Leiter als die Erinnerung an jene, die, von unserer Liebe begleitet, ins Jenseits vorausgegangen sind. Da wird das Gedenken zum Gebet und das Gebet zum Leitstern für das eigene Leben. Da schlägt dann jeder Pulsschlag: auf Wiedersehen im Himmelreich! — Gib mir Wein, mein Kind! — Ich danke Dir! — Auf Dein Glück, Clara, meine Liebe und mein Segen sind mit Dir!"

Erst sah er mit erhobenem Becher lange seiner Tochter in die Augen; dann trank er ein weniges und wollte das Silbergeschirr auf den Tisch nieder-

stellen. Allein plötzlich hielt seine Hand inne, und sein Blick ruhte starr auf dem Tafeltuche.

„Das Laken ist nicht aus dem Schrein Deiner Mutter," sprach er, ohne das Auge davon abzuwenden.

„Nein, Vater!"

„Auch nicht aus der Hand unserer Augsburger Weber hervorgegangen?"

„Doch; 's ist Augsburger Arbeit."

Widolph nickte zufrieden. „Alles wächst, die Kunst und das Handwerk. Das ist ein wahrer Herzenstrost. Wie prächtig das Gewebe ist, so fest und gleich, Faden an Faden liegend, und das Ganze durchflochten von zierlichem Laubwerk und blühenden Rosen! Kind, das ist ein Meisterstück, womit Du meinen Tisch gedeckt. Wie war es Dir nur möglich, solch' einen Kauf zu machen, und wer ist der Meister?"

„Du kennst ihn, Vater! Denk' nur zurück an jenen Hans Fugger, der damals in die Stadt kam, als man den Sighard Schreiber derselben verwies."

Clara sprach diese Worte mit gedämpfter Stimme, die nicht ganz frei von einem leisen Erbeben war.

„Der junge Mann hat redlich Wort gehalten!" rief Widolph leuchtenden Auges. „Als er unsere Stadt an meiner Seite betrat, sprach er: „„Gott mit mir! Ich stelle mich auf den Boden der Arbeit."" — Er hat sein Wort schnell eingelöst, und unser Augsburg ist um eine gute Kraft reicher geworden." — —

Es war am Nachmittag und etwa um die zweite Stunde. Hans Fugger saß an einem Tische in seiner Werkstätte, zeichnend und berechnend, indes die Webstühle seiner Gehilfen tüchtig in einförmigem Takte klapperten. Da trat der alte Widolph, freundlichen Gruß bietend, in die Webstube.

„Hans Fugger," rief er, die Rechte ausstreckend, „Ihr gedenkt wohl noch meiner; oder habt Ihr des alten Widolph bereits vergessen?"

„Mit nichten!" sprach Fugger, den Handschlag treuherzig dankbar erwiedernd. „Ist doch kein Tag über unserer Stadt aufgegangen, daß ich Euer nicht gedacht hätte. Ihr habt mich zum Danke verpflichtet, und wahre Dankbarkeit vergißt keiner Gabe."

„Was hab' ich Euch gegeben?" sagte der Alte erstaunt. „Ich weiß von nichts."

„Ihr gabt mir ein gutes Wort und auch treuen Rat; das war mir lieber und mehr wert, als ein Säcklein Gold."

„Ei sieh da 'mal," lachte der Widolph, „habt Ihr bereits so überflüssig viel gemünztes Gold in Euerer Truhe, daß Ihr das andere gering achten wolltet?"

„Versteht mich nur recht!" versetzte Fugger, ernster werdend. „Damals als wir neben einander zum Göggingerthor herein in die Stadt schritten, war mir Euer ermunterndes Wort wie Botschaft vom Himmel; nun da ich mit frohem Mut und unerschütterlichem Gottvertrauen ans Werk gegangen bin, nun brauchte ich freilich auch ein strotzend

Säcklein Gold, um nicht bloß zu weben, was da und dort eine Bürgerin für sich und ihr Hauswesen bestellt, sondern um mein Gewebe auf den Markt zu werfen in jeder deutschen Stadt. Nennt mich nicht stolz und zeihet meine Pläne nicht des Übermutes! Erst wenn der Strom von kunstreichem Wirken und Schaffen, der in Augsburgs Mauern eingedämmt ist, in reichen Wogen über alle Lande fließt; wenn jeder Meister nicht für seine Stadt sich müht, um dann vielleicht Wochen lang keine Arbeit und kein Brot zu haben, weil niemand da ist, der kauft und feilscht; erst wenn die deutschen Waren in allen Seehäfen auf die Schiffe verladen werden und fremdes Gold in unsere Truhen fließt als der Lohn unseres Geistes und unserer Hände: erst dann ist's eine Lust, ein ganzer Meister in seinem Handwerke zu sein; erst dann blüht der Wohlstand deutscher Bürger auf, und unsere Städte werden groß und herrlich werden und ihren Reichtum den Künsten zu Füßen legen können."

Widolph hatte sinnend den warmen Worten des Webers gelauscht. Das Kinn auf die rechte Hand stützend, stand er lange Zeit wortlos da und sah unverwandt in Fuggers glühende Augen.

„Was Ihr gesagt habt, Meister Hans," sprach er ernst und gelassen, „das klingt für kurzen Verstand wie eitel Übermut. Ich verstehe Euch und ich bin stolz darauf, wie auf Euere Freundschaft. Ich denke, wir verstehen uns mit jeder Stunde besser und haben darum gar vieles mit einander zu reden.

Sagt Ja und kommet heute Abend in meine Behausung! Meine Tochter wird sich freuen, Euch auf Euer kunstreiches Tischlaken einen guten Imbiß zu setzen, und ich, mein lieber junger Freund, will dafür sorgen, daß, wenn wir im Erker traulich plaudern, der beste Wein im Kruge mit uns zu Gaste ist."

„Ihr seid so herzlich gut mit mir," rief Hans Fugger, beide Hände ausstreckend, „ich komme, ja ich komme mit tausend Freuden! Seht, draußen ist's Winter, und der Himmel düstert mit aschfahlem Lichte auf uns hernieder. Das ist, wie starrer Tod, und eisig ist's für die Seele, wie für den Leib, hinaus in diesen kalten Wintertag zu gehen. Doch denke ich Euerer Liebe, so ist's mir wieder, als winke mir ein Frühling mit Blumen, wie sie nicht auf Wiese und Feld wachsen, sondern wie sie aus meiner Glückseligkeit im Herzen hervorsprießen. Und wenn es mit mir so wird, so vergelte es Euch Gott mit der Fülle seines Segens!"

Die beiden Männer schieden unter stummem Gruße.

Draußen aber fiel feuchtkalter Nebel auf die Stadt und in die Gassen und Gäßlein herab.

Clara stand, des Vaters harrend, unter der niederen Hausthüre, und als sie ihn, schneller als er sonst zu gehen gewohnt war, einherschreiten sah, eilte sie ihm entgegen, nahm ihn beim Arme und bat ihn, bei so häßlichem Nebel seiner Gesundheit zu pflegen und langsam zu gehen. Der Alte jedoch

fuhr sich mit der Rückseite der rechten Hand über die heiße Stirn und schüttelte das graue Haupt.

„Rede und pfusche mir nicht immer ins Zeug, wie meine Selige, Deine Mutter, es auch gethan hat! 'S ist helle Liebe, ich weiß das, aber unnötig; doch vergelt's Gott dafür! Du, Clara, heute Abend kommt der Hans Fugger auf einen Imbiß zu uns, ich habe ihn selbst eingeladen; er ist ein ganz merkwürdiger Mensch!"

Als er aber dies sagte, neigte die Clara das Köpflein leise gegen die Brust herab, und gut war es, daß es düsterte; denn ihre Wangen brannten, wie Rosen im Hochsommer, und dem Alten war es, als drückte ihm seine Tochter flüchtig aber festinnig den Arm.

Doch achtete er dessen nicht, sondern ging in die Wohnstube und setzte sich in den Erker. Dort gedachte er vergangener Zeiten: — wie er noch ein lebensfrischer Jüngling gewesen, dem die frohe Lebensader in mächtigem Pulse schlug, und wie er dann ein ganzer Mann geworden, dem Eichbaume gleich, um dessen Stamm sich die glühende Waldrose und der traurig dunkle Epheu schlingen. Wie dann aber manches grüne Laub, über Nacht fahl geworden, zitternd vom Baume fiel, und mancher Ast verdorrte, und zuletzt der Stamm in seinem Lebensmark wund geworden. Das war damals, als er seinem Weibe die gebrochenen Augen zudrückte. Und von der Mutter Grab weg gedachte er seines Kindes, das so still blühte, wie die Blume

im Waldhage. Da faßte ihn aber jäher Schmerz, daß er nicht wußte, wo sein Kleinod Schutz finden werde im Sturm des Lebens, und wer ihm einst Stütze und Stab sein würde, wenn er selbst die müden Augen geschlossen hätte. — — Über dem blieb sein ganzes Denken stille stehen, lange Zeit, und zuletzt ward es zum Gebete, Gott möge auch hier seine Vaterliebe walten lassen. —

Clara aber stand in der Küche und schaute mit gar eigenem Sinne in die Dampfringeln, die aus den brodelnden Geschirren aufstiegen. Schier wäre ihr das ganze Gericht angebrannt, so wenig hatte sie dessen acht, was ihr oblag. Und doch meinte sie, heute müsse jede Speise doppelt gut bereitet sein, einmal weil des lieben Vaters Geburtstag sei, und dann weil der Hans Fugger zu Gast am Tische sitze, und vor einem Fremden müsse man die Augsburger Küche zu besonderer Ehre bringen.

Also raffte sie sich aus ihrem Sinnen und Träumen gar kräftig auf und schaffte gleich einer Hausfrau in Küche und Haus.

Indes war es Abend geworden und finster auf den Gassen und in den Stuben. Widolph saß, seines Gastes harrend, hinter dem rötlich schimmernden Lichte, während Clara in stiller Geschäftigkeit den Tisch zurecht richtete.

„Es ist Dir doch angenehm, wenn ich Fuggers Tischlaken wieder auflege?“

„Gewiß, mein Kind! Wir ehren damit unseren Gast und seine kunstreiche Arbeit.“

„Du bist ihm also gut und freundlich gewogen?“

Der Alte schaute auf. Das Zittern der Stimme seiner Tochter war ihm aufgefallen.

„Ja, Clara,“ antwortete er festen ruhigen Tones, „diesem Manne bin ich von Herzen zugethan. Und wäre ich es nicht, so käme er mir nicht abends und nicht gerade heute als lieber Gast und Freund über die Schwelle meines Hauses. Kind, glaube es mir, der Hans Fugger ist ein golden Gemüt, weich im Fühlen und fest im Wollen; treu seiner Pflicht, im Geiste rein und edel, so strebt er, so schafft er, aber nicht aus schnöder Habsucht.“

„Ein schönes Lob, Vater! Mich erfaßt eine innige Freude, wenn ich sehe, daß Deiner Liebe Strahlen auch auf jene fallen, die mein eigenes Herz für gut und edel anerkennt. Und das ist der Fugger, Vater. Er ist nicht, wie die Söhne unserer Patrizier sind, geziert in Wort und Rede und Gewand, dabei aber innen hohl und arm. Sein Wort ist klar und durchsichtig, wie der Waldquell, und sein Herz mag wohl sein, wie ein Demant, welcher die Lichter der Sonne in tausend Gluten wiedergibt.“

Der Alte zog die Brauen schalkhaft in die Höhe und sah seine Tochter mit scharfem Auge an.

„Ich denke, Du verstehst noch besser zu loben, denn ich; mein Lob ist warm, das Deine glüht. Nun, nun, mein Clärchen, das ist so arg bös nicht, daß Du deswegen bis zur Halskrause zu erröten

brauchest. Bewahre Dir nur immer ein reines Herz!"

Da trat aber der Fugger in seinem Feierkleid ein. Nachdem er sich zuerst vor der Jungfrau verneigt hatte, schritt er auf den Alten zu.

„Grüß Gott," sagte er, „und treuen Handschlag, Meister Widolph! Heute ist ein Tag, an welchem die Sonne nicht untergeht."

„Ein lieber Freund ist wie heller Sonnenschein, dem keine Nacht folgt," gab Widolph warm zurück. „Hier ist Euer Platz; nun setzt Euch, und Gott schenke uns einen frohgemuteten Abend! Clara, bringe nun unseren Imbiß!"

Die Maid ging stillschaffend und dem Gaste dienend ab und zu; züchtig schlug sie die Augen zur Erde, und so sie der Vater um dies und jenes fragte, oder der Fugger ihre Kochkunst mit schüchternem Lobe ehrte, ward sie brennrot, wie die Rosen in ihren Blumentöpfen, da noch die warme Sommersonne auf sie schien.

Während aber Clara in der Küche zu schaffen hatte, waren die Männer drinnen im Erkerwinkel der Wohnstube in ein gar ernstes Reden gekommen.

„Will Euch was sagen," erwiderte jetzt Widolph seinem Gaste, „Ihr seid kühn und groß in Euerem ganzen Denken und Streben; aber indes Ihr einen stolzen Bau mit Eueren Plänen aufführen wollet, vergesset Ihr Eines." —

„Und das wäre?"

„Das Fundament!"

Widolph sprach dieses Wort langsam und nachdrucksvoll aus. Dabei sah er seinem Gaste ruhig, aber fest ins Auge.

„Ich verstehe Euch nicht," unterbrach Fugger das Schweigen; „meint Ihr wohl, ich baute in die Luft?"

„Ja."

Das klang wieder so fest und bestimmt, daß der Fugger ganz verwirrt aufschaute.

„Ihr versteht mich nicht," fuhr Widolph in ernstem Tone fort. „Ihr meint, der Geist und die Kraft des Menschen seien dem Mühlrade gleich, das Tag und Nacht vom Wellenschlage sich treiben läßt. Ihr glaubt, Ihr könntet das, was Ihr denkt, auch leicht vollbringen; Ihr vergeßt dabei, daß, wie die Blume zu ihrem Wachstum den Tau heischt, so auch der Geist des Menschen den Tau der Ruhe und der Liebe bedarf."

Hans Fugger sah da verwundert auf.

„Ja, schauet mich nur in hellem Staunen an," fuhr der Alte eifrig fort; „Ihr müßt Euch ein Weib nehmen, damit Ihr auch wisset, für wen Ihr sorget und schaffet, und damit Ihr jemanden an der Seite habt, der für Euch schafft und sorgt, wenn Ihr abends müde vom Webstuhle weg in Euere Stube geht. Sagt selbst, ist es nicht zum Erbarmen kalt und arm um Euch herum, wenn Ihr so allein hinter Euerem Tische sitzet, und es ist niemand neben Euch, der Euch ein frohes liebes Wort schenkt? Einsam und freudlos schleicht für Euch ein Tag nach dem

andern dahin; das ist kein Leben für einen jungen Mann, der Kopf und Herz voll Kraft und Feuer hat und tüchtig und brav genug ist, um ein Weib glücklich zu machen und selbst an der Seite einer Hausfrau glücklich zu sein."

Hans Fugger saß mit verschlungenen Händen und tief geneigtem Haupte da und wußte auf all' diese Worte keine Gegenrede; aber um seinen Mund spielte ein leises Lächeln, das schier wehmütig war und doch wieder froh hoffend zugleich.

„Was Ihr gesagt habt," brach er endlich das Schweigen, „das klingt für mich, wie ein unverständliches Wort. Laßt mich an Euere Liebe glauben und auf dieselbe stolz sein! Jungfrauenminne ist für den armen Weber, den niemand beachtet, eine verbotene Frucht. Vielleicht," setzte er lächelnd bei, „vielleicht darf der Hans Fugger in zehn Jahren daran denken, um eines Bürgers Tochter zu freien — jetzt ist es für ihn besser, sein ganzes Sinnen seiner Arbeit zu widmen, als an Minne zu denken."

Damit erhob er sich, um den Heimweg anzutreten. Widolph sah ihm etwas verdrossen ins Gesicht.

„Und Ihr gebt mir doch noch Recht, und zwar ehe zehn Jahre um sind," sprach er, die Hand zum Abschiede dem Gaste darbietend.

Fugger antwortete nichts. Sein Blick schweifte nach der Thüre und blieb dort gedankenvoll haften. Plötzlich aber, wie aus einem Traume erwachend, drückte er dem Meister nochmals die Hand und

sprach in weichem Tone: „Grüßet mir Euere minnigliche Tochter und saget ihr meinen Dank!“

Da trat Clara in die Stube. Hans Fuggers Gesicht flammte in dunkler Röte auf; ehrerbietig verneigte er sich und eilte aus der Stube und fort, die Gasse hinauf. An der Ecke blieb er tiefatmend stehen. Sein Blick hing unverwandt an dem blassen Monde, der durch zerrissenes Schneegewölke hervorleuchtete. So stand Hans Fugger lange Zeit, und es war, als wollte er von dem Nachthimmel die Enträtselung eines lieben Geheimnisses herunterlesen.

Dann aber hüllte er sich fester in seinen Mantel und ging langsamen Schrittes nach seinem einsamen Heim.

Viertes Kapitel.

Von jenem Abend an war der Hans Fugger ein anderer Mensch geworden. Brav aber blieb er immer. Nur stand er oft mitten in seiner Arbeit, die ihm doch sein Alles und sein Leben war, regungslos stille, und man konnte es an seinem Gesichte und seinen Augen absehen, daß sein Geist Träume oder Pläne oder Hoffnungen spann. Die um ihn waren, meinten alle, der Fugger denke seinem Geschäfte nach, und wie er es größer und reicher machen könne; aber sein Denken war ein ganz anderes — und viel innigeres.

Den armen Hans überkam es drinnen im Herzen wie Heimweh. Ein Sehnen ging durch seine Seele, das bald schneidend weh that, bald wie Kuß von Freundeslippen war, und wenn er die Hand auf das pochende Herz hielt und Atem aus der gepreßten Brust holte, so hätte man schier meinen können, er sei ernstlich krank.

So ging eine Woche herum und dann eine andere und ihrer noch mehr. Der Hans aber ward ruhiger und wieder fester in seinem Wesen, sein Auge frischer, wenn auch ein fast harter Ernst darin lag, und mildfreundlicher seine Miene und sein Gruß.

Überdem kam Weihnachten. Die Webstühle hatten im heiligen Advent so vollauf zu klappern vom frühesten Morgen bis tief in die stille Nacht hinein, wie noch nie zuvor. Das Tischlaken der Bürgermeisterin war gar bald allen vornehmeren Frauen der Stadt gezeigt, und von allen höchlich bewundert. Jede wünschte der Gestrengen Glück zu dem seltenen Stücke, im Stillen aber dachte auch wieder die eine und andere: was die Bürgermeisterin vermag, das erträgt mein Geldkätzlein auch wohl noch, und warum soll sie allein solch ein schönes Tuch ihr Eigen nennen? Ging also jede, ohne der anderen etwas zu vertrauen — denn der Neid macht selbst Weiberzungen verschwiegen — zum Hans Fugger und bestellte sich ein Tischlaken, wo möglich noch schöner als das der Bürgermeisterin; dafür dürfe es auch ein gut Stück Geld mehr kosten; denn darauf komme es einer Augsburger Bürgerin wahr=

lich nicht an; aber bis Weihnachten müsse das Bestellte gewiß fertig sein.

Des freute sich der Hans Fugger und nickte jeder Hausfrau freundlich Gewährung, so ihn anders unser Herr Gott frisch und gesund erhalte. Ging also frohen Mutes an die Arbeit und dachte nicht an Schlaf und Ruhe, bis das letzte Stück fertig war. Dafür bekam er von den Frauen insgesamt nicht nur reichen Lohn, sondern auch viel liebliche Rede.

Und nun saß er in seiner kalten Stube am Tische, auf dem all das verdiente Geld lag, ein Häuflein, wie er es in seinem Leben noch nicht sein Eigentum hatte nennen dürfen. Er sah wehmütig lächelnd auf seinen kleinen Reichtum, und ein eigen Denken durchzog dabei sein Gehirn. Und da kam ihm mitten in seinen Gedanken der Wunsch, er möchte jemand haben, der seine stille Freude mit ihm teile und der zu ihm sagte: Sieh, lieber Hans, das hast du wieder brav gemacht! Bist nicht nur ein tüchtiger Meister, sondern sorgst auch treulich für Weib und Kind, und —. Aber kaum hatte er solches gedacht, als er auch wie erschrocken aus seinem Sinnen auffuhr. Erst schüttelte er den Kopf, als wollte er wieder zu sich sagen: Hans, sei klug und denke an anderes! Dann stand er rasch auf, strich all das Geld in ein hölzernes Kästlein, das er in einem Wandschrank aufbewahrte, und sprach seinen Abendsegen, um der lange Zeit hindurch verkürzten Nachtruhe zu pflegen.

So kam der heilige Abend. Fugger sah ihm mit frommer Freude, aber auch mit schmerzlichem Bangen entgegen. Sollte er doch heuer zum erstenmale diese weihevollen Abendstunden, statt im traulichen Kreise der Familie, in kalter Verlassenheit zubringen. Dieser Gedanke schnürte ihm schier das Herz zusammen.

Ein freundlicher Wintersonnenstrahl grüßte durch die hellen, runden Fensterscheiblein in seine Stube hinein und tröstete und lockte: Sei nicht traurig und geh mit mir! Das begriff der Hans Fugger aufs erstemal und ging mit leicht übergeworfenem Mantel hinaus ins Freie.

Die Vesperglocken von den Pfarr- und Klosterkirchen klangen so fromm und lieblich hinaus in die kalte Welt und hinein in die warmen Herzen.

Der Fugger war ein fromm Gemüt, und was die Glocken sangen, das sang er fröhlich wieder: der Herr ist uns geboren!

Er stand weit draußen vor dem Stadtthore, und weich und mildwarm kam der Glocken Singen zu ihm herüber. Da kniete er sich nieder und bat und betete: „Herr, Du bist gut, und Deiner Liebe ist kein Ende! Mach's recht mit mir; doch anders als es ist! Ich bin so arm!" — Darauf wandte er sich und ging zurück zur Stadt und geraden Wegs zu Widolphs Haus.

Aber Mut mußt du haben, sprach Fugger zu sich selbst; denn ein anderer heilt dein Elend doch nicht, als der Widolph und seine Clara.

Und so ging er flüchtig schnell seines Weges; allein je näher er der Behausung des alten Widolph kam, desto zager und zögernder ward sein Schritt. Und als er an der Hausthüre stand, holte er so tiefen Atem, als wollte ihm derselbe die Brust zersprengen; dann trat er in die Hausflur. Da kam ihm die Clara entgegen, züchtig verschämt und fast verwirrt.

„Ihr sucht den Vater?“ stammelte sie mit zitternder Stimme; „er ist in den Dom zur Vesper gegangen und sollte wohl längst zurück sein. Vielleicht hat ihn ein Freund mit sich genommen; ich weiß es nicht — ich hoffe ihn jeden Augenblick zurück.“

„Da will ich wohl wieder meiner Wege gehen,“ erwiderte Fugger verwirrt. „Der Vater wäre mir just heute zu einer Unterredung erwünscht gewesen — weiß Gott, ob ich ein andermal wieder in solcher Angelegenheit zu kommen den Mut habe — allein ich sehe wohl, ich kann seiner hier nicht warten.“

„Ei warum denn nicht?“ fragte erstaunt in ihrer Unschuld die Jungfrau. „Beliebt in die warme Stube des Vaters zu treten! Dort am Erkertische ist's ein lustig Schauen nach der Gasse. Ihr Männer dürft das ja, uns Mädchen aber ziemt es nicht.“

Fugger folgte der Jungfrau in das Gemach, in welchem er aber im nächsten Augenblick schon allein stand. Und nun verfiel er wieder in buntes Sinnen: wie liebtraut ein solches Heim sei, sonderlich des Abends nach treu gethaner Arbeit, und wie es etwa gar sein müsse, wenn die alte Eichenthüre dort in

ihren Angeln knarre, und ein minnigliches Frauenbild träte ein, und das sei sein ehelich Weib. Und wenn das gar die Clara wäre?

Erschrocken sah er sich um, ob etwa jemand solch' einen frevelhaften Gedanken erlauscht habe. Aber niemand war um ihn, nur von der Wand sah das Bildnis einer Frau zu ihm hernieder, strenge und doch gut.

Da öffnete sich die alte Eichenthüre wirklich; allein nicht die Clara erschien unter derselben, sondern Vater Widolph, tief aufatmend, wie einer, dem das Wasser auf der Brust sitzt.

Fugger war so verwirrt, daß er im ersten Augenblick kaum ein Wort des Grußes fand.

„Setzt Euch — freut mich, Euch zu sehen! — Ach, was mich die Atemnot quält! — O wie glücklich seid Ihr, daß Ihr noch jung und gesund seid!"

„Ihr verzeiht doch, daß ich Euch heimgesucht habe?" begann Fugger, schüchtern an seinem Wamse zupfend. „Ich will Euch alles haarklein sagen, wenn Ihr die Geduld haben wollt, mich anzuhören. Ich habe mir ein schönes Stück Geld verdient, so viel, daß Ihr staunen würdet, wollte ich Euch sagen, wie viel es ist. Das hätte nun einen anderen frohzufrieden gemacht, wohl auch stolz, oder gar übermütig. Mir aber ist arm und weh ums Herz geworden, und schier hätte ich geweint."

Er setzte einen Augenblick in der Rede aus und sah traurig vor sich nieder; auch Widolphs Blick war ernst und sinnend.

„Und warum wolltet Ihr fast weinen?“ fragte der Alte in väterlichem Tone.

Fugger zögerte. „Ich weiß nicht, wie ich meinen verworrenen Gedanken im Worte bestimmte Gestalt geben soll. Hört mich barmherzig an! Ihr habt mir gesagt — und seitdem sind erst wenige Wochen vergangen — der Mensch bedürfe des Taues der Liebe. Ich sagte nein und meinte, wenn ich an Liebe dächte, dann sei es in zehn Jahren auch noch frühe genug. So redet der Mensch und denkt nicht, daß das Herz anders spricht, als der Verstand. Mir wird es von Tag zu Tag klarer, daß ich in meiner Einsamkeit zu grunde gehe; mein Gemüt ist weich, und meine Seele sehnt sich nach Mitteilung. Was nützt mir das Geld, was die Ehre, wenn alles auf mich allein fällt? Erst im Teilen und Mitteilen liegt Freude und Befriedigung.“

„Und dies fehlt Euch?“

„Ganz und gar!“ Dazu seufzte der Fugger zum Erbarmen.

„So nehmt ein christlich frommes Weib zur Ehe!“ platzte Widolph treuherzig derb heraus.

Fuggers Wangen glühten.

„Widolph, liebster Widolph,“ sprach er dringend und streckte seine beiden Hände über den Tisch, „Ihr allein könnt mir hefen!“

Der Alte schlug das kluge graue Auge voll auf und richtete es fragend auf den Gast.

„Gebt mir die Clara!“

Hans Fugger stieß diese Worte mit krampfhafter Angst aus; dann brach er, wie wenn er seinem Todesurteile entgegensähe, in sich zusammen.

Widolph war aufgestanden und ging mit rückwärts gekreuzten Armen und mit langen Schritten in der Stube auf und ab. Dabei ließ er bald das Haupt nachdenklich auf die Brust herabsinken, bald richtete er es stolz in die Höhe und blieb überlegend stehen.

„Gute Nacht, Hans Fugger!“ sprach er, mit fast kalter Würde dem jungen Manne die Hand reichend. „Morgen nach dem Hochamte könnt Ihr bei wir wieder vorsprechen.“

Dieser Abschiedsgruß klang nahezu wie ein Befehl, so daß der arme Fugger in neuer Verwirrung, nachdem er stumm und flüchtig die Hand des Alten gedrückt hatte, aus dem Hause eilte. —

Nicht minder bewegt in seinem Herzen war der alte Widolph. Schien er doch einem herbstlichen Rosenbaume zu gleichen, dem man die letzte Rose abpflücken will. Und wenn diese Hand eine rauhe wäre? Wenn sie die arme Blume fühllos entblättern, wegwerfen und verstoßen würde?

„Nein, das thut ein Hans Fugger nicht! Clara, wo bist Du?“

Das Mädchen trat ein und küßte die Stirne des Vaters.

„Kind, der Hans Fugger hat mir ein Geheimnis vertraut.“

„Dann darfst Du es niemanden mitteilen,“ antwortete das Mädchen, mit der flachen Hand an den Falten des Rockes hinabstreifend.

„Doch; es ist ein Geheimnis für mich und Dich. Der Fugger möchte sich einen Ehestand gründen und ein Weib nehmen.“

„Daran thut er recht,“ erwiderte Clara mit zitternder Stimme. „Nur wünsche ich ihm ein Weib, das sein Gemüt begreift, das ihm den Schweiß der Arbeit in Liebe von der Stirne trocknet, das, während er für den Wohlstand seines Hauses schafft, in stillem Wirken an dem Glück des Hauses baut: ein Weib, das mit ihm die Freude teilt und das Leiden von ihm zu nehmen sucht.“

Widolph sah mit freudigem Staunen zu seinem Kinde auf.

„Um Dich hat er gebeten!“ sprach er, die Hand der Tochter erfassend.

Clara erbebte am ganzen Leibe.

„Vater, laß mich in meine Kammer gehen! Die heilige Nacht wirft ihre Schatten auf die Erde, wie ihr Licht in alle frommen Herzen. Laß mich beten! Im Gebete will ich Trost und Freude finden, im Beten Licht für allen Zweifel. Segne mich, wie meine Mutter es vom Himmel an mir thun möge!“

Der Alte legte seine Hände auf des Mädchens Scheitel. Seine Lippen bewegten sich in stillem Gebete.

„Gute Nacht, mein Kind! Gott schenke Dir frohe Weihnacht!“

„Der Heiland ist uns geboren!“ hauchte die Maid. Dann nahm sie geweihtes Wasser und ging nach ihrer Kammer.

Im hohen Dome war Nachts ein großes Drängen und Wogen. Wen nicht Alter oder Krankheit hinderte, der pilgerte in der kalten sternhellen Mondnacht nach einem Gotteshause, um dort in demütigem Beten den heiligen Christ zu feiern.

Vom Hochaltare floß ein ganzes Lichtmeer durch die hohen Räume des Domes und umkleidete die schlanken Säulen mit blendendem Glast, indes reich gekleidete Priesterschaft den celebrierenden Bischof umknieete, aufjubelnder Gesang die Hallen durchbrauste und das betende und freudig erregte Volk seiner Andacht pflegte.

In einer Seitenkapelle, durch dämmeriges Halbdunkel verborgen, steht der Hans Fugger, schier wie ein Bild von Stein, unbeweglich am ganzen Leibe, das Gesicht strengernst, wie gemeißelt. Sein Denken ist kein unheiliges, wenn es auch im Irdischen wurzelt. Er hat innig und demütig gebetet und ist im Geiste an der Krippe seines Heilands gekniet; dort hat er geopfert, was ihm lieb war und was ihn drückte; und als er an sein jüngstes Hoffen kam, stand sein Herzschlag für einen Augenblick stille, und er meinte, nicht opfern zu können, wenn sein geheimes heißes Hoffen entblättert auf das Grab der Täuschung fallen müßte. Und wenn es Gott doch von ihm heischte? Dieser Gedanke hing eben düster

über seiner Seele — er kämpfte lange, aber er kam auf dornigem Pfade zum Siege.

„Wie Gott will!“ seufzte er ergeben, als er aus der Kirche trat und nach Hause ging. Und als ihm einer im Vorbeigehen zurief: „Fröhliche Christzeit!“ da dankte er unwillkürlich wieder mit den Worten: „Wie Gott will!“

Ähnlich wie dem Hans Fugger erging es der Clara Widolph; nur war ihr Denken weicher und milder, ihr Hoffen und Wünschen zaghaft und von Anfang ergeben. Als es ihr klar ward, daß sie den Fugger wohl so lieb habe, wie er sie, da dachte sie einen Augenblick lang erschrocken: Mein Gott, es wird doch nicht Sünde sein! Ruhig schlafen konnte sie in jener Nacht nicht; denn ein buntes Traumleben durchzog ihren Schlummer, bald lieb tröstend, bald wild dräuend, oder hart und grausam und unerbittlich, so daß sie froh war, als der späte Morgen mit mattem Lichtstrahle in ihre Stube hineindämmerte, und sie von ihrem Lager sich erheben konnte. —

Das Hochamt im Dome war zu Ende, und von einer klaren Wintersonne beschienen wallten die Beter heim, in stolzen, reich mit kostbarem Pelzwerke verbrämten Gewändern, die Frauen strahlend von Schmuck und Geschmeide und weiblicher Anmut. Dazwischen ging dann festen, aber bescheidenen Schrittes der Handwerksmann in seinem besseren Tuchkleide; nur die schlecht geschützte Armut schlich entweder traurig an den Häusern dahin, oder blieb

unter einem Thorwege stehen, um die vorüberziehende Pracht der Patrizier mit starrstaunendem Auge zu beschauen. Am fröhlichsten waren die Kinder, die in dichten Gruppen zusammengingen, einander mit wichtigen Mienen erzählend, was das Christkind beschert habe, und wie zu hause der ganze Kasten voll der schönsten Dinge liege; besonders Äpfel, Nüsse und Naschwerk seien heuer reich ausgefallen und man wolle sich in den Feiertagen besuchen und tapfer bewirten. —

Widolph saß bereits eine geraume Zeit am Erkertische, das gedankenschwere Haupt auf die rechte Hand stützend.

Ob es wohl ernst und wahr werden wird? So fragte er sich immer wieder. Und wenn, was sollte dann aus ihm werden? War er dann nicht wie ein einsamer laubloser Baum auf öder winterlicher Haide, um den sich graue Nebel lagern, indes er langsam verdorrt?

Das Erscheinen Fuggers weckte ihn aus seinen düsteren Betrachtungen; schweigend, aber freundlich empfing er den jungen Mann.

„Meister Widolph," sprach Fugger mit forschendem Blick, „seid mir gewogen und gebt mir auf meine Bitte einen kurzen Bescheid! Sagt Ja oder Nein! Ich habe alles unserem Herrgott heimgegeben."

Der Alte blieb einige Zeit vor Fugger stehen. Sein Auge ruhte mit väterlichem Wohlgefallen auf seinem Gaste.

„Erst soll die Clara reden,“ entschied er mit leise zitternder Stimme; „dann will auch ich als Vater sprechen.“

Er ging nach der Kammer seiner Tochter und kehrte alsbald mit der Maid zurück, die sich bebend an ihres Vaters Arm hielt. Ihr Antlitz war weiß, wie der Schleier, der ihren Scheitel deckte; die langen Wimpern waren geschlossen, die Lippen fest aufeinander gedrückt.

„Ich soll Euch Antwort geben auf die Bitte, die Ihr gestern an mich gerichtet habt,“ nahm der alte Widolph das Wort. „Ich habe Euer Anliegen im Gebete abgewogen und in Gottes Hand gelegt. Doch ich weiß wohl, daß hier auch mein Wort und Wille Ausdruck finden müssen. So hört mich an! Wenn Ihr gelobt, zu jeder Zeit Euerem Gott treu zu sein, dann darf auch Euer Weib auf feste Treue hoffen. Nicht das Auge soll es sein, das sich die Gattin wählt; das ist Sache eines edlen reinen Herzens, dem keine Leidenschaft innewohnt. Euch darf Euer Weib keine Dienerin sein, sondern lieb und teuer, wie nichts auf Erden. Was sie Euch thut, das nennt nicht kalte Pflichterfüllung, nicht Tagesarbeit; Ihr müßt in allem nur Blüten der Liebe schauen. Ihr dürft weder hart, noch heftig sein, sonst knickt Ihr die Liebe und das Vertrauen. Ihr sollt keine andere Liebe kennen, als die zu Gott und Euerer Pflicht und Euerem Weib. Wohlan, stehet Ihr zu dem, was ich gesagt habe, so sagt nun ein ehrliches Ja vor meiner Tochter!“

Hans Fugger gelobte das alles in begeisterten Worten.

Clara warf nun einen vollen Blick auf ihn; es war, als wollte sie dem Manne auf den Grund der Seele schauen; doch sein Auge begegnete dem ihrigen so männlich fest, so treu und innig, daß sie die Lider wieder senkte.

Langsam lehnte sie ihr Haupt an die Brust ihres Vaters; dieser drückte einen Kuß auf ihre Stirne und auf das thränenfeuchte Auge. Sie aber reichte nun Fugger die Rechte und flüsterte: „Gott segne uns!"

Fünftes Kapitel.

Das war ein junges zartes inniges Glück, das sich Fugger und seine Clara aufbauten, nachdem mit dem erwachenden Frühlinge der Priester ihren Bund eingesegnet hatte. Widolph hatte den Schwiegersohn gebeten, zu ihm in sein Haus zu ziehen und dort seine Weberwerkstätte aufzuschlagen; denn ohne seine Clara seien die letzten Sonnenstrahlen seines Lebensabends ohne Glanz und Wärme. Er könne ohne sein Kind nicht sein, und wenn die Clara ihre Liebe zwischen Gatten und Vater teile, so komme der Fugger dabei gewiß nicht zu kurz; denn wenn sie den Vater in treuer Kindesliebe pflege, bis er seine müden Augen schließe und sein stillzufriedenes Herz zu schlagen aufhöre, so würde

sie ihrem Gatten tausend Dank dafür wissen, daß er ihrer Tochterliebe ungehinderte Bahn gelassen. Reichen Segen aber würde der Himmel dem jungen Ehestand spenden.

Zu all diesem nickte Hans Fugger dankbar das Haupt und meinte, der Vater solle nur alles ordnen und fügen, wie er wolle; er sei ja glücklich, wenn die Wünsche seiner Clara in Erfüllung gingen und wenn er nach seinem Tagesschaffen abends in der Familienstube zwischen einer lieben Ehegattin und einem glücklichen Vater sitzen könne.

Die geschlossene Heirat erhöhte Fuggers Ansehen bei der Augsburger Bügerschaft nicht wenig; denn Widolph stand überall in guten Ehren.

So konnte es nicht fehlen, daß der junge Bürger von den älteren mit einer gewissen wohlwollenden Herablassung, die bald in Vertrauen überging, gegrüßt und in deren Kreise gezogen wurde. So sehr dies dem Hans Fugger schmeichelte, und so freudestrahlend seine Miene war, wenn ihn einer am Arm nahm und seine Clara als einen Edelstein und ihn selbst als einen gar glücklichen Mann pries: so hätte ihn das doch nicht zufrieden und froh gemacht, würde dabei seine Werkstätte magere Arbeit, schlechten Erwerb und abnehmendes Lob gehabt haben. Seine Seele glühte vor Verlangen, nicht nur ein hervorragender Meister in der Webekunst zu werden, sondern auch seiner Clara ein Leben reich an Ehre und Freude als Unterpfand seiner dankbaren Liebe zu bereiten.

Seine Hoffnungen und Wünsche blieben nicht unerfüllt. Die Zahl seiner Gesellen wuchs mit der Menge der Aufträge, und bald mußte jeder freie Raum in Widolphs Hause zur Aufstellung neuer Webstühle benützt werden. Da war es denn ein prächtiges Bild, den Fugger vom dämmernden Morgen bis zum dunklen Abend in seiner Werkstätte schaffen und ordnen zu sehen. Ohne Stolz, aber mit gerechtem Selbstbewußtsein ging er einher; seine Rede war kurz und klar, seine Befehle waren voll milden Ernstes, und kam eine Bürgersfrau oder ein Kaufmann zu ihm, um nach vorrätiger Ware zu fragen oder die bestellte zu holen, so war er so voll demütig freundlicher Rede, daß die Frauen nicht wußten, sollten sie mehr den Meister Fugger oder dessen edles Wesen loben.

Dämmerte jedoch der Abend, dann ward Hans Fuggers Gesicht ganz stillvergnügt, und ein glückseliges Lächeln spielte um seinen Mund.

„Gesellen, macht Feierabend!" sprach er dann, seine eigene Schürze abbindend; „wieder ein Tag voll tapferer, ehrlicher Arbeit. Vergelt's Gott!"

Drauf wartete er noch, bis der letzte die Werkstätte verlassen hatte, dann kreuzte er die Hände und sah lächelnd vor sich nieder. „Nun geht deine Sonne auf!" flüsterte er vor sich hin. „Herrgott im Himmel droben, ich kann Dir all mein Lebtag nicht genug für meine Clara danken!"

Die Clara aber wußte gar wohl die Stunde, wann ihr Gatte vom Webstuhle in die Familienstube kommen würde; und trat sie ihm dann ent-

gegen mit liebevoll strahlenden Augen und fragte ihn, ob er wohl recht müde sei und sich nach der Abendruhe gesehnt habe, da ging ihm fast das Herz über vor Freude und Glück.

Der alte Widolph aber saß in seinem Sorgenstuhle und nickte dem Schwiegersohne gar freundlichen Gruß zu.

So war nichts als heller Sonnenschein, und wie wenn es allzeit Frühling im Herzen bleiben sollte.

Dann aber kam es anders.

Es war um die Zeit von Peter und Paul, und eine erstickende Hitze brütete über der Stadt. Von Westen her stieg schweres Gewölk auf und schob sich immer dichter zusammen und über Augsburg blieb es wie erstarrt stehen. Ein wildbrausender pfeifender heulender Sturm jagte in den Gassen und auf den Plätzen solche Staubwirbel auf, daß sie mit den niederhängenden Wolken sich zusammenzuballen schienen. Zuweilen riß der schwarze Wettermantel auseinander, und fahle Blitze zuckten dann auf die Stadt hernieder; darauf rollte der Donner dumpf und mächtig, wie die Ankündigung eines Gottesgerichtes. Einzelne schwere Regentropfen schlugen an die kleinen Fensterscheiben, dann kam wieder Blitz und Donner, immer greller und grollender.

Fugger war aus seiner Werkstätte gegangen und hatte seine Clara aufgesucht.

„Ich fürchte mich nicht, lieber Hans," sagte sie schmeichelnd; aber lieb ist es von Dir, daß Du nach mir zu schauen gekommen bist. Laß uns zusammen

den Wettersegen beten, daß uns Gott gnädig sei und Stadt und Flur behüte!"

Eben wollten sich die zwei auf den Boden knieen, als der Klöppel an der Hausthüre heftig angeschlagen wurde. Fugger ging, um zu öffnen. Ein von Schweiß triefender Junge trat atemlos ein. „Die Elisabeth Gfattermann," keuchte er, „liegt am Fieber und will sterben. Dabei ruft sie immer nach ihrer lieben Clara, Euerem Weibe und sagt, sie könne nicht sterben, ohne dieselbe vorerst noch einmal gesehen zu haben. Nun schickt mich der verzweifelnde Vater und läßt Euere Gattin flehentlich bitten, zur Kranken zu kommen."

„Bei diesem Unwetter!" rief Fugger, erschrocken einen Schritt zurücktretend.

„Ja, jetzt gleich!" drängte der Junge.

„Nein, ich dulde es nicht!" herrschte ihn Fugger heftig an.

Da bat aber Clara mit rührender Stimme: „Lieber Mann, sei nicht hart; sage nicht Nein, ich muß!"

Clara und Elisabeth Gfattermann waren nämlich gar traute Freundinnen.

„Thu's nicht, Clara, ich bitte Dich!" sprach aber Fugger mit gepreßter Stimme voller Besorgnis.

„Hans, ich muß, ich kann nicht anders. Läge ich krank, auf dem Siechbette, so würde die Elisabeth auch, allen Hindernissen zum Trotze, zu mir kommen, um mich zu pflegen. Hans, liebster Mann," fuhr sie schmeichelnd fort, „Du weißt, wie

tief treue Liebe ist, daß sie nur das Senkblei innigster Gegenliebe ausmessen kann; sei gut und laß mich gehen!“

„In Gottes Namen!“ rief Fugger in schlecht verhülltem Schmerze. „Der Himmel schütze Dich um Deiner edlen Liebe willen!“

Clara drückte ihrem Manne mit dankbarer Innigkeit die Hand und eilte mit dem Knaben fort. Fugger aber lehnte sein Haupt, banger Ahnung voll, an die Wand, indes seine Seele zu Gott betete, er möge das teuere Weib beschützen. —

Wild und immer wilder wogten die Wetter in grausigem Wirbeltanze durcheinander. Der Hagel prasselte und knatterte, und ein schneidig kalter Wind jagte die Eiskörner zur Erde. Kein Weg; überall Sturzbach und gelbschlammiger Strom.

„Verzagt Ihr nicht?“ fragte schüchtern der Junge, sich Schweiß und Regen mit dem Ärmel aus dem Gesichte wischend.

„Nein.“

„Wir haben noch einen weiten Weg bis zum anderen Ende der Stadt.“

„Um so mehr laß uns eilen!“ — —

Der Abend warf seine langen grauen Schatten. Die Wetter hatten sich verzogen; nur ein leiser Regen träufelte noch zur Erde nieder. Die Luft war so kalt, als wäre es Spätherbst.

Todmüde, wankend vor Erschöpfung, blaß wie eine Leiche, keuchenden Atems kehrte Clara im Dämmerdunkel nach Hause zurück. Fugger kam ihr mit

einem halb bangen, halb freudigen „Endlich!“ entgegen. Mit zärtlicher Besorgnis geleitete er sie in die matt erleuchtete Stube. Dort drückte er sie sanft in des Vaters Sorgenstuhl und trat zur Seite. Da fiel ein schwacher Lichtstrahl auf Claras Angesicht, und wie von Schrecken gelähmt blieb Fugger mit verschlungenen Händen vor seinem Weibe stehen.

„Um des Himmels willen, Clara, was ist Dir?“

„Nichts — gar nichts!“ gab sie mit leiser Stimme und erzwungenem Lächeln zurück. „Sieh, ich bin nur recht müde, und das Wetter war auch gar zu arg! Aber Du hättest die dankbare Freude meiner armen Elisabeth sehen sollen,“ fuhr sie, Fuggers Hand ergreifend, fort; „sie hat mir so treuinnig gedankt und Dir, bester Hans, läßt sie auch den wärmsten Dank dafür sagen, daß Du mich zu ihr gelassen hast. Die Arme ist gar übel daran, und doch glaube ich sicher, sie wird nicht sterben.“

„Lieb' Herz, Du bist müde,“ mahnte Fugger besorgt, „ich denke, Du solltest in Deine Kammer und zu Bette gehen, indes ich der alten Sabine Weisung gebe, Dir eine warme Suppe zu kochen.“

Clara nickte dankend und wankte nach ihrem Schlafgemache. Ein heftiger Fieberfrost befiel sie dort bald darauf, und als endlich lange nach Mitternacht sich Schlummer auf ihre müden Augen senkte, ward sie von wirren Träumen gequält.

Fugger wich nicht einen Augenblick von ihrem Lager, so dringend ihn auch die Kranke bat, der Ruhe zu pflegen. So kam der Morgen. Clara

erhob sich von dem Bette, um ihrer gewohnten Arbeit nachzugehen; den besorgten Fragen ihres Gatten und des alten Vaters setzte sie mit mildem Lächeln beruhigende Worte entgegen, und in der That kehrte die frühere Gesundheit bald wieder zurück.

Aber nur für ganz kurze Zeit. Dann stellte sich ein hohltönender schmerzlicher Husten ein; die Wangen verloren ihre letzten Rosen und brachen ein; die Augen wurden eigentümlich groß und strahlten wie in verklärtem Glanz. Der alte Stadtmedicus kam und ging Tag für Tag, hielt nachdenklich seine Hand ans Kinn, verordnete eine Medizin nach der andern, und so ihn der Hans Fugger angstvollen Blickes fragte, was er von seiner Clara halte und ob wohl zu hoffen sei, sie bald wieder gesund zu sehen, nahm er seine ernsteste Miene an und sagte nur: „Wir wollen sehen.“

So schlich ein Tag nach dem andern langsam und gar traurig vorüber. Fugger war immer ernster und wortkarger, und oft stand sein Webstuhl stille, weil der Meister wie versteinert daran saß und weinte. Unterdessen war der Sommer mit seinen Blumen und seiner Hitze vorübergegangen, dann kam der Herbst mit seinen wenigen armen Freuden und mit seinen Frösten und Nebeln.

Die arme Clara, einer geknickten Herbstblume gleichend, kam nicht mehr vom Lehnstuhle oder Bette weg, und ihr Lebenslicht war am Verglimmen. Sie fühlte es, und der Priester kam täglich, um sie zu stärken und zu trösten.

„Lieber Fugger," sagte sie eines Tages, ihres Gatten Rechte in ihren mageren Händen haltend, „das war ein kurzer Traum von süßem Glück, aber schön war er, unendlich schön! Du warst so gut mit Deiner Clara, wie milder Sonnenschein am Morgen mit den Blumen. Nie, nie kam ein hartes Wort aus Deinem Munde, nie ein Blick aus Deinem lieben Auge, der meinem Herzen wehe gethan hätte. Das ist ein großes Glück für ein Menschenherz, und dauerte mein Leben tausend Jahre, ich weiß, es wäre nicht anders worden. Daß ich von Dir scheiden muß, ehe noch die Sonne voll aufgegangen ist, und daß für mich der Morgen schon zum Abend wird, das ist wohl schmerzlich hart; denn ich habe Dich so innig lieb, wie mein Leben, nein, viel mehr noch. Und doch, Gott will, daß ich heimgehe, und ich sträube mich nicht. Gelt, Du deckst mich mit all' Deiner reichen Liebe zu und gehest, wenn es Sonntag ist, nach meinem Grabe und betest dort. Dann will ich zu Dir kommen und Dich trösten, will Frieden Dir in Deine Seele träufeln und Dir vom Heimweh nach dem Himmel leise flüstern. Das wird Dir Ruhe bringen und Balsam Deinem Schmerze. Du aber mußt Haupt und Geist wieder aufwärts richten; denn Dir steht noch eine weite schöne Welt offen. Sei stark und schaffe! Ein Mann darf nicht mit träger Hand zur Grube sinken, und sein Name soll im Buch der Ehren stehen. Und bist auch Du auf Erden müd geworden und legst Du Dich sterben, so will ich

zur Erde niederschweben und Deine Seele in meinen Armen zu Gottes Himmel tragen."

Fugger kniete vor seinem engelguten Weibe und schluchzte in wildem Schmerze auf. Clara legte ihre Rechte auf seinen Scheitel.

„Aus diesem Schmerze schreit Deine Liebe auf!" hauchte sie mit brechender Stimme.

Bald darauf war sie tot!

* * *

Um Allerseelen war es, als der Fugger auf dem Friedhof an einem frischen Grabe kniete und betete. Dann erhob er sich und setzte mitten auf den Hügel einen verblühenden Rosenstock. Es war jener, der in Claras Zimmer gestanden und den sie mit so zarter Sorgfalt gepflegt hatte.

Ein scheinbar armer Schmuck, und doch so reich durch die Liebe, die ihn widmete, und durch die heißen Thränen, die zu ihm niederflossen.

Armer Fugger! Dir mag's wohl sein, als wäre dir das Herz entzweigerissen und jede Thräne sei Blut und jeder Seufzer ein Wellenschlag aus deinem Schmerzensmeere. Das ist der Liebe Nacht, daß sie verlieren muß, was sie so treu und ganz umfaßt. Sei nur zufrieden, der Glaube hat im Jenseits ein Schauen, die Hoffnung volle Blumen, die Liebe ein frohes Wiedersehen!

Nochmals faltet er die Hände, und indes er betet, streift eine Frauengestalt, ganz in schwarzes Gewand gehüllt, an ihm vorbei und legt einen grünen

Kranz aufs Grab. Fugger neigt dankend das Haupt, ohne aufzuschauen. Einen unsäglich schmerzlichen Blick richtet die Besucherin auf das Grab — sie verrichtet ein stilles Gebet — und leise, wie sie gekommen, geht sie wieder.

Es war der Toten liebste Freundin — Elise Gfattermann.

An jedem Sonntag ging Fugger — so hatte es seine liebe Clara auf ihrem Sterbebette gewünscht — nach dem Friedhofe, um dort an ihrem Grabe zu beten. Allein es wollte nicht Trost noch Friede in seine Seele kommen, und wenn er einmal meinte, nun fange seine Herzenswunde zu vernarben an, so brach sie nur zu bald frischblutend wieder auf, und das Leid grub sich immer tiefer in seine Seele ein.

Der alte Widolph aber saß den ganzen Tag über in seinem Schlafstuhle; er sprach nicht, er lächelte nicht, er weinte nicht. Starr haftete sein erlöschender Blick am Estrich; seine Lippen bewegten sich in leisem Gebete, und kam der Abend, so ging er in Claras Kammer, betete dort das De profundis, sprengte Weihbronnen für die arme Seele der Verstorbenen aus und schlich dann nach seinem einsamen Lager, wo ihn der Schlaf floh. So vergingen etliche Wochen. Am ersten Adventsonntage, als eben die Glocken im Dome den Morgengruß läuteten, schloß der Greis, mit der heiligen Wegzehrung versehen, für immer auf dieser Welt die müden Augen.

Jetzt stand der arme Hans Fugger wieder ganz allein auf Erden da. Was half es ihm, daß er Geld und einen geachteten Namen hatte; daß seine Gewebe vor allen anderen gepriesen und gekauft wurden; daß der Gruß der Bürger immer freundlicher und teilnamsvoller wurde, und mancher ihn einlud, einen Mittag oder Abend an seinem Familientische zu verplaudern? All' das war wie kalter Wintersonnenstrahl, wohl hell, aber nicht erwärmend. Stand Fugger in seiner großen Webstube mitten unter seinen Gesellen, oder verhandelte er mit Augsburger Bürgern, oder — wie es dort wohl auch schon zuweilen vorkam — mit einem Ulmer oder Reutlinger Handelsmanne oder einem anderen Fremden, so verflog für eine kurze Zeit der Widerschein des Herzeleids aus seinem Antlitz und machte jenem festen ruhigen überlegenden und berechnenden Ernste Platz, welcher den Grund zur späteren Größe des Fugger'schen Hauses legte. War aber der Tag zu Rüste gegangen, und saß Fugger allein in jener Wohnstube, die einst die Zeugin so glücklicher Stunden gewesen, so bedeckte er das Antlitz mit seinen beiden Händen und hing seinen Gedanken nach: — diese waren aber alle überaus traurig und wehmütig.

So kam es, daß auch sein kräftiger Körper dem Hammerschlage des nimmer müden Schmerzes nicht entging. Fuggers Aussehen war von Tag zu Tag hinfälliger. Das brachte den Mann dazu, sich geistig aufzuraffen. „Du härmst dich ins Grab hinein," sagte er zu sich selbst; „das ist nicht recht

und nicht männlich. Sei stark, du kannst es, weil du mußt!“

Und so kämpfte und stritt er gegen sein eigenes Herz, hart aber tapfer; und auf diese Weise kam er endlich zu einiger inneren Ruhe.

Da war es wieder Sonntag geworden — ein klarer freundlicher Wintertag, der schon einzelne Lichter des nahenden Frühlings in sich trug — und Fugger stand wieder am Grabe seiner Clara.

Heute war sein Auge ruhig, fast von himmlischem Frieden beseelt. Was er betete und dachte, war von dankbarer Liebe gegen seine gute Clara eingegeben. Dabei baute sein Hoffen eine goldene Brücke hinauf zum Himmel, wo er sein verlorenes Glück einst wiederzufinden hoffen durfte.

Und wie er stillfriedlich auf den Hügel niedersah, als wollte er sagen: „Schlaf nur zu in Gottes Hut, bestes Herz!“ — da trat wieder die Elisabeth Gfattermann ans Grab und blieb seitwärts vom Fugger betend stehen.

Das that ihm so wohl, daß die Jungfrau so oft — fast jeden Sonntag — mit ihm für seine Clara betete, und er schalt sich selbst, daß er ihr dafür noch nicht Dank gesagt hatte. Als sie daher Weihbronnen aufs Grab sprengte und sich anschickte, heimzugehen, trat er auf sie zu.

„Ihr betet wohl gerne und viel für mein seliges Weib! Ich danke es Euch mit ganzer Seele!“

Die Maid senkte den Blick zu Boden.

„Mit Euerer Clara ist mein halbes Leben gestorben,“ sprach sie milde; hier an ihrem Grabe suche ich mir zurückzubeten, was ich durch ihren Tod verloren habe.“

„Und ich habe alles verloren!“ versetzte Fugger tonlos.

„Nein!“ kam es entschieden zurück.

Fugger schaute verwundert auf.

„Ihr habt,“ fuhr die Jungfrau fort, „der Sterbenden mit treuer Liebe die Augen zugedrückt — kein Mißton war in Euerem Herzen und in Euerem Leben. Wer so, wie Ihr, auf die Vergangenheit zurückschauen und in das Ewige hinüberblicken kann, der ist nicht arm. Arm ist nur, wer sein Glück in frevlem Übermute zerschlägt; wem Gott dasselbe leise aus den Händen nimmt auf besseres Wiedersehen, der hat ein reiches glückliches Erbe dort im Jenseits.“

Fuggers Auge blieb am Grabe haften; doch sein Antlitz lächelte.

„Ihr wißt zu trösten und zu heilen,“ sprach er mit weicher Stimme.

„Das ist's, was Euere Clara will,“ entgegnete Elisabeth ernst. „Ihr sollt das Leben nicht vertrauern, Ihr sollt nicht klagend untergehen; fest sei der Mann und stärker als der Schmerz, der auf ihm lastet. Die Hoffnung ist ein Stern, der nur dem Auge leuchtet, das sich von Thränen nicht ganz verdunkeln läßt. Wohlan, lebet so, als wäre Clara noch bei Euch; greift mutig mitten in das Leben

hinein! Ein liebes Grab ist wohl ein Denkstein, doch kein Markstein für Euer Sein und Wirken. Komme ich in acht Tagen wider zu diesem Grabe, so hoffe ich, einen anderen Fugger zu sehen, einen Mann, der seinen Schmerz zu opfern und sich ein neues Leben aufzubauen vermag."

Leicht mit dem Haupte nickend, entfernte sich Elisabeth. Fugger blickte ihr scheuen Auges nach. Und als sie um die Friedhofsecke bog, lächelte er auf das Grab wehmütig nieder und flüsterte: „Gott mit Dir, liebe Clara, und mit mir!"

Sechstes Kapitel.

In demselben Grade, als Fuggers Webstube an gutem Rufe und Bedeutung gewann, fühlte der Meister sich in seiner Häuslichkeit verarmt und verlassen. Die alte Sabine, der einzige Überrest einer schöneren besseren Zeit, fing an, so hinfällig zu werden, daß sie kaum mehr die Küche zu besorgen vermochte, und oft mußte Fugger entweder hungrig zu Bette gehen, oder seinen Abendimbiß in einer Herberge einnehmen. Sein gutes Herz meinte, er würde diese mangelhafte Verpflegung wohl so lange aushalten, bis es unserem Herrgott gefiele, auch die alte Sabine in die ewige Heimat abzurufen.

Dieselbe war allerdings nichts weniger als liebenswürdig, sondern bitterböse in Miene und Wort. Holdselig war sie auch in ihren jungen Tagen nicht

gewesen; später wurde sie rauh und verschlossen und in der letzten Zeit scharf wie Scheidewasser und schlimmer als sieben andere zusammen. Die eine Woche redete sie gar nichts, gab auf nichts eine Antwort, warf Alles mißmutig herum, daß es polterte, als rumorte ein verwunschener Geist im Hause; dafür keifte sie die andere Woche um so ärger und schalt den armen Fugger, als sei er ein Schuljunge, noch dazu ein recht nichtsnutziger. Gab er Gegenrede, und war diese noch so sanft und mild, so war dies Öl ins Feuer; und schwieg er, als hörte er all das Zungenunwetter nicht, dann hörte doch das Schmähen nicht auf, bis die Alte sich endlich wieder auf etliche Tage verschnaufte und einige Ruhe gab.

Kam aber eine heilige Zeit, so war das Elend am ärgsten.

Somit hatte der arme Fugger schlimme Tage, und ein anderer wäre vielleicht auf und davon gelaufen und hätte gesagt: Fahr' wohl Augsburg und Sabine! Hans aber blieb und dachte, gut habe er es freilich nicht; aber dafür werde es später einmal wieder besser werden. Hielt also tapfer aus und suchte und fand seinen Trost in seiner Arbeit und im treuen Gedenken an seine liebe Clara.

Die älteren Bürger Augsburg's hatten den Fugger scharf im Auge behalten; denn so einer von auswärts in die Stadt kam, mußte er sich in allem tüchtig erweisen, sonst kehrten sie ihm den Rücken, oder machten gar, daß sie ihn wieder aus der Stadt

hinaus brachten. Wie denn gutkörniger Bürgerstolz von je in Augsburg heimisch war.

Nun konnte an dem Fugger auch ein scheeles Auge nichts Schlechtes sehen. Darum war ihm jung und alt gewogen, obwohl er manchem Weber mit seiner kunstgerechten Arbeit das Brot für einen Augenblick schmal machte; sah aber Fugger, daß ein Webstuhl stille stand, weil die Kundschaft sich ihm zuwendete, so ließ er den verlassenen Meister zu sich rufen, unterwies ihn in diesem und jenem, was gerade sein Gewebe so vorzüglich machte, und gab ihm dann Arbeit nach Hause, so daß der Mann bald reichlicher zu leben hatte, als da er noch mühselig nach altem unbeholfenen Handgriffe an seinem Webstuhle herumfingerte, um grobes Tuch zu weben. Auf diese Weise war dem Fugger bald jedermann gar freundlich zugethan, und der Fremdling ward die stolze Freude der Augsburger Bürger.

So verging seit der lieben Clara Tod ein Jahr und noch manches andere, bis es ihrer zwölf waren. Und dann war es Ostersonntag. Der Frühling hielt an jenem Tage seinen fröhlichen Einzug mit süßflötendem Vogelsang, mit Blüten und frisch aufbrechenden Knospenaugen. Die Luft war mild und blumenduftig, und der Sonnenstrahl tanzte in bunten Ringeln über den enteisten Wassern.

Alle Augsburger waren auf den Beinen, um den sonniggoldenen Frühlingstag durch einen Spaziergang vor die Stadtmauern zu feiern. Auch Fugger ging einsam in der wogenden Menschenflut

und dachte, wie schön und lieblich es wäre, wenn er jetzt seine Clara an der Seite hätte! Bei diesem Gedanken seufzte er so tiefschmerzlich auf, daß drei vor ihm gehende Bürger sich erstaunt umwandten.

„Ei, sieh mal, der Meister Fugger!“ rief der in der Mitte Wandelnde, ein würdiger schöner alter Herr; „immer allein und immer mit hängenden Flügeln? Und seufzen könnt Ihr, hm, daß es einem Steine zu Herzen gehen könnte, wenn er eines hätte. Ja, wißt Ihr was? Geht mit uns! Mich, den Ratsherrn Gfattermann, kennt Ihr ja; kennt mich doch jedes Kind, und das freut mich; der da ist mein Schwager, der Klaus von Ulm, ein gar ehrenfester lieber Herr, und der Andere ist der Junker Kurt von — — Herr, jetzt weiß ich Eueren Namen nicht mehr —“

„Kurt von Stolzenfels,“ ergänzte der Angeredete, in kaltem Hochmute den Meister Fugger von oben bis unten mit keckem Auge messend.

„Also jetzt wißt Ihr auch meines jungen Gastes Namen, der gestern zum ersten Male in mein Haus gekommen ist,“ fuhr der Ratsherr gemütlich fort. „Also frisch voran, Fugger, und mit uns eine Stunde geplaudert! Herrgott,“ rief er, die Arme ausbreitend und mit vollen Lungen atmend, „das ist heute ein Tag, daß man Alleluja singen müßte, auch wenn nicht Ostern wäre!“

Mit diesen Worten schob er seinen Arm unter den Fuggers und ging mit seinen Begleitern fürbaß.

Der Junker Kurt trat einen Schritt zur Seite und legte die Hände auf den Rücken. Dabei streifte sein Blick mit Verachtung Hans Fugger, indes ein höhnischer Zug um seinen Mund spielte.

„Junker Stolzenfels!" rief der Ratsherr, über die Achsel nach dem jungen Fant schauend, „den ich da am Arme habe, das ist der prächtigen Stadt Augsburg bester Webermeister. Und so Ihr einmal einen Hausstand gründet, so laßt ihn Euch für Euere Linnenschränke empfohlen sein!"

Kurt lachte verächtlich.

„Wenn es einmal an dem ist, dann suche ich nicht erst einen Augsburger Weber auf; wir haben am Rhein ganz anderes Linnen, als man es hier zu Lande kennt. Ist mir wahrlich meine Haut zu fein für solchen Zwilch, wie ihn etwa der ehrsame Fugger an seinem Webstuhle fertig bringt."

Der Ratsherr blieb zornig stehen.

„Daß Dich —!" schnaufte er. „Was redet Ihr da keckes Zeug daher und seid kaum ein paar Stunden in unserer Stadt! Laßt das, junger Herr! Die Augsburger Bürger sind mindest so viel wert in ihrer Kunst und in festem Mannessinne, als die unten am Rhein. So Ihr vernünftig seid, verachtet Ihr nichts, weil es auf fremdem Boden gewachsen ist. Für einen jungen Mann, der sich die Welt anschauen will, ist es besser, zu lernen in Bescheidenheit, als abzuurteilen in schnellem Vorwitz."

Der Junker drehte an seinem Spitzbärtchen und schaute drein wie Gift und Galle. Der vom Rate

aber kümmerte sich wenig darum, sondern wandte sich an den Fugger mit treuherzig warmer Rede.

„Und nun schelte ich Euch, Meister Hans, daß Ihr ein Leben führet sonder allen Sonnenschein, traurig und düster, als wäre es allzeit Karfreitag oder trüber Winter. Weiß Gott, Ihr stündet ganz anders da, wenn Ihr mit frohem Geiste und hellem Auge mitten ins Leben schautet! Alle Welt achtet und ehrt Euch, aber daß Ihr so einsam Euere Wege gehet und jeder Freude abhold seid, das ist nicht recht. Ihr müßt ein anderes Leben anfangen, und so Ihr fröhlich seid, freut sich die ganze Stadt mit Euch!"

Fugger schaute, wie in Gedanken versunken, in die milde blaue Luft. Über seinem Haupte schwang sich eine Lerche und trillerte ein lebensfrohes Frühlingslied; zu beiden Seiten des Weges blühten die ersten Blumengaben des Lenzes zwischen dem jungen Grün der Wiesen.

„Die Welt ist schön," sprach Fugger; „ich wollte, ich könnte sie mit frohem Sinne genießen! Aber wer kann sich ein Leid, das im Herzen festgewachsen ist, schnell herausreißen, um Freude dorthin zu pflanzen? Ich bin einmal wie der Winter, der keine Blumen kennt; mein Frühling ist dahin, und mit ihm sind meine Freuden entschwunden."

Der Ratsherr fing neuerdings an, ungeduldig zu werden. Schon lag ihm eine polternde Rede auf der Zunge, doch schluckte er sie wieder hinunter und plauderte mit dem Meister über dessen aufblühendes

Geschäft, und wie männiglich seine Arbeit lobe und jede Hausfrau preisend oder begehrend vom Fugger rede, wenn sie an ihrem Linnenschranke stehe.

Ob solcher Rede ward dieser mild, fröhlich und gesprächig und fast so heiter, als er erst traurig gewesen. Unterdessen waren sie wieder in die Stadt gekommen, just als es dämmerte.

„Was thut Ihr heute noch?" fragte Gfattermann den Fugger.

Dieser zuckte mit den Achseln. „Ich weiß es nicht. Doch," fuhr er, sich verbessernd, fort, „ich weiß es wohl. Ich mache es, wie jeden Tag; ich sitze in meiner Stube und denke, wie fröhlich doch Tausende von Menschen sind, und wie nur der arme Hans Fugger einsam lebt, gleich einer Eule im alten Gemäuer."

Der Ratsherr zog die Brauen ein wenig zusammen; darauf faßte er den Meister derb an der Hand.

„Kommt mit mir!" sprach er fast befehlend. „Wir setzen uns um den Familientisch, und meine Elisabeth muß uns den besten Trunk aus dem Keller holen. So ist's."

Fugger folgte willig, und bald saßen die Drei im Erker plaudernd beisammen: der Gfattermann, der Fugger und der Junker Kurt von Stolzenfels. Dieser machte anfangs etwas sauere Miene und zog die Nase in die Höhe, daß er mit einem Handwerker zu Tische sitzen müsse; allein bald gab er seinen Trotz auf und fing an, mit vollen Backen von seiner

Heimat am Rheine drunten zu reden, und wie dort ganz andere Menschen lebten, viel witziger und frischeren Geistes als anderswo, zum Exempel am Lech oder an der Isar.

Der Ratsherr schaute seinen prahlenden Gast etwas bedenklich von der Seite an, redete aber kein Wort. Der andere jedoch fuhr übermütig weiter: „So einer von Euch, ehrsamen Bürgern, nicht vor seine Stadtmauern hinauskommt, so mag es ihm in Augsburg ganz wohl gefallen. Ist nicht zu leugnen, daß einiges hier zu treffen ist, das nicht gering zu achten ist, wie die Goldschmiede, die ganz Leidliches leisten; aber im großen genommen, ist hier zu Lande alles doch arm und klein gegen uns draußen am Rhein —“

„Wo die Eier zwei Dotter und die Esel sechs Ohren haben,“ platzte Gfattermann zornig heraus und wollte noch mehr sagen, als seine Tochter Elise, die abseits gesessen war, sich rasch erhob und ihrem Vater die Hand besänftigend auf den Arm legte. Dabei sah sie ihn mit ihren großen dunkelglutigen Augen so ruhig und fest an, daß dem Alten das Wort auf den Lippen erstarb.

„Verzeiht, Junker Kurt,“ sprach sie mit sittiger Geberde, „Ihr redet über Stadt und Leute, als hättet Ihr schon lange hier gelebt, während Ihr doch erst den zweiten Abend unter meines Vaters gastlichem Dache seid. Das ist nicht wohlgethan von Euch. Spott und Verachtung wohnen in keinem guten Hause. Sagt mir, versteht Ihr Euch auf Leinen=

gewebe? Doch, entschuldigt meine Frage," setzte sie, schalkhaft lächelnd bei, „wer Euch reden hört, muß erkennen, daß Ihr in allem kundig und Meister seid."

Der Junker griff sich an das Stutzbärtchen und blickte einen Augenblick vor sich nieder.

„Ihr habt nicht Unrecht, holde Jungfrau, ich bin in vielen Künsten wohlerfahren, doch gerade in der Leinenweberei nicht. Ist auch ein gar zu gemeines Gewerbe, als daß sich ein Mann von Stand darum bekümmern sollte."

Dabei schaute der kecke Junker dem Fugger höhnend ins Gesicht; dieser aber begegnete dem Blick mit ruhigem Ernste.

Elise war an den Schrank getreten und hatte demselben ein Stück Barchent und ein feines Linnen entnommen. Sie rollte beides vor dem Junker auf dem Tische auf.

„Beschaut Euch diese Gewebe!"

Kurt griff an sein Kinn und nahm eine wichtige Miene an.

„Die Gewebe sind gut, ja vortrefflich!" lobte er, mit den Fingern daran umherfahrend. „Das eine ist fest wie Brett und doch schmiegsam, das andere schier wie Seide und herrlich in Zeichnung und Arbeit. Ihr habt die Stücke wohl aus Venedig oder Köln erhalten?"

Die Maid richtete einen leuchtenden Blick auf Kurt.

„Was Ihr seht, stolzer Junker, ist echte Augsburger Arbeit, und Hans Fugger, der hier an Euerer Seite sitzt, ist der Meister."

Die Jungfrau warf den Kopf in den Nacken, schaute triumphierend auf den verblüfften Junker und trug die Leinwand nach dem Schreine zurück.

Kurt rieb sich verlegen die Hände. Fugger lächelte stillzufrieden und glücklich vor sich hin, der alte Ratsherr aber saß erst leuchtenden Auges da, dann erhob er sich, ging auf seine Tochter zu und drückte ihr einen Kuß auf den Scheitel.

„Junker!“ rief er, zu seinen Gästen zurückkehrend und mit gespreizten Beinen vor Kurt stehen bleibend, „meine Elise hat Euch gelehrt, deutschen Fleiß zu achten und zu ehren, ist er am Rheine oder am Lech gewachsen. Bin all mein Lebtag nicht so stolz auf mein Kind gewesen, als heute, da es mit sittigem Ernste für Augsburgs und meines Gastes Ehre in die Schranken trat. Seid meiner Tochter nicht gram, mein guter Stolzenfels; das ist eben Schwabenart, daß man sein eigen Heim in treuen Ehren hält und nicht von fremdem Gefieder verachten oder gar beschmutzen läßt.“

Die Gäste schieden, und Fugger meinte, seine Füße hätten Wurzeln in den Boden geschlagen, so schwer trennte er sich.

„Kommt morgen, und so oft Ihr wollt, wieder!“ flüsterte Gfattermann zum Abschiede unter der Hausthüre. „Des nordischen Windbeutels wegen konnte ich kaum den zehnten Teil dessen, was mir auf dem Herzen liegt, mit Euch verhandeln.“

Fugger drückte die Hand des Ratsherrn und trat auf die Gasse hinaus.

Der Mond goß ein reiches Licht über die zackigen Giebel der Häuser und überglastete die schlanken Türme mit silbernem zitterndem Glanze.

Vorne an der Gassenecke blieb Fugger stehen. — — „Das ist wie Friede im Herzen," sprach er leise, „und wie Versöhnung mit dem Leide und wie Hoffnung für die Zukunft! — — Clara, wenn ich dich nun fragen könnte — —"

Da bog er nach der anderen Seite und ging, Gassen auf und ab, bis er an Claras Grab stand. Auf demselben war eine Blumenknospe eben am Aufbrechen.

Dort hat Fuggers Herz viel mit seiner Clara geredet, und als er endlich von der geweihten Stätte schied, war's wieder Frühling geworden in einem Gemüt, das lange schmerzlich geblutet hatte.

So vergingen Sommer und Herbst.

Draußen war es Winter, Fugger aber trug einen Frühling in seinem Herzen. Wohl war es nur ein zweiter Frühling, nicht so duftig und märchenhaft zart, wie der erste, allein doch reich an Blüten. Des Ratsherrn Haus war ihm zum trauten Heim geworden, das er immer lieber gewann. Es waren auch glückliche Abende, wenn die Drei beisammen saßen: der treuherzig derbe Gfattermann mit seinen goldig aufrichtigen Augen, Hans Fugger mit seinem männlich ruhigen, aus Wunden und Schmerz mälig aufwachenden Gemüte, und endlich die Elisabeth, fest und zart, in sich verschlossen und doch vertraut mitteilsam, von einem edlen jung-

fräulichen Stolze, unnahbar in mädchenhafter Reinheit und doch nicht blöde die Menschen scheuend.

So saßen sie wieder bei einander, als der Winter langsam auf Flur und Au starb und der Lenz ihn lachend zu Grabe trug. Und je elender der eine zusammenbrach, um so fröhlicher lebte der andere auf; hat er doch seinen abziehenden Feind fast mit Blumen tot geworfen und mit dem Kuße milder lauer Lüfte erstickt.

Elise Gfattermann hatte draußen am Stadtgraben ein kleines Stück Garten, gerade groß genug für etliche Blumen und für einen lauschigen Ruhesitz inmitte derselben. Dorthin pflegte sie ihren Vater gewöhnlich zu führen, wenn der Frühling sich in seine ganze Pracht gekleidet hatte.

„Gut, ich komme,“ erwiderte der Alte freundlich auf die Einladung seiner Tochter; „aber ich hole mir erst den Fugger; der muß auch dabei sein, sonst ist die Freude nur halb.“

Elsbeth sah ihren Vater mit vorwurfsvollem Erstaunen an.

„Also bin ich Dir zu wenig, oder gar nichts mehr?“

„Thörichtes Ding!“ besänftigte Gfattermann, „Du weißt, was Du mir bist, und schmollst nur mit mir, damit ich es Dir sagen soll. Das ist so eine Weiberlist, der man nicht gram sein kann. Aber,“ fuhr er eifrig fort, „wenn ich den Fugger lieb habe, so kannst Du deswegen mich nicht schmähen. Oder?“

Dabei blickte er seiner Tochter scharf ins Auge; diese aber wandte sich rasch ab und zupfte an einem Rosenstock. — —

Fugger und der Ratsherr standen in Elsbeths Garten; ihre Mienen waren stillzufrieden, doch redete keiner ein Wort. Gfattermann sah seiner Tochter zu, die im Sommerhaus den Tisch zu einem Imbisse zurecht richtete. Die Lattenwände desselben waren mit grünem Laubwerk überrankt, zwischen welchem die roten Wangen Elsbeths wie Rosen hindurch leuchteten. Es lag aber in ihren Zügen wie trotziger Unmut, den sie eben niederzukämpfen schien; denn plötzlich erhellte sich ihr Angesicht, und sich zu Fugger wendend, rief sie:

„Welche unter meinen Blumen ist die schönste?"

Fugger sah überrascht auf und sagte dann:

„Die Blumen rings sind alle schön; aber die schönste Blume in diesem Garten seid Ihr, Elsbeth — verzeiht mir dieses Wort; nicht meine Lippen haben das gesagt, sondern mein Herz hat es geplaudert."

Der alte Ratsherr kehrte sich rasch nach seinem Gaste um.

„Sonst sagt man, die Rosen seien die herrlichsten Blumen; doch diese haben Dornen."

„Die Rose sticht nur den, der frevelnd sie berührt."

Das Mahl war anfangs stumm und steif. Fugger schaute gedankenvoll auf seinen Teller nieder, Elsbeth berührte keine Speise, wohl aber zer-

drückte sie eine heimliche Thräne in ihrem Auge, oder zerzauste die jungen Triebe, die sie von der Laube brach; nur der Ratsherr aß mit vollen Backen und lächelte vergnügt dazu und zuletzt lachte er hellauf.

„Das wird wohl ein Frühlingsabend,“ begann er, sich mit dem Fazinetlein den Mund wischend, „wie ich ihn mir schon lange gewünscht habe. Meister, Euch drückt etwas auf der Seele! Macht es, wie die Knospen, sprengt die beengende Hülle und zeigt den Kelch Euerer Gedanken und Eueres Herzens!“

Fugger warf einen forschenden Blick nach Elsbeth; doch die Maid sah mit gesenkten Lidern zu Boden.

„Elsbeth,“ begann er mit edlem Zartgefühl, „ich habe Euch die schönste Blume des Gartens genannt. Das war wohl kühn von mir. Und doch sagt mir mein Herz, daß Ihr mir diese Rede gerne verzeihet, weil Ihr sie so verstehet, wie sie gemeint ist. Das war nicht unmännlicher Schmeichelton, der so zu Euch gesprochen hat; das war die Achtung vor Euerer schönen Seele, die Bewunderung für Euer edles Gemüt. Ihr wißt, wie ich glücklich gelebt habe, als meine Clara noch auf Erden war. Sie ist gestorben. Mit ihrem Tode kam über mein Leben und mein Herz eine Leidensnacht, der kein versöhnender Stern mehr leuchten zu wollen schien. Aber je länger ich am Grabe meines heimgegangenen Weibes betete und mit meinem Schmerze zu Rate ging, um so ruhiger und friedlicher ward es

in meiner Seele. Und nun ist's nahe daran, daß auch in meine Seele wieder ein Lichtglanz fällt — ein Wort von Euch, Elsbeth . . "

Er vollendete seine Rede nicht; fast bitter lächelnd sah er vor sich nieder.

„Es ist ein zweiter Frühling," fuhr er in leiserem Tone fort. „Zagt darum nicht, holde Jungfrau! Auch er wird unter der Sonne Gottes noch Blumen treiben."

Elsbeth war ernst geworden und lange sprach sie kein Wort. Dann aber reichte sie, wie aus tiefem Sinnen plötzlich erwachend, Hans Fugger ihre Rechte, sah ihm fest und herzlich ins Auge und sprach: „Ihr seid ein wackerer Mann; hier nehmt meine Hand: — seid mein lieber Mann das ganze Leben hindurch!"

Siebentes Kapitel.

Hans Fugger verließ nach seiner Vermählung mit Elisabeth Gfattermann seine bisherige Behausung am Heilig-Kreuzthor und bezog seines Schwiegervaters Haus, das zunächst dem Göggingerthor stand. Einen Augenblick überschlich ihn Trauer und Wehmut, als er jenen Räumen den Rücken wandte, in denen er nicht nur glückliche Stunden genossen, sondern auch den Grundstein zu seinem immer mehr aufblühenden Gewerbe gelegt hatte. Hausgeräte

und Webstühle waren gar bald von starken flinken Händen in die neuen, viel helleren und größeren Räume gebracht; nur eines wollte sich nicht aus dem alten Hause führen lassen: das war die Sibylle. Schon als sie von Fuggers zweiter Vermählung hörte, schüttelte sie unzufrieden den wackelnden Kopf und murrte fast unausgesetzt, aber doch nur leise vor sich hin. Als jedoch Fugger sagte, er ziehe in das Haus seines Schwiegervaters und sie müsse wohl auch mit, da fuhr sie zornig auf und schrie, sie ginge nicht, denn das breche ihr das Herz, wenn sie aus ihrer liebgewonnenen Kammer fort müsse. Zuletzt ging sie aber doch, als Fugger sagte, er betrachte es als einen wahren Haussegen, wenn seine Elsbeth und er sie bis zu ihrem seligen Ende in aller Sorgfalt und Liebe verpflegen dürften. Ob solcher Rede lachte sie zufrieden und meinte, sie wolle es versuchen; allein ihren eigenen Kopf und Willen wolle sie auch im neuen Hause haben, wie im alten, sonst thue sie dem Fugger die Schande an und laufe am hellen Tage davon.

Da nun Fugger wieder die Segnungen eines glücklichen Familienlebens genoß und er an seiner Elsbeth eine zweite Clara gefunden hatte, — nur war Elsbeths Gemüt stärker und fester, als das der Clara, und ihr Wille viel energischer — schienen ihm alle seine bisherigen Verhältnisse zu klein und zu eng zu werden. Er hatte das Bürgerrecht der Stadt Augsburg erlangt, eine Sache, die um so weniger gering zu achten war, als es gerade in

Augsburg mit der Aufnahme neuer Bürger, besonders wenn sie, wie Hans Fugger, nicht Söhne der Stadt waren, sehr strenge und genau genommen wurde. Er gehörte der Weberzunft an, die damals die höchste Geltung im Stadtrate genoß. Schrieben doch die Augsburger Weber ihr Ansehen schon von der Schlacht am Lechfelde her, wo ihnen Kaiser Otto I. für ihre Tapferkeit einen erbeuteten ungarischen Schild als Wappen schenkte, den sie seither bei jeder Art von Aufzügen mit Stolz vor sich her trugen. Fugger war Deputirter der Weberzunft geworden und sprach als solcher auf dem Rathause ein großes Wort; denn galten die Goldschmiede um ihrer Kunst willen viel, die Weber galten doch mehr und wahrten mit starker Hand ihre Gerechtsame und ihr Ansehen. Endlich ward er Schöffe des heimlichen oder westphälischen Gerichtes, eine Würde, die ihren Träger mit einem geheimnisvollen und schauerlichen Ansehen umgab. All dies gibt Zeugnis, wie schnell sich der eingewanderte Webergeselle unter den Augsburgern zu Amt und Ehren aufzuschwingen verstand, ohne dabei krumme Wege zu gehen, oder durch mächtige Freunde an anderen verdienten Männern vorbei in die Höhe gezogen zu werden. Was er in wenigen Jahren geworden war, das hatte er durch seinen ehrlichen geraden Sinn, durch seine Biederkeit, durch seine jedem Heuchelwesen fremde echte Frömmigkeit und durch seinen eisernen Fleiß und klaren Verstand erreicht. Er konnte einen behäbigen Hausstand sein Eigen nennen; in dem Geld=

säcklein, das er einst voll schwarzer Pfennige nach Augsburg mitgebracht hatte, lagen nun einige hundert Gulden, nichts Geschenktes oder Ererbtes, sondern hinter dem Webstuhle in flinkem emsigem Fleiße Erworbenes. Solche Errungenschaften hätten einem alltäglich angelegten Menschen genügt, auf der betretenen Bahn ohne neue Mühewaltung fortzufahren. Anders dachte Hans Fugger. Er war kein Geldmensch, aber er rechnete; unbenützte Zeit, versäumte Gelegenheiten schienen ihm ein Unrecht an sich, sowie an seiner Familie und an seinen reichen Geistesgaben zu sein. Es genügte ihm darum nicht zu warten, bis die Aufträge des augenblicklichen Bedarfes an ihn herankamen, — ein verhältnismäßig mageres Brot bei der großen Menge der in Augsburg befindlichen Weber — sondern er wollte die Früchte seines Fleißes auf den großen Markt bringen, durch Handel außerhalb Augsburgs.

Eine neue Vermehrung der Webstühle und tüchtiger Gesellen war also notwendig. Garn und Wolle waren in großen Ballen bereit; und als endlich nach monatelangem Wirken und Schaffen an Stelle des Rohstoffes die verschiedensten Tuchrollen lagen, eröffnete Fugger in seinem Hause ein Kaufgewölbe. Es fehlte nicht an Leuten, die in hellem Staunen vor demselben stehen blieben, Augen und Mund weit aufrissen und dann den Kopf schüttelten. Der Fugger wird übermütig, meinten sie des Abends in ihren Zunftstuben, und schießt über das Ziel hinaus. Warum ist er nicht zufrieden mit dem, was

er ist und hat? Werdet sehen, Freund, der Fugger schwimmt über kurz den Lech hinunter!

Andere wieder dachten vernünftiger und gerechter, besonders aber die ehrenwerten Hausfrauen, die sich baß freuten, um nach Herzenslust bei ihrem bevorzugten Schützlinge, dem Hans Fugger, auswählen und kaufen zu können. Und da sich diese des neuen Unternehmens gar kräftig und mit reichem Wortschwalle annahmen, so gaben sich zuletzt auch die murrenden Männer zufrieden, wenn es auch manchmal nur geschah, um mit der Eheliebsten nicht in Zank und Streit zu geraten.

Und doch gab es anfangs nicht nur Stunden, sondern ganze Tage, an denen Fuggers Kaufgewölbe von keinem Käufer betreten wurde, so daß seine Elsbeth sich ernster Sorge nicht erwehren konnte. Es war an einem stillen Abend, als beide in der dämmerigen Stube saßen und ihren Gedanken nachhingen. Da faßte Elsbeth den Mut, ihrem Hans ihren Kummer zu klagen, wie nun auch sie selbst glaube, er habe sich mit dem Kramladen zu kühnen Hoffnungen hingegeben, und es möchte nun der Spott schadenfroher Menschen an ihm sein Mütchen kühlen. Das mache ihr ein bitteres Leid, und sie könne es nicht länger stille in sich tragen, sondern müsse es ihm mitteilen.

Fugger sah ihr eine Weile, mild lächelnd, ins feuchte Auge.

„Hast Recht, meine Liebe,“ sprach er, „die Augsburger besuchen wenig genug mein Gewölbe. Aber

laß nur erst den Herbst kommen und den Wind kalt über die Stadtmauern streichen, dann werden sich auch die Ausgburger Hausfrauen bei mir zum Kaufen einfinden. Übrigens," setzte er bei, indem er aufstand, „habe ich noch auf andere Leute gerechnet, und meine Rechnung ist gut und richtig. Der reitende Bote von Ulm hat mir Briefe gebracht, deren Inhalt günstig genug lautet, um meinen ganzen Warenvorrat auf dem dortigen Platze verkaufen zu können. Dazu sind Anfragen und Anerbietungen von Nürnberg gekommen, die alle schier noch besser lauten, als der Ulmer Brief; und so habe ich jetzt nur die eine Sorge, wie ich Tuch genug weben kann, um den Geschäftsfreunden dienen zu können. Der Name des Fugger'schen Gewebes, so schreibt mein alter Freund Holberg in Ulm, habe überall einen trefflichen Klang, und wenn einer Feines und Gutes in Tuch und Linnen wolle, so frage er nach demselben. Das macht doch gute Hoffnung, daß man auch außerhalb Augsburgs des Webermeisters Fugger, als eines tüchtigen Bürgers, in Ehren gedenken wird." —

Nach einigen Tagen fuhr ein mit Pferden bespannter Lastwagen, mit Tuch- und Leinwandrollen schwer beladen, vom Fuggerschen Kaufgewölbe durch das Gögginger Thor die Ulmer Straße hinaus. Die Bürger sahen dem Zuge neugierig nach, und der eine und andere trat zu dem Fuhrmann oder zu den zwei den Wagen begleitenden Knechten heran und fragte zutraulich herablassend nach dem woher

und wohin. Da gab es kein geringes Verwundern und Geflüster, daß der Fugger seine Ware nach Ulm und Nürnberg versende und wie ein solcher Handel seinem Kopf und Geiste alle Ehre mache und Geld in die Stadt bringe und Brot für viele Menschen. Wie ganz zufällig ging mancher Bürger an Fuggers Haus und Kaufgewölbe vorüber, blieb dort stehen, rief dem Meister „guten Tag" zu und fragte nach diesem und jenem, was er gern wissen wollte, um es mittags der Eheliebsten und abends den Freunden oder Nachbarn hinter der Bierkanne erzählen zu können.

Fuggers Handelsbeziehungen zu auswärtigen Geschäftshäusern nahmen bald einen so glücklichen Aufschwung, daß dadurch nicht nur das Ansehen seiner Webstube unter der Bürgerschaft Augsburgs wuchs, sondern auch ein großer Wohlstand in der Familie Fuggers Einkehr nahm. Hans Fugger blieb aber trotzdem derselbe einfache und bescheidene Mann, welcher er in jenen Tagen gewesen war, wo man seinen Namen noch nicht nannte. Still ging er seinem Berufe nach, und wenn einer lobend und rühmend an ihn herantrat und ihn einen Mann nannte, auf den die ganze Bürgerschaft mit Freude schaute, so nahm er die Mütze vom Haupte, und sprach in treuherziger Einfachheit: „Gewiß, ich habe alle Ursache, Gott zu danken; denn er macht es gut mit mir!"

Wenn aber Hans Fugger so sprach, da dachte er nicht nur an die Güter, welche ihm Webstuhl

und Handel einbrachten, sondern noch viel mehr an jenes Kleinod, das er in seinem Weibe besaß. Elsbeth war eine Frau von klarem Verstande und hellem Blick, der gute Genius ihres Mannes und ihrer Kinder. Das waren Fuggers glücklichste Stunden, wenn er, seiner geschäftlichen Sorgen sich entschlagend, abends an der Seite seines Weibes saß, mit seinen Kindern spielte und sie auf seinen Knieen schaukelte, so lange sie noch klein waren, und dann sie mit klugem, mildem Worte belehrte, als sie zu kräftigen Jungen herangewachsen waren, der Andreas und der Jakobus. Die anderen Kindlein starben ihm alle gar früh. Die Überlebenden aber waren sehr ungleiche Brüder. Andreas war stolz, feurig, überall vorne daran, keck und übermütig in der Rede, kühn in seinem Denken und Wollen, dazu etwas rauhen Gemütes. Jakobus dagegen war still und in sich gekehrt, bescheiden in Wort und Wesen; am liebsten saß er allein hinter seinem Webstuhle, oder lauschte unter dem Chore bei den Barfüßern dem Gesange der Mönche und mied ängstlich jedes laute Vergnügen. Darum ging er auch gar still neben seinem Bruder Andreas einher, der wegen seines lebendigen kraftvollen Wesens der Liebling des Vaters und der Mutter war.

So wuchsen die Söhne, jeder nach seiner Art, heran, und jeder ward ein Weber. Der alte Vater aber kam in jene Jahre, wo die Hand zittert und um das Auge sich ein leichter Flor zieht und die Füße schwach werden. Waren doch viele Sorgen

in Hans Fuggers Kopf und Herz eingezogen sein Leben lang und hatten unbemerkt an seinem Lebensmarke gezehrt. Die Arbeit trat aus dem Leben des müde gewordenen Mannes immer mehr zurück, und Gebet und Betrachtung erfüllten seine Seele. Und wenn er so in sich versunken da saß, als wäre die Seele unvermerkt aus dem Leibe entwichen und heimgegangen ins ewige Reich des Friedens, dann feuchteten sich heimlich Elsbeths Augen; denn sie sah, wie ihr Mann langsam abwelkte, einem Baume gleich, von dem der rauhe Spätherbstwind rastlos Blatt um Blatt abstreift, bis der Winter den kahlen Baum mit dem weißen Leichentuche des Schnees bedeckt.

So war es eben draußen in der Flur, über welcher feuchte Nebel hingen und deren letzte Blumen erfroren waren. Ein schneidend scharfer Wind trieb das welke Laub der Bäume über die öde Haide und jagte die Nebel wie fliehende Gespenster über dieselbe nach der vieltürmigen Stadt. Dort blieben sie haften und hingen tief und immer tiefer herab, bis zur Erde.

Hans Fugger saß in seinem Lehnstuhle; zu seiner Rechten stand Andreas, und Jakob saß auf einem Schemel zu Füßen des Vaters. Elisabeth ging, den Abendtisch abräumend, hin und wieder, mit liebevollem Blick jedesmal den zitternden Gatten streifend. War es doch, als wollte sie sich an dem alten, ehrwürdigen Bilde erst noch satt schauen, ehe es zu Staub zerfiel. Endlich rückte auch sie sich

einen Stuhl neben ihren Eheherrn und sah ihm lange — lange mit feuchten Augen in sein fahles Antlitz. Da suchte er ihre Hand, und als er sie gefunden, hielt er sie fest mit innigem Druck.

„Herbst ist es in der Natur," sprach er mit zitternder Stimme, „und nach dem Herbste kommt der Winter. Die Weihnachtsglocken höre ich auf Erden nicht mehr läuten; bis Ihr Christnacht feiert, liege ich im Grabe. Ich fürchte den Tod nicht, denn ich bin müde geworden im Leben. Aber Gott hat viel Segen und Glück über mich ausgegossen; er hat mir erst die Clara geschenkt, und dann Dich, Elsbeth! Ja, Du warst Deinem Manne, dem Hause und den Kindern ein großer Gottessegen! Ich danke Dir, Elsbeth! Mußt nicht weinen! Wenn Eheleute in solcher Liebe und in solchem Frieden von einander scheiden, wie ich von Dir, dann bringt der Himmel ein fröhliches Wiedersehen."

Er schwieg eine Weile, mehr um lieben Erinnerungen nachzuhängen, als um seine müde Brust ausatmen zu lassen.

„Euch, meinen Söhnen, hinterlasse ich die Mutter als Euer heiligstes Erbe. Und ich hinterlasse Euch nebst meinem Segen so viel zeitliches Gut, daß Ihr mit rühriger Arbeit und redlichem Streben ein ruhiges Fortbauen habt. Euer Vater kam arm und gering in die Stadt, die Euch zur Heimat geworden ist. Wenn ich Euch nach langem Ringen ein Haus und dreitausend Gulden hinterlasse, so

denkt, daß es mein Schweiß und die strengste Rechtlichkeit war, die Euch dieses Erbe gesammelt. Der Name Eueres Vaters ist von jedem Munde mit Ehren genannt worden. Sorgt dafür, daß nicht Euere Thaten dem reinen Namen ‚Fugger‘ einen Makel anhängen! Haltet Euere Ehre hoch! Wer derselben vergißt, ist schlecht. Augsburg hat mich, den fremden Gesellen, freundlich aufgenommen und mich in meinem Ringen und Schaffen mit Wohlwollen gefördert. Was Augsburg dem Vater an helfender Liebe geschenkt hat, das zahlet der prächtigen Stadt mit treuem Bürgersinne und festem Mannesmut in den Tagen drohender Gefahr wieder heim! Ihr stehet auf goldenem Boden. Verlasset ihn niemals! So lange ein Fugger lebt, sei Augsburg seine Heimat! Denn keine Stadt, so weit sich die Gauen des Reiches erstrecken, ehrt den Fleiß ihrer Bürger so neidlos, wie unser Augsburg.“

Ein mildes Lächeln verklärte das Antlitz des Greises; er gedachte der Ehre und Liebe, welche ihm die Bürger von Augsburg in vollem Maße geschenkt hatten. Dann aber ward seine Miene wieder ernst und fast sorgenvoll.

„Du, Andreas, bist ein braver Junge, tüchtig in der Werkstätte und klug im Handel. Dein Geist hat einen kühnen Flug, doch ist Dein Gemüt gar hart, und stolz ist Dein Sinn. Die Härte mußt Du mildern und den Stolz beugen. Mit diesen beiden kann der Mensch sein Glück nicht aufbauen. Gegen jeden Menschen sei gut und hilf dem Armen

und Elenden! Verachte niemand, damit man Dir, um Deinen Stolz zu kränken, nicht sage, Dein Vater sei als armer fahrender Geselle zum Göggingerthore hereingezogen. Halte mir das Weberschifflein in Ehren und schäme Dich seiner nie! Mir hat's mehr als ein Adelsbrief und ein stolzer Name gegolten."

„Du aber, Jakob, bist zu weich und zu zaghaft. Mild ist Dein Gemüt, wie das einer Jungfrau, und Dein Wesen ist schüchtern. Das ist gefährlich für den Mann, welcher mit kühner Stirne ins Leben hinaus muß, um sich sein Brot und seine Stellung zu erkämpfen. Sei also stark und mutig sowohl im Wollen als im Vollbringen!"

„Vergesset auf Gott nicht, stehet einander treu zur Seite in jeder Not! Keiner trage Freud oder Leid allein; an der Sorge des Einen habe der Andere seinen Teil. Und nun gehet zur Ruhe, meine Lieben! Gott segne uns!" —

An einem Sonntagsmorgen starb Hans Fugger. Das Antlitz des toten Greises war von Himmelsfrieden verklärt.

„Der Fugger ist tot!" riefen sich die Augsburger mit ernsten Mienen zu. „Und er war ein braver Mann!" lobte Männiglich und betete für seine Seele ein Paternoster.

Auf dem Friedhofe von St. Moritz haben sie ihn begraben. Die ganze Bürgerschaft ging betend und trauernd hinter seinem Sarge, und als die still

weinenden Söhne vom Gottesacker heimkehrten, trat mancher tröstend an sie heran und rief ihnen zu:

„Wohl Euch, wenn Ihr artet, wie er gewesen ist, der wackere Hans Fugger!“

Achtes Kapitel.

Der Tod eines Vaters macht eine Lücke, die sich nur sehr langsam wieder ausfüllt. In jenem Augenblick, wo man den Gestorbenen in die Erde senkt, weint man um ihn, aber was man an ihm verloren hat, das zeigt erst die nächste Zeit, Tag für Tag.

Am schnellsten fand sich Andreas in die neuen Verhältnisse, und wenn er auch aufrichtig um den Vater trauerte, so gefiel ihm doch die plötzlich erlangte Selbständigkeit zu wohl, um sich lange trüben Gedanken hinzugeben. Bedeutend älter als sein Bruder Jakob, nahm er die Geschäfte seines Vaters mit dem ihm eigenen Feuereifer auf, und während er die Webstühle der Leitung und Aufsicht des Bruders überließ, verlegte er sich fast ganz auf den von seinem Vater begonnenen Handel mit verschiedenen Tüchern. Der Name Fugger hatte bereits bei den Kaufleuten der bedeutenderen Städte Deutschlands einen so guten Klang, daß er hinreichte, um jedem, auch dem weitgehendsten Plane Andreas Fuggers die Thüren aller Kaufstuben zu öffnen. „Es ist der Fugger von Augsburg,“ sagten die Handelsherren

zu Nürnberg, Ulm, Köln und Straßburg und schenkten diesem Namen Vertrauen in überreichem Maße. Die Klugheit, womit Andreas Fugger alle sich bietenden Gelegenheiten zu benützen verstand; die Energie, vermöge welcher er, kein Hindernis scheuend, auf sein Ziel lossteuerte; das Lob, welches in allen Städten der Fugger'schen Ware gespendet wurde: — dies alles half nicht nur den Ruhm, sondern auch den Reichtum des jungen Handelsherrn rasch vermehren.

Allein mit jedem Goldgulden, den Andreas fast mühelos verdiente, wuchs auch sein Stolz und sein Selbstbewußtsein. Er war nicht der freundliche, gegen jedermann gefällige Kaufherr, der sein Vater gewesen, sondern kurz angebunden in seiner Rede; er achtete den unscheinbaren, aber sicheren Gewinn im väterlichen Kaufgewölbe, wie er Tag um Tag von den Augsburgern groschenweise im kleinen Handel zu ihm getragen wurde, gering und leitete, fremden Händen vertrauend, sein Geschäft von seiner Schreibstube aus. Grüßte ihn einer auf der Gasse als den Webermeister Fugger, welcher er doch in der That war, so blickte er finster und zornig und fand kaum ein Wort des Dankes für den Gruß. Zog aber ein Bürger die Mütze tief vor ihm und nannte ihn Kaufherr, so strahlte sein Antlitz von befriedigtem Stolze, und fester auftretend und das Haupt höher tragend, schritt er durch die Gassen.

Jakob hingegen saß den ganzen Tag in der väterlichen Werkstätte als ein einfacher schlichter

fleißiger Weber. Er wollte auch nichts anderes sein. War ja mit dem Weberschifflein in der emsig flinken Hand der selige Vater ein wohlhabender Mann geworden, dessen Andenken jeder biedere Augsburger hoch in Ehren hielt. Und er wollte seines Vaters Wege gehen: treu und redlich und bescheiden, wie dieser gewesen.

Die beiden Brüder verkehrten wenig mit einander. Oft sahen sie sich, obwohl unter einem Dache lebend, ganze Tage nicht; denn Andreas zog die Tafel so manches Patriziers, der den keckstolzen jungen Fugger zu Gast lud, dem einfachen Mahle vor, das seine Mutter bereitete, und woran der stillernste Jakob in seinem Arbeitsgewande Teil nahm.

So saßen Mutter und Sohn eines Mittags wieder allein bei Tische. Jakob schaute finster vor sich nieder, die vor ihm stehende Speise kaum berührend. Die Mutter blickte mit ängstlich forschendem Auge in diese Züge voll Unzufriedenheit und düsteren Unmutes; ihr Herz ahnte, was die Ursache der bitteren Stimmung ihres Sohnes sei. War sie doch oft genug Zeuge davon gewesen, wie der lebensfrische Andreas seinen Witz an dem stillen schüchternen Jakob übte, bis diesem zuletzt die Geduld riß und er seinem übermütigen Bruder mit scharfer Rede entgegnete. So ward die Kluft zwischen beiden unvermerkt immer weiter.

„Hast Du Geschäftssorgen?“ fragte die Mutter teilnehmend.

„Nein,“ erwiderte Jakob, rasch aufstehend. „Mein Webstuhl und meine Gesellen haben mir noch keinen Augenblick Sorge und Verdruß gemacht. Warum auch? Gibt es doch nichts lustigeres, als wenn alle die Schifflein, von flinken Händen geworfen, wie Vögel durch die Fäden fliegen und die Webstühle kräftig in gleichem Takte klappern! Und je größer der Lärm, desto reger der Fleiß. Und hurtig sind meine Gesellen. Jeder will der beste und fleißigste sein. Der Fuggersche Webstuhl hat noch gleiches Lob, wie beim Vater; ja klänge es nicht wie Unrecht und Undank, möchte ich fast sagen, der Preis und das Ansehen unseres Gewebes steigern sich mit jedem Tage. Und welch' eine stille Flut von Gedanken steigt mir aus dem Gewebe auf, wenn es unter meinen Händen wächst und endlich fertig vor mir liegt! Was wird aus dir geschnitten werden — so plaudere ich oft mit dem Linnen — ein Brauthemd oder ein Totenhemd? Welche Herzensschläge werden einst unter dir hämmern, glückliche oder gramschwere, unschuldige oder von Gewissensqualen gepeitschte? Gott sei Dank!“ rief er fröhlicheren Tones, „daß ich ein Weber bin! Ich möchte all mein Lebtag nichts anderes werden.“

„Dann solltest Du aber nicht immer so unwirsch schauen,“ verwies sanft die Mutter.

„Daß ich oft recht finster bin, daran ist der Andreas schuld,“ platzte er heftig heraus. „Wenn ich an unseren Vater denke, der noch kaum ein Jahr unter der Erde liegt, und an das, was er

gewesen und wie er es gewesen ist, und was er wenige Wochen vor seinem Tode zu uns Brüdern gesprochen hat, so will mir das Thun und Treiben des Andreas mit jedem Tage weniger gefallen. Heller Übermut ist's," rief er, in Eifer geratend, „daß er den Webstuhl gering achtet; daß er über seinesgleichen spottet und an andere sich hängt, die vielleicht von ihm nichts wissen wollen; daß er die Arbeit und den im Schweiße errungenen Verdienst verschmäht und mit bloßem Handel reich werden will. Ich weiß wohl, der selige Vater hat auch Handel getrieben, jedoch neben der Arbeit; er hat auch Ehre und Ansehen in Augsburg genossen, aber ohne sich stolz zu überheben und andere gering zu schätzen. Andreas aber geht Wege, von denen Du ihn wegweisen solltest, Mutter!"

„So viel und so lange habe ich Dich noch nicht sprechen hören," sagte mit mildem Lächeln die Mutter; „jedoch ganz schön war darum doch nicht alles, was Du gesagt hast. Andreas geht weit über die vom Vater eingeschlagenen Wege hinaus, aber in Ehren; niemand kann sagen, daß er nur einen Augenblick in seinem Handel auf unredlicher Bahn gewandelt wäre. Er ist stolz, das ist nicht zu leugnen; allein sein Stolz führt ihn zu Höherem, sein kühner Mut zum Reichtum, sein Umgang mit den Patriziern zu einer glänzenden Heirat."

Jakob sah unzufrieden auf seine Mutter.

„Ist auch das recht und gut," fragte er mit scharfer Betonung, „daß er mich, seinen Bruder,

verachtet und meinen Fleiß und meinen Webstuhl mit seinem Spotte verfolgt? Mutter, ich habe so gut Fugger'sches Blut in meinen Adern, wie er, und kein Mensch darf sagen, daß ich meines Vaters Namen nicht mit vollen Ehren trage. Wozu der Spott?"

„Sei Du nur ruhig," begütigte die Mutter. „Er darf Dich nicht mehr höhnen, der liebe wilde Bruder."

Jakob ging in seine Werkstätte, die Mutter in ihr Gemach. Dort saß sie den ganzen Nachmittag, nähend oder spinnend, und dachte über die Rede ihres Sohnes nach. Als es zu dämmern begann, trat Andreas bei ihr ein. Sein Antlitz glühte, und seine Augen leuchteten.

„Mutter," rief er, „wir werden wohl scheiden müssen!"

Die Witwe sah erstaunt vom Spinnrocken auf.

„Und warum?" fragte sie betroffen.

„Ich mag nicht länger neben Jakob leben. Er ist gut, sehr gut, aber seine und meine Wege kreuzen sich. Ich habe heißes Blut, und mein Geist strebt immer vorwärts in neue Bahnen, neue Welten. Der Bruder ist klein in seinem Denken; ich glaube, wenn er tausend Jahre lebte, er dächte nicht daran, von seinem Webstuhle weg auf Besseres zu kommen."

Die Mutter blieb anscheinend ruhig und fand es für gut, nichts zu entgegnen.

„Wir sind oft an einander geraten, der Jakob und ich; aber heute hat er mich zu tief verletzt,“ klagte Andreas.

„Das begreife ich nicht. Was sollte Jakob so arges gegen Dich gesagt haben?“

„Ich sei voll Übermut und ehrte das letzte Wort des Vaters nicht!“

„Und was hast Du ihm zuerst bitteres gesagt?“

Diese Frage war so bestimmt gestellt worden, daß Andreas verlegen ward.

„Ich — ich habe — nun ja, ich sagte, es sei lächerlich, daß er wie ein Webergeselle Tag für Tag frondend hinter dem Webstuhle sitze, als gälte es, das Brot für heute und morgen zu schaffen. Das sei eine Schmach für das Andenken unseres Vaters, der uns Wohlstand genug hinterlassen habe, um nicht nach Gesellenart uns plagen zu müssen.“

„Und was erwiderte Jakob?“

„Der war ganz kurz und scharf. Der Vater habe stillbescheiden das Weberschifflein geschwungen und sich nicht in Übermut ergangen, gleich anderen Leuten. Gerade so wolle auch er es halten, und so es jemanden nicht gefalle, so könne er auch unter einem andern Dache seine Webstühle klappern lassen.“

„Das ist mehr, als ich von Jakob erwartet hätte. Was gedenkst Du, als der Ältere, zu thun?“

„Ich werde heiraten.“

Die Mutter ließ die Spindel auf den Boden fallen.

„Und welches Mädchen?“ fragte sie mit einer Stimme, aus welcher gekränktes Muttergefühl hindurchzitterte.

Andreas zuckte die Achseln und trat ans Fenster. Draußen war es finster; was wollte er am Fenster? Und doch blieb er lange dort stehen mit verschränkten Armen, mit stolz erhobenem Haupte. Endlich wandte er sich langsam um.

„Ich habe nicht schlecht gewählt. Kennst Du die schöne Barbara Stammler?“

„Ulrichs Tochter?“ fragte die Mutter mit fliegendem Atem.

„Ja. Die Tochter des Patriziers.“

Das ward so fest und stolz gesprochen, daß die Mutter in steigender Überraschung aufsah.

„Ich seh's, Du bist zufrieden,“ fuhr Andreas fort. „Du hattest bange, ich würde vielleicht unter den Töchtern unserer Weber wählen. Nein! Die Fugger müssen wachsen, nicht bloß durch das Glück in Kaufmannschaft und Handel, sondern auch durch glänzende Heiraten, die sie mit den besten Geschlechtern verschwägern.“

„Du hast recht, ich freue mich Deiner Wahl,“ versetzte die Mutter mit leuchtenden Augen. „Bist Du aber auch des Erfolges sicher?“

„Ich hoffe,“ warf Andreas flüchtig hin.

„Die Stammler sind stolz.“

„Nun, dasselbe sagt man von mir. Um so besser passen wir zusammen.“

„Deine Erwählte ist sehr schön.“

„Und mir sagt das Spiegelglas, und die Augen der Mädchen thun es auch, daß ich durchaus nicht häßlich bin.“

„Stammler ist der Name eines der besten Geschlechter unserer Stadt.“

„Nun, die Fugger können noch mehr werden, als die Stammler sind!“

„Ich sehe, Du bist nicht irre zu machen,“ sprach die Mutter zufrieden. „Glück auf, mein Liebling! Der Stern der Fugger ist im Aufsteigen begriffen.“ —

Ein milder Abend lag über der Stadt, deren Gassen sich in tiefen langen Schatten bargen, indes an den Spitzen der Kirchtürme noch das Gelbrot der sinkenden Sonne glänzte. Fröhliches Vogelgezwitscher klang aus den blauen Lüften zur Erde nieder, und die wogende Abendluft trug den Duft ungezählter Blumen über die Flur weg nach der Stadt.

Andreas Fugger war aus dem Hause getreten und ging, seinen Gedanken nachhängend, planlos durch die Gassen, bis er vor dem Jakoberthore stand. Entzückt streiften seine Augen über die grünen Matten und den fernen schlafenden Wald, dessen noch lichtglühende Spitzen herüber leuchteten. Da plötzlich blieb sein Blick wie gebannt an einer Stelle haften. Unter dem Schatten von Erlen und wildem Strauchwerke lagerten abenteuerliche Gestalten um ein Feuer, dessen roter Schein denselben einen unheimlichen Anstrich gab. Auf der Wiese balgten sich halb-

nackte Kinder, indes buntgekleidete Frauengestalten sich mit der Bereitung der Abendmahlzeit zu schaffen machten.

Dieses Bild reizte die Neugierde Fuggers. Er trat, den Wiesenplan in gerader Richtung durchschreitend, der Gruppe näher und ward mit stummem Erstaunen von den Männern, mit glühenden Augen von den Frauen und Mädchen angestarrt. Die Zigeuner schienen ihn nur ungerne in ihrer Nähe zu sehen; denn die Blicke derselben wurden immer finsterer und feindseliger. Schon wollte Andreas sich wieder der Stadt zuwenden, als ihn die Kinder, ungestüm bettelnd, umringten. Lächelnd griff er in sein Geldkätzlein, warf einige kleine Münzen in ihre aufgehobenen schmutzigen Hände und hatte sein Vergnügen an ihren fröhlichen Sprüngen und Mienen. Da fühlte er, wie sich eine weiche Hand auf seine Schultern legte und auf derselben mit leichtem Drucke liegen blieb. Rasch wandte er sich um und trat erstaunt einen Schritt zurück, als er in ein Mädchenantlitz schaute, dessen südliche glänzende Schönheit ihn verwirrte. Die Zigeunerin nahm ihn zutraulich am Arme und führte ihn von der lagernden Gruppe weg nach einem einsamen Plätzchen, und als die Kinder schreiend und lärmend folgen wollten, scheuchte sie dieselben mit einem flammenden Blick ihrer schwarzen Augen zurück.

„Was willst Du von mir?“ fragte Fugger unwillig und machte seinen Arm mit einer heftigen Bewegung von ihrer Hand los.

„Komm mit!“ sprach sie in so gebieterischem Tone, daß der junge Mann ihr unwillkürlich weiter folgte.

Hinter einer Staude blieb sie stehen. „Gib mir Deine Hand!“ befahl sie kurz.

Fugger that es zögernd und verwendete keinen Blick von der Zigeunerin.

Sie hielt die Hand in ihrer Linken fest und fuhr mit dem Zeigefinger der Rechten prüfend über die Linien der Handfläche.

„Was soll das?“ fuhr Fugger sie nun mit steigender Ungeduld an.

„Schweige!“

Sie hielt die Hand etwas höher — dem verdämmernden Abendlichte entgegen.

„Weißt Du, was in Deiner Hand geschrieben steht?“

Fugger schüttelte das Haupt.

„Soll ich es Dir sagen?“

Er lächelte geringschätzig. „Weißt Du die Linien zu deuten?“ fragte er ungläubig.

„Ja!“

Und sie begann abermals mit dem Zeigefinger langsam die Handlinien zu verfolgen.

„Du bist ein stolzer Mensch — der Kreis, in welchem Du geboren bist, ist Dir zu enge — diese Linie hier ist ungewöhnlich lang — Du strebest nach Glanz und Ehre — und beides wirst Du auch erreichen. — Seinen Wankelmut wird das Glück vergessen und wie eine Sklavin Deiner Ferse folgen.

Und Du wirst ein schönes Weib erringen — reichen Kindersegen wirst Du um Dich sehen — Alle werden ob Deines Glückes staunen — Dich beneiden; — aber lieben werden Dich nur wenige. — Diese Linie hier! — Ich verstehe sie nicht! — Hast Dü einen Bruder?"

„Ja."

Die Wahrsagerin sah lange sinnend in seine Hand.

„Hier, wo die Glückslinie endet, zieht sich eine andere kleine quer hindurch. Das ist Dein Bruder. — Auf diesen wird der kurze Glanz, welcher Dich umfließt, übergehen; Dein Geschlecht aber wird wieder klein und geringe werden, und Armut wird dessen letztes Erbe sein."

„Häßliche Krähe!" rief Fugger zornig aus und entriß seine Hand dem Mädchen.

„Was schmähest Du mich?" fragte die Zigeunerin mit ruhiger Stimme. „Dein machtloser Zorn rückt nicht die Sterne aus ihren Bahnen und ändert in Deiner Hand nicht die Schicksalsschrift. Nun aber laß uns scheiden! Kehre zurück in Deine stolze harte Stadt, die uns Fremdlingen nicht gestattet, ihre Thore zu betreten, und uns zwingt, unter freiem Himmel auf taufeuchter Erde zu schlafen. Wie gerne möchte ich einmal die Pracht schauen, die Euch, stolze Menschen, umgibt! Und doch glaube ich, daß die weiten, weiten Steppen, in denen ich geboren bin, und der nachtgrüne Wald, wo ich als Kind Beeren gepflückt, tausendmal schöner sind, als

Euere kalte Herrlichkeit. O ich habe Heimweh nach jenem fernen Lande, wo das arme Zigeunermädchen von den Menschen nicht wie ein Hund fortgestoßen wird, sondern wo man an jedem Herde seine träumerischen Lieder singt, und wo jedes Dach ihm treue Gastfreundschaft gewährt. Schenke mir noch eine Gabe und dann laß uns auseinander gehen!"

Fugger hatte dem Mädchen mit wachsendem Wohlgefallen zugehört, und als es nun mit seinen dunkelen Glutaugen zu ihm aufschaute, griff er unwillkürlich nach der kleinen bräunlichen Hand der Dirne und drückte sie. Einen Goldgulden ließ er beim Abschiede zum Danke zurück, weniger für das wahrsagerische Geplauder, auf das er nichts hielt, als für die wehmütigen Worte, womit sie ihn verabschiedet hatte.

Nächtig war die Flur geworden. Der Mond leuchtete nicht, und selbst die Sterne schienen matt und schläfrig an dem unendlich weiten Himmelszelte in Schlummer nicken zu wollen.

Am Jakoberthore wandte sich Fugger noch einmal um. Feuerschein leuchtete aus dem Zigeunerlager zu ihm herüber, und verlorene wildschwärmerische Töne einer Fiedel zitterten durch die Luft.

Der Thorwart schloß die schweren eichenen Thürflügel hinter Andreas.

„Gute Nacht, Herr, und schönen Dank für das Sperrgeld! Heute Nacht heißt es gute Wacht halten. Vor der Stadt liegt Diebsgesindel aus dem Zigeunerlande; sehen aus wie die Teufel. Wäre

schade um unser schönes Augsburg, käme solch' ein heidnischer Hund herein!"

Fugger antwortete nicht. Ihn beschäftigten andere Gedanken. Sein Geschlecht soll nach kurzem Glanze untergehen und Armut dessen letztes Erbteil sein! Und Jakob sei der Stamm für einen reichen prächtigen Baum!

Zornig stieß er mit dem Fuße auf den Boden.

„Wir wollen sehen," rief er mit gedämpfter Stimme, „was schneller zu Ehre und Reichtum führt: der Handel oder das Weberschifflein!"

Neuntes Kapitel.

Ihr seid zwar kein Patrizier, aber Euer Geschlecht ist gut, so jung es auch ist. Die Hand darauf, Herr Fugger: Ihr könnt meine Tochter als Eheweib bis Pfingsten heimführen, wenn anders die Maid Euch gewogen ist! Dürft glauben, daß ich mich lange, vielleicht bis zu meinem seligen Ende, besonnen hätte, auf Euere Werbung Ja zu sagen, hättet Ihr als Weber gefreit. Alle Achtung vor dem Handwerke, und besonders vor Euerem verstorbenen Vater; allein schaut die Weber an, wie ihrer ein paar hundert in der Stadt herumlaufen, geringe Leute, ohne Macht und Ansehen."

Der alte Patrizier Stammler schöpfte Atem und fuhr sich mit den kurzen dicken Fingern über den stattlichen Bauch.

„Ihr, mein liebwerter Andreas Fugger, seid ein kühn unternehmender Handelsmann, und das Glück ist Euch hold. Was Ihr in Euerer Schreibstube berechnet, das bringt es Euch dienstfertig von allen Seiten heim. Dazu habt Ihr feine Sitte und fast adeliges Wesen; Euch gibt ein Stammler gerne seine Tochter.“

Fugger dankte dem Patrizier mit warmem Händedruck; aber es schien doch, als läge keine rechte Freude auf dem Antlitze des Werbenden. Hatte es ihn verletzt, daß der Patrizier ihm den schlichten Bürgerssohn vorhielt und herablassend über diesen Mangel des Freiers hinwegging?

Stammlers Tochter Barbara nahm Fuggers Werbung mit jungfräulichem Erröten hin und willigte ein. In der Woche nach Pfingsten ward Hochzeit gehalten. Ganz Augsburg staunte ob der Pracht, mit welcher Andreas Fugger seine Braut zur Kirche führte, und ob der goldstrotzenden Gewänder und der blitzenden Geschmeide. Fast alle Patrizier nahmen an dem Hochzeitszuge Anteil, und jeder suchte den anderen an Glanz zu überbieten. Nur einer ging unter der gleißenden Menge, der in seinem wollenen Gewande fast arm anzusehen war; schmucklos schritt er unter den letzten einher und hielt den Blick bescheiden zu Boden gerichtet.

Das war der Bruder des glücklichen Bräutigams, der stille Jakob Fugger.

Hie und da flog eine leichte Spottrede aus der gaffenden Menge auf den schlicht Gekleideten; die

Bürger aber schauten mit zufriedener Miene auf Jakob, weil er, den übermütigen Patriziern zu liebe, sich nicht zu thörichtem Prunke hatte hinreißen lassen.

Die Feste währten mehrere Tage. Andreas nahm lächelnd all' die Glückwünsche und Lobsprüche entgegen, die so lange dargebracht und gespendet wurden, als geschmaust und getanzt ward, und sich genau nach der Güte der Weine und der Vortrefflichkeit der Speisen richteten. Als aber an stelle der Festtage wieder das Alltagsleben trat, da sprachen die Frauen an ihren Spinnrocken und die Männer beim Trunke kopfschüttelnd von der Herrlichkeit der Fugger'schen Hochzeit, und ob sich wohl nicht der tote Hans Fugger im Grabe umgekehrt hätte, würde er den Übermut seines ältesten Sohnes gesehen haben.

Gar so arg war es nun damit doch nicht gewesen. Der zischende Neid machte all' die Pracht größer, als sie war, und der Klatsch wollte sein Recht haben.

Andreas Fugger kehrte sich nicht daran. Hatte er doch an besseres und wichtigeres zu denken, als an müssiges Geschwätz, das um so schneller erlischt, je gründlicher man es verachtet. Ihm galt es nun, die Pläne, die er teils noch verborgen in seiner Brust trug, teils mit glücklicher Hand ins Werk zu setzen verstanden hatte, zur raschen Ausführung zu bringen. Seine Seele glühte von Ehrgeiz. Er wollte, wie sein Vater aus einem armen Fremdlinge ein wohlhabender angesehener Bürger Augs-

burgs geworden war, aus einem einfachen Bürgerssohne ein reicher mächtiger Handelsherr werden. So stolz er auch geartet war, so trug er doch nicht jenen widerlichen Hochmut in sich, der andere gering achtet. Ein unwiderstehlicher Drang, vorwärts zu streben, beherrschte ihn, und hatte er eines erreicht, dann rang er mit um so größerer Anspannung aller Kräfte nach anderem. Ihm schien die Welt eine offene Laufbahn, auf der jeder nach den Gütern des Lebens rennen könne, und wenn er dies mit ungestümer Hast that, so war daran mehr seine feurige Natur, als ein von Habsucht oder niederem Hochmut verdorbenes Herz schuld. Allerdings brach er etwas keck mit der Vergangenheit, und das war es, was ihm viele Herzen entfremdete und ihn ungleich stolzer erscheinen ließ, als er in der That war. Nicht wenig trug dazu sein Schwiegervater bei, der Patrizier Ulrich Stammler. Andreas hatte mit seiner jungen Frau, die ihm als Morgengabe, außer schweren Geldsäcken, auch eine glänzende Hauseinrichtung gebracht hatte, das väterliche Haus bezogen, das er mit aller Pracht hatte herrichten lassen. Er bewohnte dort alle besseren Gemächer, indes die alte Mutter und Jakob es vorzogen, sich mit einigen Hinterstübchen zu begnügen.

Wenn nun der alte Stammler pustend und keuchend in das Haus des Schwiegersohnes trat, so machte er jedesmal ein zorniges Gesicht und murmelte etwas zwischen den Zähnen. Was aber den Patrizier so ärgerte, das war das Gepolter der

Webstühle, welche den ganzen ebenerdigen Raum des Hauses einnahmen und vom frühen Morgen bis zur Abendfeierstunde lärmten.

Eine Zeit lang schluckte er seinen Ärger hinunter; als jedoch auch seine Tochter Barbara ihm gegenüber eine leise Andeutung machte, daß sie sich an das Gepolter der Webstühle nicht gewöhnen könne, und daß dies dem Hause einen so grobbürgerlichen Anstrich gebe, beschloß er, seinem Schwiegersohne darob Vorstellungen zu machen.

Die Gelegenheit hiezu ergab sich unerwartet bald. Fugger stand in seiner Schreibstube und schaute unzufrieden auf sein Pult nieder, auf dem ein Papierbogen mit verschiedenen Berechnungen lag; Ulrich Stammler saß abseits in einem großen Lederstuhle und verschnaufte sich von der Anstrengung, die ihm das Heraufsteigen über die steile Treppe verursacht hatte.

„Schlechte Geschäfte?“ fragte er, die Augenbrauen in die Höhe ziehend und nach dem Papiere in Fuggers Hand schielend.

„Nein,“ versetzte Andreas, sich zu dem Patrizier wendend; „schlechte Geschäfte haben in meinem Hause noch keine Einkehr genommen und sollen, so Gott will, der Fugger'schen Schreibstube auch ferne bleiben. Es handelt sich hier,“ fuhr er fort, indem er auf das vor ihm liegende Papier zeigte, „um einen kleinen Span mit meinem Bruder Jakob. Er hat mir die Berechnung aller von ihm gelieferten Tücher

vorgelegt und verlangt Bezahlung und Anteil am Gewinne."

„Na, darin finde ich nichts besonderes," gab der alte Stammler kopfschüttelnd zurück.

„Er verlangt den ganzen Gewinn am Gewebe und will mir den Vorteil aus dem Handel überlassen."

„Ganz richtig gerechnet!" erwiderte der Patrizier.

Andreas zuckte die Achseln.

„Rechnerisch, ja; aber was thut Jakob mit den Erzeugnissen seiner dreißig Webstühle, wenn ich sie nicht auf den Markt bringe? Darum verlange ich auch einen Gewinn am Gewebe und sehe darin keine Ungerechtigkeit."

„Darüber läßt sich streiten. Ich meine so: Ihr beide, Du und Dein Bruder, Ihr trennt Euer Geschäft, und jeder arbeitet auf eigene Rechnung. Du kannst ja das in der That ganz vorzügliche Gewebe Deines Bruders kaufmännisch an Dich bringen, und er kann in seiner Werkstätte auf seine Kosten arbeiten."

„Euer Vorschlag gefällt mir! Damit hätten viele Streitigkeiten ein Ende."

Die Augen des Alten leuchteten.

„Du scheinst mich nicht ganz verstanden zu haben," entgegnete Stammler eifrig. „Ich will damit sagen, daß Jakob sich überhaupt für seine Webstühle ein anderes Haus suchen soll."

Schmerzlich überrascht erhob Andreas das Haupt.

„Nein,“ rief er mit abwehrend gestreckter Hand, „aus dem väterlichen Hause kann und darf ich meinen Bruder denn doch nicht jagen! Jakob ist eigenartig gemutet, er paßt mit seinem stillen sinnigen Wesen nicht zu meiner raschen kräftigen Art; aber darum dürfen wir uns doch nicht scheiden. Und wenn Jakob ginge, müßte ich nicht fürchten, daß auch meine gute Mutter mit dem alleinstehenden Bruder aus dem Hause zöge? Das wäre doch tief beschämend für mich, wenn Mutter und Bruder aus der väterlichen Behausung gingen.“

„Solches ist nicht notwendig,“ sagte der alte Patrizier, sich ungeduldig von seinem Sitze erhebend und vor seinen Schwiegersohn tretend. „Deine Leute bleiben im Hause wohnen, aber die Webstühle müssen hinaus!“

Dies ward in einem so verletzenden Tone gesprochen, daß Fugger entrüstet auffuhr.

„Noch bin ich Herr in meinem Hause, und der Bruder in dem seinigen. Wie? Wenn es ihm einfiele, mich auszuschaffen? Es ist wahr, er ist der jüngere Bruder, aber er ist mein Bruder!“

Das Gesicht des Schwiegervaters ward blaurot, und in seiner Brust kochte der Zorn; jedoch er hielt ihn zurück. Mit großen Schritten ging er in der Schreibstube auf und ab, schnaubend und blasend. Plötzlich blieb er stille stehen und sagte in versöhnlichem Tone:

„Kann denn nicht das Gerümpel der Webstühle an einen anderen Ort gebracht werden, wo sie besser

hinpassen, als in das Haus einer Patriziertochter, und können nicht dennoch Mutter und Bruder in Frieden in dem Hause hier wohnen bleiben?"

„Ich will Euerem Willen dienen," sagte nun Andreas nachgiebig und reichte ihm die Hand.

„Brav, sehr brav! Mußt bedenken, lieber Junge, daß Webstühle nicht in Deine Behausung passen. Es gibt viele, welche Dich nur den stolzen Weber nennen. Du magst hundertmal Handel treiben; so lange das widrige Geklapper in Deinem Hause ist, so lange bist Du den Augsburgern so gut ein Weber wie Dein Bruder Jakob."

Die beiden schieden. Andreas suchte seinen Bruder Jakob auf, der in derblinnenem Gewande am Webstuhle saß. Andreas sprach ruhig. Er bat, Jakob möge sich für seine Arbeit eine andere Werkstätte suchen, jedoch er selbst und die Mutter sollten doch gewiß im Hause bleiben.

„Also müssen alle Webstühle fort! Auch jene, an welchen der selige Vater gesessen und ich und einstmals auch Du?"

„Ja, alle!"

Jakob ließ seine Arbeit ruhen. Sein Auge leuchtete unheimlich.

„Gut denn! Die Webstühle und alles Geräte schaffe ich fort. Aber mit den Stühlen geht auch der Weber."

„Jakob!"

„Das Tischtuch zwischen uns beiden ist auseinander geschnitten," kam es hart zurück. „Sei

Du ein stolzer Kaufherr, der die rauhe Musik des Webstuhles nicht ertragen kann; ich bleibe ein Weber, der den Stolz Deiner Kaufstube nicht teilt."

„Ist dies Dein letztes Wort?" fragte Andreas erschrocken.

„Ja, mein letztes Wort in dieser Sache! Morgen gehe ich, mir ein Haus zu kaufen, in welches ich, aus dem väterlichen vertrieben, mich und meines Vaters Webstuhl flüchten kann. Gott gebe, daß, wenn das alte Holz, woran unser Wohlstand Schlag um Schlag aufgebaut worden, aus dem Hause getragen wird, nicht auch der Gottessegen, der nie mit dem Hochmute unter einem Dache wohnt, von Deinem Hause weicht! Du bist Kaufmann genug, um zu berechnen, was Du mir für meinen Anteil am Hause, dem ich nun fremd geworden bin, zu zahlen hast; und wer, wie Du, mit großen Ziffern rechnet, wird diese kleine Summe wohl schnell bezahlen können."

„Und Dein Gewebe?"

Jakob richtete sich stolz auf.

„Mein Gewebe verkaufe ich selbst. Fugger magst Du heißen; Fugger'sches Tuch verkaufst Du nimmermehr! Den Witz zum Handel, den Du hast, finde ich auch noch in meinem Gehirne!"

„Bruder, Du bist bitter geworden!"

„Das ist so, wie wenn das Unwetter nach langem grollendem Brüten zum Ausbruche kommt. Dann zucken die Blitze und poltern die Donner, daß die Erde bebt. Sind aber die Wetter verzogen,

dann ist die Luft nicht mehr schwül und drückend, sondern wohlig und klar. So ist es auch bei mir, Bruder! Du hast Dich mit Deinem stolzen hochfahrenden Wesen immer weiter von mir entfernt, soweit, daß ich Dir nicht nachfolgen kann. Das hat meinem Herzen viel stilles Weh gebracht, und still habe ich es getragen. Wenn mein Herz aufgeflammt und meine Rede bitter geworden ist, da Du den Webstuhl des Vaters vor das Haus des Vaters setzen willst und Dich seiner schlichten Kunst zu schämen scheinst, so sieh darin keine Bosheit von mir. Ich wollte Dir nicht wehe thun, und ist es dennoch geschehen, so vergib und vergiß! Nur so viel Frist gönne mir, daß ich mich erst nach einem neuen Heim umsehe; habe ich es gefunden, dann ziehe ich mit meinen lieben Webstühlen in Gottes Namen aus dem väterlichen Hause. Meine Liebe zu Dir bleibt ungeschmälert; und geht auch jeder von uns im Geschäftsleben seine eigenen Wege, in der Liebe zu einander wollen wir eins sein in guten und bösen Tagen."

Nach wenigen Wochen bezog Jakob Fugger sein eigenes Haus, das er sich unterhalb des Judenberges gekauft hatte. Es war nicht prächtig in seinem Aufbaue, aber geräumig und gut.

Als kräftige Knechte die Fugger'schen Webstühle, einen nach dem andern, aus dem Hause des Andreas nach Jakobs neuer Werkstätte trugen, blieben die Bürger erst in stillem Staunen kopfschüttelnd auf den Gassen stehen und schauten mit unzufriedenen

Blicken dem eigentümlichen Zuge nach, neben welchem Jakob ernst einherging. Und hinter den Webstühlen wurden auf Handkarren die fertigen Tuchballen und Garn und Wolle in großen Mengen gefahren.

Nun ging den Bürgern der Mund auf, weil ihnen das Herz überlief. Und es war kein bösartiges Schelten, das sie ausstießen, sondern der schrille Wiederhall tiefverletzten gemeinsamen Ehrgefühls. Ihr gesunder Stolz empörte sich darüber, daß derjenige den väterlichen Webstuhl nicht mehr in seinem Hause dulden wollte, welcher ohne den von seinem braven Vater an demselben vergossenen Schweiß und ohne die dem hölzernen klappernden Geräte abgerungenen Gulden eben auch nichts anderes als ein armer Webergeselle geworden wäre.

„Dieser Hochmut bringt ihm keinen Segen,“ eiferte ein alter glatzkopfiger Weber; „glaubt mir, der brave Hans Fugger, wenn er es hätte erleben müssen, der wäre wieder zum Gögginger Thore hinausgegangen, zu dem er einst in gutem Hoffen hereingekommen war. Da ist der Jakob ein echter Fugger; dieser bleibt dem schlichten Bürgersinne und seinem Webstuhle treu.“

Das war nun so im Eifer geurteilt und verdammt; aber ungerecht. Denn hinter den kleinen runden Fensterscheiben schaute mit trüben feuchten Augen Andreas dem Auszuge seines Bruders zu und seufzte oft: „Ich habe es nicht gewollt; allein meine Ehefrau und noch mehr mein Schwiegervater

ließen mir keine Ruhe, bis die Webstühle aus dem Hause kamen. Wenn nur nicht der Bruder auch mit fortzöge!"

Andreas hatte kaum jenen Gedanken gedacht, als die Mutter zu ihm in die Stube trat.

„Gott mit Dir, mein lieber Andreas, und mit all' Deinen Lebenstagen! Ich komme, um Dir zu sagen, daß ich mit Jakob fortziehe und bei ihm mein Dasein beschließen will."

„Mutter!" rief Andreas in aufrichtigem Schmerze. „Auch Ihr gehet von mir? O thut das nicht!"

„Jakob steht allein," entgegnete sie mit würdevollem Ernste; „es ist nicht recht, daß die Mutter ein Kind verläßt. Du hast ein Weib; Dein Bruder hat niemanden. Meine Pflicht ruft mich an seine Seite."

Andreas konnte diesen Gründen nichts entgegen setzen. Er mußte dieselben als gerecht anerkennen; aber sein Herz konnte sich mit ihnen nicht versöhnen.

„Du scheidest doch ohne Groll von mir?" fragte er leise.

„Ja! Ich lobe nicht alles, was Du thust und wie Du bist; aber Du bist nicht mehr ganz Herr Deines Willens und Deiner Entschlüsse; dies entschuldigt vieles. Bleibe gut, und die Liebe Deiner Mutter bleibt Dir treu!"

Die Wellen der Aufregung unter den unzufriedenen Bürgern legten sich allmälig; aber ohne Folgen blieb die Sache nicht. Während die Patri-

zier Andreas Fugger in ihrer Mitte freundlich aufnahmen, wie einen, den man um anderer willen nicht zurückstößt, zogen sich die Bürger immer mehr von ihm zurück und trugen ihr ganzes Vertrauen auf Jakob über, der ihnen so ganz als das Ebenbild des verstorbenen Vaters erschien.

Andreas bemerkte wohl, daß ihm viele, die gegen Jakob voll aufmerksamer Freundlichkeit waren, nur mit finsteren Blicken den Gruß boten; das that ihm anfangs wehe, und allmälig verknöcherte sich dieses Gefühl zur wachsenden Bitterkeit — erst gegen seine Mitbürger und dann auch gegen seinen Bruder.

So kam es, daß sich die beiden immer fremder wurden, und trafen sie nicht zufällig auf der Gasse zusammen, wo sie nur kurze Rede mit einander wechselten und dann wieder auseinander gingen, so sahen sie sich wochenlange nicht. In ihren Häusern besuchten sie sich fast gar nicht; denn Jakob war in seinem schlichten Wollenwamse der patrizischen Verwandtschaft des Andreas ein Dorn im Auge, und Andreas fürchtete den Spott seiner hochmütigen Freunde, wenn er Jakobs Haus am Judenberge aufsuchte. Nur in tiefer Abenddämmerung schlich er, in seinen Mantel gehüllt, zuweilen in den dunklen Hausflur, an Jakobs Werkstätten vorüber und die enge Treppe hinauf zu der Stube der Mutter. Dort saß er dann in einer Ecke und brütete finster vor sich hin, bis das Mutterwort wieder sein Gemüt erhellte. Sodann war er wieder froh für mehrere Tage und Wochen.

Die Augsburger aber hatten sich getäuscht, wenn sie meinten, der Stern des Andreas werde erbleichen und untergehen, weil er der Weberei sich schämte und nur Kaufmannschaft trieb. Gerade das Gegenteil! Sein Wohlstand wuchs in kurzer Zeit zum wirklichen Reichtume heran.

Der Reichtum aber machte den Glücklichen übermütig.

Gleich einem Fürsten in Seide und Sammet gekleidet und mit kostbarem Geschmeide behängt, ging Andreas Fugger mit Weib und Kindern stolz durch Augsburgs Gassen. Und wenn die Stuben der reichsten Patrizier, der Herwart, Welser, Rehlinger, der Langenmantel, Stauenburger und Ilsung gar prächtig waren, so überbot doch die Herrlichkeit und der goldglastende Glanz in Fuggers Haus alle Pracht der anderen. Seine Pferde waren die schönsten, seine Gastereien die üppigsten. Das Zigeunermädchen hatte wahr gesprochen; man staunte ob seines Glückes, man beneidete ihn — aber es liebten den kaltherzigen reichen Mann nur wenige.

Zehntes Kapitel.

Die Vesper bei den Barfüßern war zu Ende. Die Andächtigen strömten in ihren Feiertagsgewändern durch die weitgeöffneten Kirchthüren hinaus auf den freien Platz vor dem Gotteshause: — die

Knaben lachten und lärmten; die Mädchen flüsterten einander Geheimnisse und unschuldige Neuigkeiten aus der Spielstube zu; die Matronen schritten ernst und sittig, wie die leicht errötenden Jungfrauen an ihrer Seite, auf dem kürzesten Weg nach Hause; die Männer aber drängten sich aufgeregt in Gruppen zusammen, um Wichtiges zu besprechen.

„Habt Ihr ihn gesehen unter den anderen Mönchen im Chorstuhle knieen? Ein kleiner Mann, tief in den Sechzigern, mager und dürr, aber fromm, wie ich in meinem Leben noch keinen Menschen gesehen habe. Ich konnte während der ganzen Vesper kein Auge von ihm wegwenden; Gott verzeihe mir die Sünde, wenn es eine ist!“

„Nicht möglich!“ warf zweifelnd ein anderer ein; „das kleine unansehnliche hagere Männlein, das geringer aussieht, als der letzte Laienbruder, sollte der gewaltige Prediger Johannes Capistranus sein? Das glaube, wer will; ich glaube es nicht!“

„Er ist es aber doch, trotz all Euerem Gezweifel,“ gab der erste etwas derb zurück. „Ich weiß es vom Pater Guardian selbst; dieser hat mir den heiligen Mann gezeigt, als wir im Kreuzgange des Klosters vor der Vesper mit einander sprachen und der Pater Johannes eben vorüberging. Habe ich ihn doch so nahe gesehen, wie ich Euch da vor mir sehe! Ich will Euch etwas sagen. Ich habe mein ganzes Leben lang nicht in ein solch ernstes still-frommes Gesicht geschaut, wie das des Paters Johannes ist. Und wer ihn sieht, wie er so tiefdemütig

dahinschreitet, der möchte nicht glauben, daß er ein so großer gewaltiger Geistesmann wäre, zu dem nicht nur das gemeine Volk, sondern selbst Fürsten und Könige mit hoher Bewunderung aufschauen."

„Was wißt Ihr von ihm? Erzählt! Will gerne meinen Vespertrunk versäumen, um Euch zuzuhören."

„Der arme Mönch war in früheren Tagen ein großer Rechtsgelehrter, warf aber bald Ehre und Reichtum hinter sich und ging unter die Minderbrüder, unter welchen er bald der frömmste und demütigste war. Am allermeisten aber hielt er auf die Armut und konnte es nicht leiden, wenn andere über die Armut klagten und murrten. Seit bald vierzig Jahren predigte er den Christen, Juden und Sarazenen und bekehrte Unzählige; sogar Gamaliel, den gelehrtesten Juden seiner Zeit, machte er zum frommgläubigen Christen. Als er in Frankreich gegen die Ketzer predigte, gaben ihm diese Gift zu trinken; allein es schadete ihm nicht. Päpste überhäuften ihn mit ihrer Huld, und Fürsten erwiesen ihm die höchsten Ehren. Der Mönch jedoch blieb immer demütig und verlangte nichts, als daß er dem Volk predigen und Gutes thun dürfe."

„Aber was thut der fromme Mann bei uns in Deutschland? Er ist doch ein Wälscher!" fragte einer dazwischen.

„Das ist so," fuhr der Erzähler eifrig fort. „Kaiser Friedrich hat den Papst in Rom eigens durch seine Gesandten bitten lassen, er möge ihm

den durch heiligen Wandel und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann nach Deutschland senden, teils um die streitenden Fürsten durch seine milde Weisheit zum Frieden zu bewegen, teils um die durch Huß in Böhmen, Kärnthen, Mähren, Ungarn, Steiermark und Österreich angestifteten Ketzereien wieder auszurotten. Und jetzt ist er auf dem Wege über Augsburg nach Nürnberg."

„Ei was!" warf ein Bürger keck dazwischen. „Wir brauchen seine Predigten nicht'; denn wir sind keine Ketzer. So mag er nur wieder fürbaß ziehen und meinetwegen denen in Nürnberg ins Gewissen reden, daß sie ehrlich seien in Kram und Handel."

„Nun, ein bißchen Bußpredigt könnte uns Augsburgern wahrlich auch nicht schaden."

„Dazu haben wir schon selbst Mönche und Pfarrherren genug! Schönen Dank für Euere Erzählung, Meister! Aber jetzt muß ich in der Herberge meine Kanne trinken; der Durst brennt mir wie Feuer in der Kehle." — —

Ganz Augsburg sprach an jenem Tage von nichts anderem, als von dem kleinen fremden Mönche unten bei den Barfüßern, der so gewaltig in der Rede sein solle, daß ihm kein Sünder trotzigen Widerstand zu leisten vermöchte. Viele sehnten sich darnach, den wunderbaren Mann predigen zu hören, um für ihre Seelen neues Geistesleben zu gewinnen. Jene aber, welche den Freuden des Lebens nachgingen, besonders die Söhne und Töchter der Patrizier, waren dem Mönche nicht gewogen und

wurden ihm noch mehr gram, als sie hörten, daß er vorzüglich gegen die immer mehr um sich greifende Kleiderpracht eifere. Allerdings überschritt dieselbe damals vielfach alle Schranken. Die Frauen wußten nicht, wie sie ihrem Übermute genug thun und an Spitzen, Seide und Sammet, Puffen, Falben und Geschmeide eine möglichst große und kostbare Last an ihren Kleidern einherschleppen konnten; auch die Männer hatte zu jener Zeit eine Putzsucht ergriffen, die nicht nur lächerlich in ihren Einzelheiten, sondern auch unwürdig des deutschen, ehrlich geraden Charakters und nahezu weibisch war. Einer wollte dem anderen an Übertriebenheit des Luxus und der Mode zuvorkommen, und wenn gegen jene entnervende und die gesunden gesellschaftlichen Verhältnisse zersetzende Kleiderpracht ein feuriger, aber gerechter Eiferer aufstand, so hatten die Männer den Löwenanteil der Schuld; denn sie waren nicht nur unmännlich eitel, sondern auch die Ursache der übertriebenen Gefallsucht der Frauen; schmücken diese doch sich nur dann unnatürlich, wenn die Männer unvernünftig genug sind, daran Gefallen zu finden.

„Wir gönnen ihm sein härenes Gewand," grollten die Jünglinge beim Brettspiel; „er soll aber auch unsere kostbaren Kleider, Ringe und Ketten in Ruhe lassen. Wohin käme es mit dem Fugger und mit unseren kunstfertigen Goldschmieden, wohin mit dem Gewerbefleiß, Handel und Wohlstand unserer Stadt, wenn es nach dem Willen des finsteren Mönches ginge, und arm und reich in Zwillichge-

wändern umherliefe und Habersuppe äße? Und die Würfel verdammt er auch? Bei Gott, der Mann ist hart und hat gewiß nie heißes Blut in seinen Adern gehabt, als er noch jung war!"

So redeten die Jünglinge.

Und erst die putzsüchtigen Jungfrauen!

„Der Mann mag so fromm und heilig sein wie immer," klagten sie mit gar besorgten Mienen, „zur Heiligkeit gehört vor allem Demut; und wenn er demütig ist, so urteilt er nicht über unseren Putz. Was versteht auch der ernste finstere Mann davon, wie sich ein Mädchen kleiden muß? Wir armen Geschöpfe können doch nicht wie die Nonnen einhergehen! Wahrhaftig, die jungen Männer gingen uns allen scheu aus dem Wege, und keine einzige käme zu Ring und Hochzeit!"

Es waren ihrer aber noch mehr, die den Mönch wieder gerne aus Augsburgs Mauern hinausbegleitet hätten, ehe er seinen Mund zur Strafpredigt öffnete. Denn es gab in Augsburg gar viele mit einem wunden Gewissen, wenn sie auch gerade nicht das Brettspiel oder den Putz liebten. Diese alle trugen bange Sorge, der fremde Mönch möchte mit ihnen unerbittlich ins Gericht gehen und nicht ruhen, bis sie dem Bösen wieder entsagten.

Diejenigen jedoch, welche in frommer Zucht und Einfalt die Wege Gottes gingen, und deren Herzen nicht an böser Lust hingen, freuten sich der Ankunft des Gottesmannes und hofften von seinem Munde

manches Goldkorn himmlischer Lehre und innerer Tröstung und Erbauung.

So dachte jeder nach seiner Art über Johannes Capistranus. Ging der Mönch einmal über die Gassen, um ein Kloster oder eine Kirche zu besuchen, so entstand allzeit ein großes Gewühl unter dem Volke, und Männer und Frauen drängten sich mit Gewalt hindurch, um diesen wunderbaren Ordensmann zu sehen. Wohl schauten manche mit finsteren forschenden Blicken auf ihn, als wollten sie ihr Urteil aus seinem hageren unbeweglichen Gesichte herunterlesen; viele aber hatten die Augen voll Freudenthränen. Solche jedoch, die ihm ganz nahe kommen konnten, berührten oder küßten sein härenes Gewand.

Jakob Fugger war ein stiller, aber großer Wohlthäter der Barfüßermönche. So oft ein mühsam erarbeiteter Gottessegen, und war es auch nur ein Gulden, in sein Haus kam, schickte er den Mönchen, die nur von dem Almosen guter Menschen lebten, eine Gabe an die Klosterpforte.

„Die Brüder sollen für den Fugger beten,“ ließ er ihnen sagen, und wenn ihm der Pater Guardian ab und zu einmal dankte, so schaute er ihn mit großen Augen an und sprach: „Was wollt Ihr, hochwürdiger Pater? Euch habe ich nichts geschenkt, auch nicht dem Kloster, sondern alles unserem Herrgott, dessen Wege Ihr gehet. Dankt mir nicht! Ist das, was ich gethan habe, des Lohnes wert, so wird mir's unser Herrgott vergelten; Ihr aber

dürft mir meinen Lohn mit Euerem Gratias nicht schmälern!“

Von diesem Jakob Fugger hatten die Mönche auch dem Pater Johannes Capistranus erzählt; aber auch von Andreas, den sie, bei ihrer Armut, in seiner stolzen Herrlichkeit nicht verstanden, ja fast hart verurteilten. Capistranus verlangte den Jakob Fugger zu sehen, und der Guardian lud diesen zum Mittagstische ein. Aber so einfach der Weber lebte, mit den Bohnen und dem schwarzen Brote fand er sich nicht zurecht. Doch hätte er auch die Speisen einer königlichen Tafel vorgesetzt bekommen, er würde doch nichts gegessen haben; denn der kleine hagere fremde Mönch saß neben ihm und hörte nur auf das, was ein Novize aus einer heiligen Handschrift vorlas; die vorgelegte Speise aber berührte er kaum.

Nach dem Mittagsmahle gingen die Mönche in den Garten. Capistranus zog dort den Jakob Fugger an seine Seite. Er zeigte mit dem Finger auf eine Lilie.

„Könnt Ihr so ein herrliches Kleid weben, mein lieber Fugger?“ fragte der Mönch vor der Blume stehen bleibend.

„Nein, ehrwürdiger Pater!“

„Ja, Fugger, Ihr könnt es?“ entgegnete Capistranus, sich rasch umwendend und seinem Begleiter voll in die Augen schauend. „Nur müßt Ihr das Kleid für Euere Seele weben, nicht für den Leib. Ihr versteht mich doch? Hört, Fugger, man

hat mir erzählt, Ihr hättet einen stolzen übermütigen Bruder. Ist das wahr?"

„Nein, heiliger Mann!" antwortete Jakob hastig; denn es that ihm wehe, seinen Bruder aus solchem Munde des Stolzes angeklagt zu hören.

Capistranus sah ihn strenge an.

„Nennt mich nicht heilig, Fugger!" tadelte er scharfen Tones; „bin froh, wenn mir Gott gnädig ist. Euere Rede klingt wie Frevel."

„Das soll sie nicht sein!" gab Fugger fest zurück. „Lassen wir es, über das zu streiten, was Gott allein entscheidet! — Ihr habt von meinem Bruder gesprochen. Pater, das ging mir durch die Seele!"

„Und warum?"

„Von Euch möchte ich ihn am wenigsten verurteilt wissen. Er ist gut — aufrichtig gut! Betet für ihn!"

Capistranus sah auf den weißen Kies zu seinen Füßen nieder.

„Und wenn ich Eueren Bruder um seiner Pracht und seines Hochmutes willen tadeln würde, könntet Ihr dies nicht ertragen?"

„Nein, Pater!"

„Er soll aber auch hart gegen Euch sein?"

Jakobs Miene ward schmerzlich.

„Er ist nicht immer gegen mich," sagte Jakob betroffen, „wie Brüder gegeneinander sein sollen. Allein daran trägt nicht er die Schuld, sondern die stolze Sippe, in die er hineingeheiratet hat und die den Jakob Fugger, weil er ein Weber ist, verachtet.

Sein Herz ist gut; wollt Ihr ihn schmähen, so nennt ihn schwach, um der Liebe zum Frieden willen zu nachgiebig, mehr aber nicht!"

„Ihr tragt also keinen Groll gegen ihn in Euerem Herzen?" fragte der Mönch, eine Blume zwischen seinen dürren Fingern haltend und gedankenvoll in ihren Kelch schauend.

„Einen Augenblick ward mein Gemüt bitter; das war, als ich den Webstuhl des Vaters von seinem Platze hob und aus dem Hause tragen half. Damals meinte ich, zürnen und grollen zu müssen; aber ich konnte es nicht und kann es auch heute nicht und bin meinem Bruder so innig gut, wie Ihr, Pater, der Blume, die Ihr in der Hand haltet."

Der Pater gab Jakob Fugger die Blume, ohne ein Wort zu sprechen.

So gingen sie den Garten entlang. Am Ende desselben stand ein großes, einfach gezimmertes und mit roter Farbe bestrichenes Kreuz. Dort blieb Capistranus stehen.

„Fugger," sprach er, die Rechte an das Kreuz legend, „wie Ihr, so sollte jeder Mensch denken und fühlen. Kein Mensch sollte mehr dem anderen gram und feindselig sein, seit uns Menschen göttliches Erbarmen zu teil geworden und der lichtvolle Schatten des Kreuzes auf die Erde gefallen ist. Jakob, Euer Geschlecht wird einst groß und mächtig werden, und die Schätze zweier Weltteile werden Euch dienstbar sein. Der größte Schatz der Fugger aber

bleibe ein frommes, gottgetreues Herz, ein Erbe, das Ihr ihnen hinterlasset!"

Die Chorglocke gab das Zeichen vom kleinen Turme her; Capistrans Züge nahmen den Ausdruck stillen Gebetes an. Die Kapuze über den Kopf ziehend, schied er ohne Gruß von Fugger, und bald hörte man den Psalmengesang der Mönche hinaus in den Garten, wo Fugger auf einer einsamen Bank sich gar frommen Gedanken hingab. — —

Auf dem großen freien Platze vor dem Dome und der bischöflichen Residenz waren am frühen Morgen eines der nächstfolgenden Tage Zimmergesellen beschäftigt, ein Gerüst aufzuschlagen. Sie sprachen wenig, und was sie einander sagten, das flüsterten sie sich mit kurzen Worten zu. Hin und wieder kamen Haufen Volkes, der Arbeit stille zusehend und dann wieder geräuschlos die Gasse hinabziehend bis zum Barfüßerkloster; dort blieben die herbeiströmenden Massen stehen, stauten sich und hielten die Blicke nach der Pforte des Klosters gerichtet.

Von der Hauptstraße herab kam ein langer glänzender Zug: wallende Fahnen, Chorknaben in roten Röcken und weißen Chorhemden, die Pfarrherren mit ihren Gesellpriestern, das Domkapitel in seidenen Gewändern und der Bischof mit Mitra und Stab. Das Volk drängte sich ehrerbietig zurück an die Häuser, um der Priesterschaft Platz zu machen. Als dieselbe vor dem Barfüßerkloster angelangt war, öffnete sich dessen Pforte. Die Minderbrüder traten

heraus, paarweise, an ihrer Spitze ein großes Crucifix. Wie wandelnde Leichen schritten sie dahin, bleich, mager, mit halbgeschlossenen Augen und unbewegten Mienen. Der ernsteste unter ihnen war Johannes Capistranus. In endlosen Scharen wallte nun das Volk hinter der Prozession zurück nach dem Platze vor dem Dome. Die Bürgermeister und Räte, die Geschlechter in blitzender Pracht, die Zünfte mit ihren Meistern und dann, drängend und stoßend, ungezählte Mengen. Auf dem freien Platze floß die Menschenflut einen Augenblick auseinander, um sich dann wieder möglichst nahe der Kanzel zu drängen, die nun Johannes Capistranus bestieg.

Lange Zeit stand er dort regungslos und richtete den Blick auf Priesterschaft und Volk. Die Wogen der Menge legten sich, atemlos sah jeder zu dem Mönche auf.

Er begann. Sein Wort war so schlicht und einfach und ruhig. Er erzählte vom Kreuze und von dem, was das Kreuz der Welt gebracht hat, vom tiefen heiligen, über alle Maßen beseligenden Gottesfrieden, und wie dieser eine ewige Weihnacht für den Menschen sei, der guten Willen in seiner Brust trage. Froh lauschte die Menge. Die Botschaft des Herzensfriedens ist ja dem Frommen, wie dem Sünder eine himmlische.

Der Mönch hielt einen Augenblick inne. Sein Antlitz ward hart. Er sprach von der Armut der Krippe und von der Verlassenheit des Kreuzes; seine Worte waren nicht mehr liebliche Bilder, sondern

lodernde Flammen. Dieser Armut und Verlassenheit eines unendlich liebenden Gottes hielt er dann die übermütige und goldstarrende Prunksucht der Menschen entgegen, jenen häßlichen Hochmut, der mit vergänglichem Flitter unvergängliches Elend in dreister Lüge überdeckt.

„Der Satan wird Euch Sammet und Seide und blinkendes Geschmeide in Euer von ewiger Verzweiflung verzerrtes Gesicht werfen und wird Euch höhnend zurufen: durch diesen Tand seid Ihr mein geworden!“

Dann sprach er von Brettspiel und Würfeln. Seine Rede war wie verzehrendes Feuer. „In der Ewigkeit Euerer Verdammung mögt Ihr die Stunden messen, zählen und fruchtlos bereuen, welche Ihr, mit dem Würfelbecher in der Hand, fluchend, von Gewinnsucht berauscht, Euerem besseren Leben abgestohlen habt. Was habt Ihr mit Euerem Spiele gewonnen? Zerrissene Herzen, vergeudetes Gut und Geld, verlorene Stunden, verlorene Seligkeit — ewige Verdammnis!“

Und noch härter ward das Antlitz des Mönches, daß fast kein Auge mehr in dasselbe zu schauen wagte. Er redete von dem Hasse, der die Menschen untereinander vergiftet; von dem Paradiese, das die Liebe neu auf der Erde erwecken könnte, und von der Hölle, welche der Menschenhaß wie ein verzehrendes Feuer mitten in das Leben hineinwirft. Er riß das Kreuz aus seinem Gürtel und hielt es über die Menge.

„Liebe oder Haß!“ rief er. „Seligkeit oder Verdammung ohne Ende!“

Die Volksmenge kniete zitternd auf der Erde.

Capistranus sprach den Segen und stieg von der Kanzel. Betende und zerknirschte Scharen begleiteten ihn zu dem Kloster.

Das war am Vormittag.

Nachmittags strömte das Volk wieder nach dem Domplatze. Es trug die Werkzeuge seiner Spiellust: Schachbrette, Tiktak, Steine und Karten; die Jungfrauen schleppten ihren Putz auf hochbeladenen Armen herbei: bunten Zierrat, bordierte Kleider, Haupt- und Halsschmuck und sonstigen Flitter.

Alles ward auf einen Haufen geworfen und dann angezündet.

Schnell fraß die Flamme sich Bahn durch den aufgetürmten Tand. Hochauf wirbelte der Rauch und zog, von einem leichten Westwinde getragen, über die Stadt. Und als alles in Asche zusammenfiel, frohlockte das Volk, als wäre es nun von seinen Leidenschaften befreit. —

In die finstere sternenlose Nacht sahen zwei Männer hinaus: Andreas Fugger, die nagenden Zweifel seiner Seele verwerfend und nun mit gesteigerter Leidenschaft in sein Herz zurückdrängend; und Jakob Fugger, das Te Deum mit lauter Stimme betend.

Elftes Kapitel.

Hans Fuggers Witwe war zur alten zitternden Matrone geworden, und nachdem sie in immer gleicher milder Liebe ihre Söhne, ganz besonders aber den Jakob, die demütige und doch starke Stütze ihres Alters, gesegnet hatte, schlief sie, dem Himmel entgegen lächelnd, zum Todesschlummer ein.

„Andreas, Du bist groß geworden," hatte sie mit brechendem Auge gesprochen; „der jetzt noch klein ist, wird ungleich größer werden, als Du!"

An des unvergeßlich braven Hans Fuggers Seite ist die gute Elisabeth begraben worden. Bis dorthin gingen die Brüder schweigend nebeneinander; vom Grabe heimkehrend, schieden sie sich. — Andreas stieß den Jakob kalt von sich.

Dieser ertrug den bitteren Schmerz stille und geduldig. Aber gerungen und gebetet hatte er viel; denn manchmal war es, als wollte sein Herz in flammendem Zorne auflodern, und dann wieder, als wenn es brechen wollte. Jedoch niemals kam eine Klage oder ein bitteres Wort über seinen Bruder aus seinem Munde. Und wenn andere tadelnd von ihm sprachen, so wehrte er ihnen bittend ab. „Er ist gut, viel besser, als er scheint," sagte er mit gepreßter Stimme; „tadelt ihn nicht, er ist mein Bruder!"

Jakob führte eine Gattin heim, fast so prächtig an Geist und Seele geartet, wie die liebe heimge-

gangene Mutter war. Andreas grüßte sie nicht, wenn er auf dem Heimwege von der Kirche an ihr vorüberging. Freilich, sie war nur die Tochter des Münzmeisters Bässinger und ging in derbem Wollengewande, ohne Kette und Ring, indes die Patriziertochter, die des reichen Andreas Fugger Weib war, in Seide und Sammet über das Kirchenpflaster dahinrauschte und den Sonnenstrahl in ihrem glitzernden Geschmeide auffing. Andreas ritt, umgeben von ausländischen Rüden, auf glänzenden Zeltern mit den jungen Geschlechtern Augsburgs in fürstlicher Pracht auf die Jagd, während Jakob mit einer Rolle Tuch in das Haus eines Bürgers ging und, bescheiden grüßend, die Arbeit seiner Hände zum Kaufe anbot.

Was Jakob klagelos ertrug und wovon er mit keinem Menschen, selbst nicht mit seinem Weibe redete, das besprachen die Bürger in ernster Rede untereinander.

„Der Name Fugger hat einen guten Klang in Augsburg," sagten sie; „allein nur der Jakob ist ein echter Fugger. Andreas vergißt das Ei, aus dem er gekommen. Der ist nichts für uns Bürger. Um so besser ist der Jakob, ganz so, wie sein Vater; der ist unser Mann!"

Durch ihre Wahl ward er ein Zwölfer der Weberzunft, und wenn auch Andreas darüber lachte, als er davon hörte, und sagte, ein Schreiber in seiner Stube gelte mehr, als Jakob in seiner neuen Würde, so irrte er sich; denn den Jakob grüßte

jeder Bürger mit freundlichem Angesichte, ihn aber grinsten sie zornig an.

So trug Andreas einen tiefen Riß in seinem Herzen, und sein wachsender Reichtum machte ihn wohl noch stolzer, aber nicht glücklich.

Endlich kam die rechte Heilung über sein verkehrtes Gemüt. Er ward krank und immer kränker, und zuletzt setzte sich statt des hoffnungbringenden Arztes der finstere schleichende Tod neben sein Bett. Da gab es viele, gräßlich lange und einsame Stunden, in welchen Erinnerung und Gewissen die Vergangenheit vor ihm aufrollten, aber so ernst und wahr, daß seine Seele zitterte. Das Gold und der Glanz um ihn herum erblich immer mehr, und dachte er an das im Geldkasten aufgehäufte Metall, so ekelte ihn; aber ein Bild, das bisher nur düster und dunkel in seiner Seele gedämmert hatte, stieg in zunehmendem Glanze in ihm auf.

Das war der verkannte Bruder!

Er sandte nach ihm.

Andreas empfing schüchtern den mit offener froher Seele zu ihm Gekommenen. Es ward da ein langes Zwiegespräch zwischen den Brüdern gepflogen, wo der Stolz sich zur Demut neigte, und die Liebe neue Blüten trieb. Und als sie wieder eine Seele waren, wie damals, da sie noch als Kinder zu den Füßen des Vaters in unbewußtem Glücke spielten, rief Andreas aus: „Gott sei Dank! Nun bin ich endlich wieder froh!"

Das waren seine letzten Worte.

Mit Gott versöhnt und Jakobs Hand in seiner kalten Rechten haltend, so war Andreas Fugger gestorben. Der reiche, der stolze Fugger — aber doch der gute Andreas Fugger! —

Sein hochstrebender Sinn ging auch auf seine Kinder über, nicht aber sein rastloses Wirken. Denn war auch Andreas Fugger hochfahrend in Wort und äußerem Prunke gewesen, liebte er üppige Tafeln und glänzende Gelage, so gab es doch bei ihm hinwieder keinen Tag, an dem er nicht hinter seinen Rechnungsbüchern und unter seinen Warenballen stand. Er hatte ein offenes Auge, dem nichts entging, und so strenge rechtlich er in seinem Handel war, so hart und unnachsichtig hätte er jede Unredlichkeit geahndet, die in seinem Hause und zu seinem Schaden wäre versucht worden.

Anders seine Kinder. Im Glanze eines reichen Hauses geboren und groß gezogen, verstanden sie es nicht, daß unausgesetzte Arbeit und manche sorgenvoll durchwachte Nacht es waren, welche den Wohlstand des Hauses aufgebaut hatten und daß niemals das Geschäft vernachlässigt werden durfte, sollte nicht die unter dem Vater angeschwollene Glücksflut wieder zur Ebbe werden.

Die Töchter gingen Ehen mit den Geschlechtern Augsburgs ein; so heiratete Barbara den Kaufmann Thomas Brandtner, Ursula den Bastel Haug, welcher Bürgermeister ward und reichen Kindersegen mit ihr gewann; die Walburga wurde des fleißigen und wohlhabenden Konrad Schneid, eines Schreibers

in Herrn Welsers Kaufstube, eheliches Weib und ging, nachdem sie kinderlose Witwe geworden war, zu den Schwestern des dritten Ordens bei St. Martin, wo sie ein gottseliges Leben führte; Felizitas sagte der Vaterstadt Valet und heiratete den Ulmer Kaufmann und Geschlechter Jörg Roggenburger; nur die Anna, schon als Kind gar fromm und still gemütet und allem Prunke und lärmenden Vergnügen abhold, ward Nonne im Kloster der Benediktinerinnen „zum Holz“ genannt. Dort lebte sie nur wenige Jahre und ging im Vollfrühlinge ihres Lebens als eine gar süß duftende Blume zum himmlischen Garten hinüber, wo sie in ewiger Schönheit fortblüht.

So waren des Andreas Töchter aus dem väterlichen Hause gezogen, die einen in die Welt, die anderen ins Kloster.

Die Söhne aber — Lukas, Jakob, Matthäus und Hans — teilten sich in des Vaters Erbe und Handel, wie in dessen Stolz und Prachtliebe. Allein sie waren mehr prunkende prahlerische Lebemänner, als rechnerische Kaufleute; besonders Lukas und Jakob waren gar gewaltige Waidmänner, die auf prächtigen Rossen mit Knechten und Hunden einherzogen, als wären sie Fürsten des Reiches. Darum sagte auch Kaiser Friedrich lachend zu Jakob Fugger, als er ihn und seine Brüder zu Geschlechtern machte und ihnen ein Wappen verlieh: „Hätte ich Eueren Großvater geadelt, so hätte er einen Webstuhl als Wappen erhalten; Euer Vater hat einen goldenen Bienenkorb; Euch kann ich nichts anderes geben,

als ein Reh in blauem Felde; denn Ihr und Euer Bruder Lukas seid kühne Jäger, Tage und Wochen lang Wald und Haide durchstreifend. Seht nur zu," setzte er warnend bei, „daß Ihr mit Eurem Gejaide nicht ins Blaue schießet! Vergesset Schreibstube und Rechenstift nicht!"

Das hatte der Kaiser gesagt, und wenn es die Brüder befolgt hätten, wäre es zu ihrem Heile gewesen. So aber lagen sie mehr als je auf der Saujagd, oder schossen Hirsche und Rehe und wildes Geflügel. Oder sie zogen gen München und suchten die Bayernherzoge in ihren Burgen auf, oder sie empfingen dieselben zu Augsburg in ihren Häusern; und war es zu München fürstlich hergegangen, so ging es bei den Fuggern zu Augsburg königlich her, wenn sie höhe Gäste bei sich bewirteten.

Anfangs ging der Handel, den sie mit Wolle, Sammet, Seide und anderem feinen Gewebe nach Venedig, Nürnberg und Leipzig trieben, so vortrefflich, wie zu den besten Zeiten ihres Vaters Andreas. Dies war aber zunächst das Verdienst zweier reicher Männer, des Hans Keller und Max Zimmermann, mit denen sie sich verbunden hatten, und deren unermüdlicher Fleiß und kaufmännische Tüchtigkeit den Handel auf glänzender Höhe hielten. Als jedoch diese Männer sahen, wie die „Fugger vom Reh" sich den Geschäften immer mehr entfremdeten, um ihren Vergnügungen nachzujagen, entzogen sie sich der Geschäftsverbindung mit den Fuggern und trieben den Handel für sich auf eigene Rechnung.

Das war der erste empfindliche Schlag, der die „Fugger vom Reh" traf; denn statt nun selbst mit kräftiger Hand die weitverzweigten Fäden ihres Handels zu lenken, luden sie die ihnen lästige Bürde auf die Schultern ihrer Untergebenen ab, denen sie schon darum volles Vertrauen schenken zu können glaubten, weil ihnen dieser Glaube am bequemsten und in ihrer Lebensweise am wenigsten hinderlich war.

Hans Fugger, der jüngste der Brüder, war schon, als sein Vater noch lebte, in dessen Auftrag nach Nürnberg gegangen und hatte sich dort auch niedergelassen, blieb aber mit seinen Brüdern in Augsburg in Handelsverbindung. Lukas, Jakob und Matthäus hatten sich zwar ihren eigenen Hausstand gegründet, lebten jedoch in brüderlicher Einigkeit und in einer solchen Verflechtung ihrer Interessen, daß das Wohl eines jeden von dem des andern abhängig war. Sie pflegten die Abende, wenn sie nicht Gäste bei sich sahen, abwechselnd in ihren Häusern zuzubringen und bei dieser Gelegenheit dann wohl auch über den Stand ihrer Handelsgeschäfte zu sprechen.

Heute saßen sie in des Lukas prächtiger Wohnstube, welche von vielen Wachslichtern erleuchtet und von einer angenehmen Wärme durchzogen war; denn draußen stürmte Schneewetter und scharfe Nordwinde fegten heulend durch die Gassen.

Lukas saß vorgebeugt in seinem Lederstuhle. Seine Rechte ruhte auf dem Kopfe eines dänischen

Jagdhundes, der regunglos in das umdüsterte Antlitz seines Herrn aufsah.

„Ich habe heute schlimme Botschaft erhalten," begann er, das dunkle Auge langsam aufschlagend. „Ihr wißt, daß ich der Stadt Löwen 10,244 Gulden und 13 Stüber geliehen habe. Die Stadt hatte gute Verschreibung gegeben und reichen Zins verheißen. Nun stockt nicht nur seit Jahren die Zinszahlung, sondern Löwen weigert sich auch, das Darlehen heimzuzahlen. Wir streiten schon im achten Jahre um unser gutes Geld und konnten noch nicht einen Heller davon zurückerhalten, so daß nun nichts übrig ist, als den Streit vor dem Reichskammergerichte zum Austrage zu bringen."

Jakob lachte in bitterem Hohne.

„Wahrhaftig, das Reichskammergericht ist die sicherste Bürgschaft dafür, daß wir von Löwen nichts bekommen, daß aber die Kosten des Prozesses den Betrag unseres Guthabens weit übersteigen werden; nicht zehn-, sondern zwanzigtausend Gulden müssen wir am Ende einbüßen!"

„Das glaube ich doch nicht!" warf Matthäus kopfschüttelnd ein. „Wofür wäre denn das Reichskammergericht da, wenn nicht dazu, daß der Kläger zu seinem Rechte kommt?"

„Meinst Du?" antwortete Jakob. „Du kennst sie nicht, die Herren, welche, den Schnecken gleich, über ihre Urkunden und Akten hinkriechen und — kommen sie fast an ein Ende — alles selbst wieder umwerfen, um wieder von vorne anfangen zu kön-

nen. Hätte ich nur etliche Fähnlein reisiger Knechte, schneidig und böse, wie die Rüde zu des Lukas Füßen, ich zöge damit nach Löwen und in das Rathaus und klopfte das treulose Bürgerpack so lange mit guten deutschen Hieben, bis unser Geld bei Heller und Pfennig bezahlt wäre. So müssen wir unser gutes Recht von den weisen Herren des Reichskammergerichtes feststellen lassen, und ist das nach, weiß Gott, wie langer Zeit geschehen, so lachen die zu Löwen und antworten höhnend: „Grüßt uns Euer Gericht, und nun zahlen wir erst recht nicht!"

„Das ist das eine," nahm Lukas wieder das Wort. „Nun zu etwas anderem! Ich habe etwelche Bürgschaften übernommen, bei denen ich nun wohl zahlen muß. Ich weiß, ich hätte mich in diese Dinge nicht einlassen sollen, aber wie konnte ich, ein Fugger, erst kleinlich markten und berechnen, ob ich nicht zu schaden käme? Es ist freilich eine bittere Erfahrung, wenn Menschen, die sich unsere Freunde nennen, uns um unser Geld und Vertrauen schändlich betrügen."

„Sind die Summen groß?" fragte Matthäus.

„Viel größer als die Schuld der Bürger von Löwen."

„Das ist sehr schlimm!"

„Ja, so schlimm ist es," bestätigte Lukas mit unsicherer Stimme, „daß ich gezwungen bin, meinen Handel sehr zu beschränken. Das thut meinem Stolz tödlich wehe! So hätte es nicht kommen

sollen, daß der Glanz meines Namens und meines Hauses so schnell erblaßt. Man wird mit den scharfen Augen des Neides gar bald die Sorge entdecken, die im Hause der „Fugger vom Reh“ über Nacht Einkehr genommen hat; und wollten wir sie auch verbergen, wir könnten nicht; denn die Sorge sitzt an schmälerer Tafel und trägt geringere Kleider, als der satte Überfluß, und feiert nicht dessen glänzende Feste. Wie eifrig werden feindselige Zungen es umhertragen, die stolzen „Fugger vom Reh“ fingen an, klein zu werden, und zögen sich immer mehr von den großen Handelsplätzen zurück! Und wie wird erst einer über unser Mißgeschick hohnlachen? Unser Onkel Jakob Fugger, dem wir in den Tagen unserer Herrlichkeit kaum für seinen Gruß gedankt, dessen Kinder wir wie Bettelpack von unseren Thüren gewiesen haben; noch mehr, gegen den wir verkleinernd bei dem Kaiser sprachen, so daß er ihn von unserem Wappenrechte ausschloß: er, dessen Handel und Wohlstand auf eine fast wunderbare Weise sich heben, er wird mit dem Auge befriedigter Rache auf uns herabsehen.“ — —

Also stand es schlimm mit den „Fuggern vom Reh“.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Lukas starb bald und hinterließ seinen Kindern mehr Schulden als Geld und Ware, so daß die Jungen gezwungen waren, so hart es sie auch ankommen mochte, ihres Wappens zu vergessen und zum Handwerke ihre Zuflucht zu nehmen.

Matthäus, gar eigensinnig und für gute Ratschläge unzugänglich, dabei stolz und prahlerisch, verschleuderte Geld und Waren, erlitt in Venedig und an anderen Plätzen schwere Verluste, besonders durch leichtfertig gegebenen Kredit, und kam ebenfalls tief herab. Er wollte für einige Zeit von Augsburg fort; denn sein tiefgebeugter Stolz konnte die heimatliche Luft nicht mehr ertragen. Als er den Comer-See entlang ritt, scheute sein Roß und warf den Reiter in die grüne tiefe Flut.

Seine Söhne zogen entweder in den Krieg, fremdem Solde dienend, oder sie suchten ein ehrliches Brot in der Werkstätte eines Augsburger Bürgers.

So blieb noch der arg herabgekommene Jakob am Leben und in Augsburg.

Er aber war es, der früher seines Vaters Bruder, seinen Onkel Jakob, am empfindlichsten mißachtet und bei jeder Gelegenheit am verletzendsten behandelt hatte, so daß alle laut darüber murrten, nur einer nicht: der alte Jakob Fugger selber. Es war, als hörte er die höhnenden Reden nicht, die aus seines Vetters Mund an sein Ohr schlugen, oder als sähe er es nicht, wie verächtlich ihn seines Bruders Sohn vom Scheitel bis zur Sohle maß, als wäre er ein Mensch, der kein Recht habe, unter den Augsburgern zu leben und zu wandeln. Aber wenn die Kinder derer „vom Reh“ oder gar die Alten selbst die Kinder des Onkels Jakob mit Hohn durch die Gassen verfolgten, ihnen Spottnamen nach-

riefen und deren Vater schmähten, dann nahm sein sonst so ruhiges Antlitz wohl eine Zornesmiene an, und tiefer Schmerz zuckte in seinen Zügen. Das war nun alles anders geworden. Der Spott hatte mit der zusammengebrochenen Herrlichkeit ein Ende.

Aber auch die bisherigen Freunde hatten sich meist von Jakob „vom Reh“ zurückgezogen; konnte er doch nicht mehr glänzende Gelage geben und in goldstrotzendem Gewande auf prächtigem Rosse zur Jagd reiten; ärmlich war sein Tisch und sein Gewand geworden, und finster und verschlossen sein Sinn. Er rang mit dem Wenigen, das ihm geblieben war, in ausdauernder Kraft um das tägliche Brot; denn hatte er auch vieles verloren, seine Ehre stand unangetastet und sollte es bleiben.

Anfangs wetzten sich manche Zungen an seiner Armut — wo gäbe es nicht Menschen mit bösen Herzen? — Aber als man sah, wie er die ungewohnten Tage der Not mit männlichem Mute ertrug, kamen ihm wieder mit Liebe jene entgegen, auf welche er in der Zeit seines Glückes geringschätzig herabgeschaut hatte.

Einsam und seinen schmerzlichen Gedanken nachhängend, ging er einmal — es war Sommer und kühler Spätabend — die Gasse hinauf, die zu seiner Behausung führte. Er gedachte jener Zeit, wo er denselben Weg in prunkendem Gewande geritten, und wie herrlich es damals in seinem Hause gewesen war, und wie arm und kalt es nun in demselben aussah. Unwillkürlich blieb er stehen und ließ alle

die farbenprächtigen Bilder der Vergangenheit an seinem müden Geiste vorüberziehen, als aber seine Gedanken vor der Gegenwart stille hielten und ihm seine Kinder im Gewande der Armut zeigten, da entrang sich ein schmerzlicher Seufzer seiner Brust. Und milde ward sein Herz, wie es schon lange nicht mehr gewesen war; fast hätte er gebetet. So stand er mit gefalteten Händen und gramgebeugtem Haupt.

Da legte sich sachte eine Hand auf seine Schulter.

Rasch wandte er sich um. Betroffen sah er in das ruhige Antlitz seines Vaterbruders.

„Komm mit mir!“ sprach dieser sanft; „oder drängt es Dich heim?“

Jakob „vom Reh“ konnte nicht gleich antworten.

„Onkel, laßt mich heimgehen!“ sagte er dann, verlegen zu Boden schauend.

„Hast Du notwendiges zu thun?“

„Das gerade nicht!“

„Also könntest Du doch meiner Bitte willfahren?“

Der andere zögerte eine Weile.

„Onkel, ich begreife nicht, daß Ihr mich bittet, mit Euch zu gehen. Es liegt ja so vieles zwischen Euch und mir, was Euch für immer von mir scheiden könnte. Doch ich will mitgehen, wenn es Euch angenehm ist. Ich stehe ja so allein in der Welt, daß es mich fast friert.“

Der Onkel drückte Jakobs Hand verständnisinnig, und ohne ein Wort zu sprechen, gingen sie neben einander her. Nur wenige Menschen begegneten ihnen; aber diese wenigen sahen mit staunen-

den Augen auf die Beiden, wandten sich um und schauten ihnen lange nach. Und mancher dachte: da thut unser Fugger wohl wieder ein gutes Werk.

Sie traten in Jakob Fuggers Haus.

Es war in seinen Gemächern nicht üppig, nicht glänzend, aber in jedem Winkel sauber, und alles verriet behaglichen Wohlstand. Die getäfelte Wohnstube, ein Werk bester Augsburger Kunst, enthielt manches Bild und Schnitzwerk von hohem Werte; der eichene Boden war mit künstlichem Mosaik durchzogen; in den Fenstern waren Glasgemälde mit erbaulichen Darstellungen eingefügt; auf den reich geschnitzten Schränken standen wertvolle Trinkgeschirre aus feinstem Glase und getriebenem Silber, darunter künstlich bemalte Schüsseln, Krüge und anderes kostbares Geräte.

Jakob „vom Reh“ blieb staunend unter der Thüre stehen. Er hatte sich den bisher verlachten und verachteten Onkel als einen Mann gedacht, dessen Heimwesen dem jedes anderen Webers gliche, schmucklos, dumpf und derb. Und nun stand er in einer Stube, die nicht den verschwenderischen Glanz seiner eigenen Vergangenheit, aber einen echten und rechten Augsburger Wohlstand zeigte.

Auch Jakob Fuggers Gattin kam dem ungewöhnlichen Gaste freundlich entgegen.

„Herzlichen Willkomm!“ rief sie, dem Ankömmling die Hände drückend.

„Ja, ganz recht, ganz recht!“ fiel der alte Fugger ins Wort; „Du bist da zu Hause. Komm, setzen

wir uns; und Du, liebe Hausfrau, sorge für Imbiß; vom guten Weine aber bringe einen Krug des besten!"

Die Hausfrau ging, kam schwer beladen, unterstützt von einer Magd, und zog sich dann bescheiden wieder zurück. Sie konnte es ja von den Mienen der Männer ablesen, daß die beiden gar Ernstes mit einander zu sprechen hätten.

Der alte Fugger füllte die Gläser.

„Auf frohe Zukunft, lieber Vetter! Mußt es nicht ungut aufnehmen, daß ich Du zu Dir sage! Aber zu dem Sohne meines lieben Bruders kann ich nicht anders reden, als in der Sprache der Liebe."

„Also seid Ihr meinem seligen Vater nicht feindlich gesinnt?" fragte scheu Jakob „vom Reh" und berührte sein Glas kaum mit den Lippen.

„Was schwatzest Du doch verkehrtes Zeug! Habe Weib und Kinder lieb, wie den Sonnenschein am Frühlingsmorgen, aber meines guten Andreas habe ich keinen Augenblick vergessen. Jakob, Dein Vater war ein prächtiger Mann!"

„Er hat Euch aber oft wehe gethan!"

„Mußt vernünftig sein! Was mir Einer Böses anthut, das ist wie eine Welle im Lechflusse draußen. Rinnt alles hinunter, weit, weit bis ins Meer; dort magst Du die Welle nimmer finden."

„Was meint Ihr damit, Onkel?"

„Wundert mich, daß Du fragen kannst! Wie Du die Wellen des Lechs im Meer nimmer findest,

so auch in meinem Herzen nicht das Leid, das Dein Vater mir zugefügt hat."

Jakob „vom Reh" lächelte wehmütig.

„Lieber Onkel, Ihr seid doch recht gut!"

„Siehst Du es endlich einmal ein, armer zager Vetter, daß ich ein guter Mensch sein will, der gerne Luft und Brot und Sonnenschein mit jedem Menschen teilen möchte?"

„Wenn Euch aber jemand recht, recht wehe gethan hat?"

Der alte Fugger ward ernst.

„Ich verstehe Dich, lieber Vetter. Höre mich ruhig an! Du und Deine Brüder, Ihr waret stolze Gesellen, fast übermütig; aber schlecht war keiner, auch nicht einen Augenblick! Hiemit habt Ihr das rechte Fuggerblut in Ehren gehalten. Will Dir etwas sagen, mußt aber mit mir gehen!"

Sie durchschritten einen Gang und traten in ein großes Gemach. Fugger hielt das Wachslicht an einen alten Webstuhl.

„An diesem hat Dein Großvater gesessen. Dein Vater hat das alte Holz aus dem Hause geworfen — daran seid Ihr „Fugger vom Reh" zu grunde gegangen. Des alten Hans Fugger Segen schied auch gar bald von Euch."

Jakob warf einen wehmütigen Blick auf den alten Webstuhl; es war, als wollte er dem Ahn Abbitte leisten, der an diesem Webstuhle den Grund zum Glücke der Fugger gelegt hatte.

Stumm schritten sie nach der Stube zurück.

„Ihr „Fugger vom Reh“ habt mir und meinen Kindern oft wehe gethan. Ich habe nie, gar nie über Euch geschmäht; unsere Rechnung ist ausgelöscht! Indes Ihr aber klein geworden seid, hat mich unser Herrgott um meines Fleißes willen groß gemacht. Ich rühme mich dessen nicht; aber seid versichert, daß mich mein Glück, oder richtiger gesagt, der auf meiner Arbeit ruhende Gottessegen nicht übermütig machen wird. Lieber Vetter, gehen wir gerade auf das Ziel los, das ich mir für unsere Unterredung gesteckt habe: Du sollst mir helfen, ein christliches Werk zu thun. Deine zwei Söhne und Deine Töchter sind nach auswärts gezogen; schreibe ihnen, daß sie in jeder Not sich an mich wenden sollen. Wie steht es nun mit den Kindern Deines Bruders Matthäus?“

„Helene will den Schleier nehmen und sich in das Sternkloster zurückziehen. Sie sagt: So jung sie sei, so komme ihr doch die Welt wie eine große Lüge vor, vor der sie sich retten wolle. Doch es fehlt ihr an der nötigen Aussteuer.“

Dafür sorge ich. Und die Sibylle?“

„Wird einen Bürger heiraten!“

„Gut, ich werde mich auch ihrer annehmen. Nun, und ist sonst kein „Fugger vom Reh“ meiner Hilfe bedürftig?“

Der Neffe sah finster vor sich nieder.

„Nein, Onkel! Sie versuchen es alle, sich mit ehrlicher Arbeit, wenn sie auch noch so geringen Lohn bringt, durch die Welt zu schlagen. Euere

Frage galt mir. Ich habe das gar wohl gefühlt. Nennt es nicht Stolz, wenn ich nichts aus Euerer Hand annehme. Im Grunde genommen," fuhr er bitter lächelnd fort, „entbehre ich auch vom Notwendigen nichts; und den Überfluß hat mir das rasch zusammengebrochene Glück längst abgewöhnt. Und nun laßt mich heimgehen! Mein Auge schaut wieder froher in die Welt, und mein Herz schlägt ruhiger, seit es wieder Friede zwischen Euch und mir geworden ist. Ihr seid ein edler Mann, denn Ihr habt ungebeten alle alte Schuld verziehen. Bleibt uns „Fuggern vom Reh" ein treuer Freund und Vetter, wir bedürfen eines solchen; sind wir ja untergehende Sterne geworden!"

Zwölftes Kapitel.

Es war der zweite Sonntag nach Pfingsten. Der Himmel war wonnig blau und die Luft voll von würzigem Blumenduft, der von den Wiesen und Wäldern aufstieg und aus den wohlgepflegten Gärten der Augsburger Bürger und Patrizier.

Das Hochamt im Dome war zu Ende. Durch die hohen Hallen des Domes schwebten noch die duftigen Weihrauchwolken und blieben unter dem gothischen Kreuzgewölbe hängen. Die Sonne warf ihre hellsten Strahlen auf die farbenglutigen Fenster und malte ein blendendes Lichtmosaik auf den Boden

des Gotteshauses. Mit frohfrommen Mienen verließen die Augsburger den Dom.

Auf dem großen freien Platze an der Nordseite des Domes staute sich das Volk, einen weiten, immer mehr anwachsenden Kreis um eine Gruppe von Männern und Frauen bildend und scheuen düsteren Auges das Bild betrachtend, das sich den Blicken darbot.

Ein achtzigjähriger Greis, dessen Scheitel nur mehr mit wenigen weißen Locken behangen war, stand mit nacktem Oberkörper vor einem großen rohgezimmerten Kreuz, das zu seinen Füßen auf dem Boden lag. Thränenschweren Auges starrte er auf dasselbe nieder, indem bitteres Leid sein Antlitz verzerrte. Zu seiner Seite befanden sich zwei Dominikanermönche, ernste Gestalten, in ihren weißen Habiten und mit tief über den Kopf gezogenen Kapuzen.

„Das ist der alte Gutt, der Schuster, den die Herren vom Rate erst ersäufen lassen wollten, dann aber, um seines hohen Alters und seiner früheren Unbescholtenheit willen, zu geringerer Strafe begnadigten.“

„Was hat er denn Arges gethan?“ ward aus der Menge dem flüsternden Erzähler entgegengefragt.

„Er hat vom Grabe eines armen Menschen in finsterer Nacht das Kreuz gestohlen und am jüngsten Karfreitage damit gar schreckliche Beschwörungen vorgenommen.“

„Aber was wollte er denn damit?“

„Sich wieder jung machen!“

„Unsinn! — Der arme Mann ist verrückt, man sollte ihn ruhig heimgehen lassen.“

„Das will er nicht. Er selbst verlangt, vor den Augen der ganzen Bürgerschaft öffentliche Buße zu thun. Seht nur, er bückt sich eben nach dem Kreuze nieder, um es auf seine Schulter zu nehmen. Geht zurück, Bürger, geht zurück, und macht dem Büßer Platz!“

Der Alte hatte sich das Kreuz aufgeladen; einen Augenblick schien er unter der Last desselben zusammenbrechen zu wollen; plötzlich aber, als gäbe die Stärke seines Willens auch dem morschen Leib neue Kraft, richtete er sich hoch auf und schritt langsam, laut betend und seine Sünde bekennend, die Hauptstraße hinab gegen das Rathaus; zu seinen Seiten gingen die beiden Mönche, und eine tiefernste Volksmenge, welche in das Gebet des Greises laut einstimmte, folgte nach. Vom Rathause weg wandte sich der Zug nach dem Weinmarkt und dann hinauf gegen St. Ulrich. Dort schleppte sich der Greis mit Aufbietung seiner letzten Kraft in die Kirche, auf deren Steinboden er wie leblos zusammenbrach.

Der alte Fugger hatte auf dem Heimwege mit seinen Söhnen den büßenden Mann gesehen und ward tief von dem Anblicke desselben ergriffen. Vergebens richteten seine Söhne verschiedene Fragen an ihn; er antwortete ihnen nicht, sondern sah, wie in ein Traumbild versunken, vor sich hin.

„Ulrich, führe mich,“ brach er nach einiger Zeit das Schweigen, „mir wird so wehe!“

Als er zu Hause angelangt war, brachten die tiefbestürzten Kinder den wankenden Vater zu bette. Der Arzt kam, prüfte und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Fugger, wer ist Euer Beichtvater?“ fragte er, den Blick traurig auf den vom Fieber gequälten Freund richtend.

„Ich verstehe Euch! Laßt mich allein, indes nach dem Pater gesandt wird. Will's Gott, daß die Rechnung meiner Seele vor ihm so richtig ist, wie mein Buch in der Schreibstube! — Seid einig, fleißig und gottgetreu!“

Mit diesen Worten segnete er seine Kinder.

Als man seine Leiche begrub, ging die ganze Bewohnerschaft Augsburgs betend und trauernd hinter seinem Sarge.

Am meisten klagten und weinten die Armen, welchen ihr bester Wohlthäter gestorben war. Und was er ihnen mit stets hilfebereiter Liebe gegeben hatte, war nicht das, was vom satten Überflusse abfiel, sondern es war ein guter Teil dessen, was sein gottgesegneter Fleiß gewonnen hatte. Um dieser Barmherzigkeit willen schmähte auch keine tadelnde, oder von Neid vergiftete Zunge den Toten; wer von ihm redete, that dies mit Liebe, und wer seiner gedachte, segnete sein Andenken.

Jakob Fugger hatte drei Söhne hinterlassen: Ulrich, Georg und Jakob — gar treffliche, an Leib und Seele gesunde Männer, bieder, scharf im Denken und Rechnen, längst mit des Vaters ausge-

dehntem Handel ebenso vertraut, wie mit der Technik des Webstuhles, mit dem Einkauf von Wolle, Garn und Seide. Glich der Vater in seiner stillen anspruchslosen, aber unermüdlichen Thätigkeit einem Landmanne, der ödes steiniges Feld zu einem fruchtbringenden Boden vorbereitet, so waren seine Söhne die Hände, welche goldenen Samen ausstreuten, um hundertfältige Frucht zu ernten.

Ulrich, ein feuriger Kopf, hatte Veronika Lauginger als seine Gattin heimgeführt. Er war nicht schön von Angesicht, aber der Wiederschein seiner edlen Seele ersetzte reichlich an der männlichen Schönheit seiner Erscheinung, was die Natur in der Zeichnung seiner Gesichtslinien gefehlt hatte. Sein Bruder Georg dagegen war ein herrlicher Mann, und wäre nicht die Regina Imhof bereits seine Hausfrau gewesen, so hätte wohl manche schöne Augsburgerin nach ihm geschaut, wenn er mit seiner hohen schmucklosen Mütze und in seinem mit feinstem Pelze verbrämten Mantel langsamen, fast stolzen Schrittes durch die Gassen Augsburgs ging. Nur war Georg Fugger gar so ernst; ja schier traurig blickte sein dunkles Auge, und sein edles bartloses Gesicht war von einer stillen Wehmut überhaucht.

Der fröhlichste war der Jakob, noch ein zehnjähriger Knabe, als sein Vater starb; er weinte gar bitterlich, als er hinter dem Sarge desselben einherging, tröstete sich aber bald mit der Liebe der Mutter; doch auch sie schloß schon nach wenigen Monaten die Augen zu ewigem Schlafe.

Ein heißer thränenloser Schmerz glühte damals in den Augen des Knaben, und die Freude und Lust des Lebens schien in seinem jungen Herzen erloschen. Oft schlich er sich im Dämmerdunkel in die verödete Kammer des Vaters und träumte dort mit wachen Sinnen. Glänzende Bilder stiegen da in seiner Seele auf: er schaute die Herrlichkeiten ferner Länder und den blendenden Glanz fürstlicher Höfe. Sich selbst aber sah er bald in einfachem Wamse hinter dem Webstuhle, oder rechnend zwischen aufgetürmten Warenballen, oder umgeben von Fürsten und Grafen.

Jakob besuchte die Schule bei den Barfüßern. Die ernsten Mönche in ihren rauhen Kutten, mit hänfenem Strick um die Lenden, machten auf den lebhaften Knaben einen unauslöschlichen Eindruck. Mochte sein Geist noch so lebhaft, sein Wille noch so selbstbestimmend sein: — vor den Mönchen beugte er sich; und nur wenn er mit den anderen Jungen aus der düsteren Klosterpforte auf die sonnige Gasse hinausstürmte, fand er seinen sprudelnden Lebensmut wieder. Keiner schlug sich so tapfer gegen die kämpfenden Genossen, keiner warf den Ball so hoch und setzte so kühn über Gräben und Zäune, als der Fugger-Jakob. Aber auch keiner der anderen Schüler las so fließend, schrieb so zierlich und rechnete mit den schwersten Zahlen so sicher, als er.

„Wirst einst ein tüchtiger Kaufherr werden!" sagte der Mönch, der sein Lehrmeister war, zu ihm, als er den Jungen aus der Schule entließ. „Etwas

Großes und Bedeutendes wird aber nicht aus Dir werden."

„Und warum, Pater?" fragte der Knabe rasch und trotzig.

Der Mönch legte seine Hand wie zum Segen auf Jakobs Scheitel.

„Du hast zwei große Fehler, mein lieber Junge, welche Dich nicht groß und stark werden lassen. Du bist in der einen Stunde ein sinnender Träumer, der sich eine andere Welt einbildet, als die ist, in und mit welcher er leben muß; und dann bist Du wieder wie eine wilde Hummel, die über alles leichtlebig hinwegfliegt."

„Ihr habt, glaube ich, nicht Unrecht, Pater!" antwortete schüchtern der Knabe. „Aber wie das Ding ändern?"

Der Mönch lächelte.

„Laß Du nur Deine zwei Fehler zusammenfließen in Eines, dann kann, wie aus dem Gifte in der Hand des Arztes, Heilung für Dich daraus entstehen. Jakob, Du mußt werden, wie alter Wein: ruhig, ausgegohren und doch feurig und Leben weckend. Aber das verstehst Du noch nicht! Das lehrt Dich die Schule des Lebens besser als das flüchtige Wort aus meinem Munde."

Der Knabe ward zum Jünglinge und griff zum Wanderstabe. Nicht als des reichen Jakob Fugger Sohn, sondern als der junge lernbegierige schlichte Fugger durchwanderte er Deutschland, ging

nach Venedig, Genua und Rom, um über Lyon und Paris wieder nach seinem lieben Augsburg zurückzukehren. Er ging nicht in die Fremde, um durch ehrliche Arbeit ein Stück Brot zu verdienen — seine Brüder hatten ihm ja das Geldkätzlein zu reichlich gefüllt und ihn mit den besten Empfehlungsbriefen versehen, und ein mit dem Namen Fugger unterzeichneter Brief hatte damals schon so viel Wert wie bares Geld — nein, nur lernen wollte der junge Jakob; deshalb besuchte er auch, wo immer er sich aufhielt, die Werkstätten der besten Leinen-, Tuch- und Seidenweber, und mancher wälsche Meister ward ärgerlich über den deutschen Gesellen, der erst einen Tag lang stumm zusah, dann zu fragen begann und zuletzt mehr fragte, als der Meister zu antworten wußte.

So stand es mit dem Jakob.

Die beiden anderen Brüder aber, der Ulrich und der Georg, schafften mit jungen frischen Kräften an dem vom heimgegangenen Vater begonnenen Werke rüstig weiter. Sie selbst arbeiteten mit mehr denn dreißig Webstühlen; und über dreihundert Weber in der Stadt standen in Fuggerschem Lohne und hatten alle Hände voll Arbeit. Die Zahl der Warenzüge, welche nach allen Richtungen der Windrose, oft in Begleitung von reisigen Knechten, zu den Thoren Augsburgs hinausfuhren, wuchs mit jeder Woche; aber auch der Geldfäßlein, die wohlgefüllt in die Fuggerschen Gewölbe gerollt wurden, wurden es immer mehr.

Mit Linnen hatte Hans Fugger vor hundert Jahren die Arbeit an seinem Webestuhle begonnen; jetzt lagen in den Fuggerschen Warenhallen rotes und schwarzes Schepptuch, anderes, das tannet, sittich-grün, schwefelgelb, blau, goldgelb, aschenfarben und rosinfarben war. Dann Halb-Enderistuch, schwarz Ultrafini, niederländisches, Frankfurter Arras, Schmalbrustel, Giessertuch, weiß Friedberger, weiß Drispringer, Usinger, rot Kromburger, englisch Grau, schwarz lemburgisch Tuch, Nördlinger Loden, Pleichtuch, Augsburger Tuch, Atlas, Damast, Daffat, Sammet, Lindisch, Venedisch, Carasoner und Lioner Sammet, Bombasin, Umschlag; und endlich ungeheuere Vorräte von Venedisch Marinado, Matzis, Seide und Baumwolle.

Und doch hatte bisher der Fuggersche Handel sich noch nicht zu jener Höhe aufgeschwungen, daß er dem Glanze fürstlicher Höfe dienstbar geworden wäre. Der prachtliebende deutsche Adel, wie die Großen Venedigs liebten die Seiden- und Sammtgewebe und die wunderbar feinen Tücher und Linnen der Fugger nicht weniger als der reiche Bürger. Aber noch hatte kein Fürst mit den Fuggerschen Kaufherren um Waren aus ihren Lagern gefeilscht. — —

Kaiser Friedrich III. trug sich mit dem Gedanken, seinen ritterlichen Sohn Max mit der schönen Herzogin Marie, der reichen Erbtochter des mächtigen und prachtliebenden Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, zu vermählen, und hatte zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft mit Karl in

Trier verabredet. Zuvor wollte aber der Kaiser noch nach Augsburg kommen und dort einen Reichstag abhalten.

Da gab es für Bürgermeister und Rat zu schaffen genug. Bartholomäus Welser und Ulrich Schwarz, die Bürgermeister, beauftragten, nachdem ihnen kaum des Kaisers bevorstehende Ankunft gemeldet worden war, die Räte Hans Lang und Georg Sulzer, für die Herberge des Kaisers und seines zahreichen Gefolges Sorge zu tragen: an sechstausend Mann mit ebenso vielen Pferden. Die beiden dicken Senatoren hatten schier Tag und Nacht zu laufen, bis sie für Ritter und Grafen und reisiges Volk bei den Patriziern und Bürgern die nötigen Wohnungen auswählten und mit bindendem Handschlage zugesichert erhielten; dann galt es, für sechstausend Pferde die Stallungen zu beschaffen und für Vorräte an Heu und Haber zu sorgen. Für Wein und Speise hatten wieder andere zu sorgen, und wenn es in mancher Sache mit Rat und That schmal und knapp herging, so halfen doch Ulrich und Georg Fugger mit offenen Händen und lachenden Mienen immer wieder darüber hinweg.

Also kam der 25. April 1473.

Der Frühling war ins Land gezogen, aber nicht mit Blumenpracht und lockendem Sonnenscheine, sondern mit wildfegendem Sturme und kalten Regenschauern. Ein bleigrauer Himmel hing über der Stadt, und die Straßen und Wege starrten von Pfützen, in denen das Regenwasser zusammenlief.

Triefend vor Nässe, zogen Rat und Bürgerschaft dem Kaiser und seinem Sohne vor das Stadtthor entgegen.

Lachend empfing sie der Kaiser.

„Ihr habt hoffentlich das Unwetter nicht gemacht,“ sprach er, vom Pferde steigend und den Regen abschüttelnd. „Übrigens bin ich ja gut geschützt,“ setzte er hinzu, indem er mit seinem Sohne unter den von sechs Senatoren getragenen rotsammeten Himmel trat.

Das Volk drängte sich, in scheuer Ehrfurcht aufschauend, zu beiden Seiten der Gassen und freute sich des Kaisers, der so huldvoll grüßte; noch mehr aber seines Sohnes Max, welcher in jugendlicher Schönheit strahlte und den Bürgern so freundlich zunickte.

Hinter dem Kaiser zog zahlreiches glanzstrahlendes Gefolge: Ritter und Grafen in prächtigen Rüstungen und goldgestickten Gewändern, darunter Fürst Celapin, des türkischen Kaisers Bruder, in der üppigen Herrlichkeit orientalischer Pracht.

In der bischöflichen Pfalz stieg der Kaiser ab und nahm die Geschenke entgegen, welche ihm das Domkapitel an Getreide darbrachte, sowie die Gaben der Bürgerschaft, welche ihm einen schweren goldenen Becher mit tausend Goldgulden verehrte, dazu Wein und Fische. Ähnliche Gaben erhielt auch des Kaisers Sohn Maximilian, damit er in späteren Zeiten als Herrscher der Stadt und ihrer Bürger in Gnaden gedenke.

Der Kaiser saß fröhlich beim festlichen Mahle, umgeben von geistlichen und weltlichen Herren. Er hielt einen Becher feinster getriebener Goldarbeit zwischen seinen Fingern und beschaute aufmerksam das kunstreiche Werk.

„Augsburger Arbeit,“ erklärte bescheiden der Bürgermeister Welser, der hinter dem Kaiser stand. „Unsere Goldschmiede sind gar treffliche Künstler und eine wahre Zierde der Stadt. Sie haben darum auch eine eigene prachtvolle Zunftstube und sogar eine eigene Goldschmiedskapelle, welche dem heiligen Eligius geweiht ist, der ein Goldschmied war, ehe er das priesterliche Gewand nahm. Ist noch keine zehn Jahre her, daß zwei hiesige Bürger, Ulrich Artzt und Johann Schutter von Augsburger Goldschmieden vergoldete Tafeln zu zwei Altären in der St. Ulrichskirche haben machen lassen, die mit vielen aufgelöteten und herausgehämmerten Bildern geziert sind. Und was erst an künstlicher Arbeit in anderen Klöstern, in den Zunftstuben und Gelassen der Bürger Augsburgs sich findet, ohne dessen zu gedenken, was an den Hof nach München und sonst in alle Welt durch Kauf und Schankung gekommen ist!“

Der Kaiser lächelte still vor sich hin.

„Ihr scheint Euere Goldschmiede in hohen Ehren zu halten,“ sprach er, ohne den Blick zu erheben.

„Majestät, sie sind unserer Stadt bester Stolz; über ihnen steht nur unsere Treue gegen Euch und das Reich. Kostbareres haben wir nicht.“

Der Kaiser wandte sich rasch nach Welser um und sah ihm lange und fest ins Antlitz.

„Und die Fugger?“ fragte er mit langsamer scharfer Betonung.

Welser verneigte sich, konnte es aber nicht unterlassen, dabei die Achseln zu zucken.

„Die Fugger sind ein eigenes Geschlecht, Majestät! Sie sind nicht, wie andere Menschen, die sich Pfennig um Pfennig mühen und plagen müssen, bis sie einen Gulden für die Notdurft des Lebens erobern. Den Fuggern fließt das Gold zu, wie die Ströme dem Meere; aber ich fürchte, auch sie sind wie das Meer, das seinen Überfluß zu Wolken verdunstet, die nicht auf seinen Schoß niederregnen. Die „Fugger vom Reh“, einst stolzer als der Stolzeste in Augsburgs Mauern, sind entweder durch alle Thore unserer Stadt fortgezogen, um auf fremdem Boden ihren schnell versunkenen Glanz zu vergessen, oder sie schleichen gar demütig als Handwerker in Augsburg herum und erschrecken, wenn man sie an die Zeiten Derer „vom Reh“ erinnert. In unserer Stadt sind Bürger genug, die mühsam in ihrer Werkstätte sich emporringen; aber sie alle sind mir lieber als die Fugger, welche, ich weiß nicht mit welchen Flügeln, plötzlich über alle anderen Menschen sich erheben, um dann vielleicht um so tiefer herunterzufallen.“

Der Kaiser erhob sich rasch; auch Erzherzog Maximilian trat Welser scharf entgegen, und während ersterer dem Bürgermeister finster in das ver-

legene Auge schaute, legte Max seine Rechte auf dessen Schulter und sprach: „Welser! Man rühmt Euch einen klaren klugen Verstand nach. Ihr müßt Euer gutes Lob nicht selbst zu schaden bringen. Die Fugger wollen nicht die Sonne an Euerem stolzessatten Augsburger Himmel sein; aber daß sie glänzen, das müßt Ihr ihnen doch gestatten. In gar mancher wälschen Stadt spricht man erst seit jener Zeit mit Vorliebe von Augsburg, seit man sich dort in Fugger'sches Gewebe kleidet. Ich denke, Sonnen und Sterne sollen sich ihr Licht gegenseitig leihen, jedoch keiner soll des andern Glanz geringe achten, oder gar ausblasen wollen."

„Gut!" bestätigte der Kaiser und stieß sein Schwert klirrend auf den Boden. „Max hat Recht! Ich will Euch noch eines sagen, Welser! Wir Fürsten bauen unsere Macht nicht so fast auf die rohe Gewalt des Schwertes, als vielmehr auf den Fleiß und klugen Sinn des Bürgers. Und jeder Bürger, der mit regem Fleiße an seiner Arbeit schafft, ist ein guter Stein in dem Gebäude unserer Macht; und ist ein solcher Bürger gar ein Fugger, dann ist er ein Edelstein!"

Dreizehntes Kapitel.

Drei Tage später, es war am 20. April und in der vierten Abendstunde, stand der Kaiser an einem Fenster des Rathauses und sah regungslos und fast finster auf die Patrizier und Bürger hinab, welche, feiertäglich gewandet, mit entblößtem Haupte ehrfürchtig scheu zum Kaiser hinaufschauten.

Graf Hugo von Werdemberg verlas den Eid der Bürger. Tausende von Händen erhoben sich zu dessen Bekräftigung. Friedrichs Blick ruhte zufrieden auf den schwörenden Bürgern.

Nun verlas Graf Hugo auch das Gelöbnis des Kaisers, daß er die Rechte und Privilegien der Stadt Augsburg achten und schützen wolle.

Friedrichs Gestalt reckte und dehnte sich. Stolz war sein Blick, fast kalt. Er erhob die Schwurfinger der Rechten, legte sie dann auf das Kreuz am Reichsapfel — ein stürmischer Jubel aus ungezählten Kehlen klang vom Platze und den Straßen zu ihm hinauf. —

Der Kaiser zog sich in die bischöfliche Pfalz zurück. Dort lag er müde in einem gepolsterten Lederstuhle und stierte auf die Rüde zu seinen Füßen nieder.

Sein Sohn Maximilian stand an einem der buntbemalten Fenster und schaute, mit dem frohen unbefangenen Blick der glücklichen Jugend, auf die

heimkehrenden Bürger, ihre Frauen, Söhne und Töchter. Das bunte bewegte Bild gefiel ihm, und wenn ein alter oder junger Augsburger kühn den Blick zu ihm hinauf erhob und, die Mütze abnehmend, in dem jungen Erzherzog den künftigen Kaiser grüßte, so dankte er lächelnd und mit der Hand winkend.

„Vater, ich meine schier, es gäbe in Eueren weiten Landen keine prächtigeren Bürger, als die Augsburger sind. Wie fest und wuchtig sie einhergehen, stolz von Ansehen und stolz von Sinn! Und doch, als sie Euch Treue schwuren, waren sie nicht mürrisch und krochen nicht mit krummem Rücken. Man sah es ihnen an: alle schwuren freudig, denn alle lieben Euch!"

Friedrich lächelte.

„Ja, die Augsburger sind gut," bestätigte er, das Haupt leicht erhebend; „aber sie sind gut, wie alle anderen, nämlich so lange man ihnen ihren Willen thut. Ich kenne die stolzen Bürger der freien Reichsstädte. Sie wollen mehr geschmeichelt sein, als andere; sie dünken sich ein eigen Fleisch und Blut und Geschlecht zu sein: — sie sind Krämer nicht nur mit ihrer Ware, sondern auch mit ihrer Treue gegen Kaiser und Reich."

„Vater, Ihr thut den Augsburgern Unrecht an," entgegnete Max fast bittenden Tones.

Der Kaiser erhob sich. Die Hand ausstreckend, sah er seinen Sohn lange mit ernstem Blick an.

„Mein lieber Max,“ sprach er, „bist Du einmal so alt geworden, wie ich, und trägst Du so lange wie ich Zepter und Krone, dann wirst Du wenigstens ebenso urteilen, wie ich, wenn nicht strenger. Es gährt in unserer Zeit und in den Völkern, wohl leise noch und nur kleine Bläschen auf die Oberfläche treibend; aber bald wird vieles schäumen, was jetzt noch ruhig erscheint; und da werden unsere Augsburger nicht die letzten und nicht die geringsten sein. Hast Du ihren stolzen Jubel gehört, als ich schwur, ihre Rechte hoch und heilig zu halten? Ich möchte wissen, wie sie gemurrt hätten, würde ich nur mit der Spitze des kleinen Fingers ihre Freiheiten und Privilegien angetastet haben. Max, ein deutscher Kaiser ist keine ganze Macht, sondern nur so viel Stückwerk einer Macht, als ihm das tausendköpfige Volk in souveräner Unterthänigkeit zugesteht.“

„Da kommt mir ein eigener Gedanke,“ warf der Erzherzog nachdenkend ein.

„Und welcher?“

„Ihr, mein hoher Vater, und andere haben mir schon so vieles von den Fuggern erzählt, daß ich mir diese Männer nicht anders denken kann, als — gleich Samson — um eine Kopflänge über allem Volke erhaben. Ich möchte einmal mit einem Fugger reden und an ihm den Bürgerstolz messen!“

Der kaiserliche Vater zögerte mit der Antwort. Erst blickte er sinnend hinaus in den wolkenlosen

Dämmerabend und hinauf zum bleichblauen Himmel, an welchem die schmale Mondsichel hing, dann gürtete er sein Schwert fester.

„Die Augsburger haben mich schon oft in ihren holperigen Gassen gesehen; das können und sollen sie auch heute.“

Er warf den Mantel um. Die Rüde zu seinen Füßen sprang rasch auf.

„Ja, du kommst mit mir,“ sprach Friedrich und streichelte den Hund. „Wir suchen den Ulrich Fugger auf,“ wandte er sich an seinen Sohn; „in einem solchen Hause kann auch ein deutscher Kaiser seine Einkehr nehmen.“

Edelknaben mit brennenden Wachsfackeln begleiteten den Kaiser und seinen Sohn durch die Stadt. Ein Diener schritt voran. Überrascht drückten sich die Augsburger an die Häuser, um dem Kaiser Platz zu machen, welcher mit seinem Sohne durch die Gassen ritt.

In Ulrich Fuggers Hause saß die Familie um den wärmenden Ofen. Georg führte mit seinem Bruder Ulrich ein Gespräch, worin sie bald ihrer wachsenden Geschäfte, bald des abwesenden Jakob und bald des toten Vaters gedachten. Und kamen sie auf diesen zu reden, so klang ihre Stimme gerührt, und jedes Wort, das über ihre Lippen kam, war Segen und Dank.

Da ward plötzlich die Thüre aufgestoßen, und fliegenden Atems rief einer: „Fugger, der Kaiser kommt zu Euch!“

Ulrich und Georg fuhren von ihren Sitzen auf und blieben dann wieder wie gelähmt in mitte der Stube stehen.

Der Kaiser trat ein und grüßte gnädig die Frauen.

„Fugger,“ sprach er, „ich habe Euch überfallen, wie einen Feind, dem man die Veste durch Überrumpelung nehmen will. Allein Ihr seid mir kein Feind, sondern lieb und wert, und daß ich Euch so unvermutet im Abenddämmern heimsuche, statt Euch zu mir in die bischöfliche Pfalz zu entbieten, hat der Erzherzog hier an meiner Seite zu verantworten; mit ihm mögt Ihr darüber rechten!“

„Ich kann nicht rechten, wo ich freudig danken muß,“ rief Ulrich Fugger, sich tief verneigend. „Mein Herr und Kaiser, das Haus der Fugger heißt Euch tausendmal willkommen!“

Friedrich setzte sich, indes Max zum Ofen trat. Es fror ihn nicht, aber er wollte das blendende Licht der Wachskerzen meiden, um aus dem Halbdunkel seines lauschigen Winkels desto ungestörter „seinen Fugger“ beobachten zu können.

„Fugger, wißt Ihr, warum ich zu Euch gekommen bin?“ fragte der Kaiser, seine Rechte auf den Kopf der Rüde legend, die nie von seiner Seite wich. „Es ist nicht meine Art, den Bürger in seinem Heim unvermutet aufzusuchen, am wenigsten am Abend; ein Fugger aber macht hierin eine Ausnahme! Ihr Fugger seid ja überhaupt eine Ausnahme vom gewöhnlichen Bürger; wenigstens meint

Max, Ihr wäret ein eigenes Geschlecht, anders geartet als die, welche um und mit Euch leben."

„Herr, Ihr irret," entgegnete Ulrich etwas befangen; „wir Fugger sind echte Augsburger Bürger; ganz so, wie alle anderen."

„Das meint Ihr nur," fiel Max in die Rede. „Ihr seid reich, sehr reich geworden."

„Gottessegen und Fleiß haben das gethan," versetzte Ulrich.

„Aber andere sind nicht, was Ihr seid! Fugger, ich schmeichle Euch nicht. Wie ich keinen Schmeichler je mit seinem glatten Worte an mich herankommen lassen will, so ekelt es auch meine Seele davor, einem Mann ein Schmeichelwort zu sagen. Ich will nicht wissen, wie Ihr das geworden, was Ihr jetzt seid, sondern ich möchte hören, wie ein Fugger, ein stolzer Bürger der stolzen freien Reichsstadt Augsburg, über seine Stellung zu Reich und Kaiser denkt."

Einen Augenblick sah Ulrich Fugger in befangener Überraschung vor sich nieder. Dann hob er das Haupt, und seine Augen leuchteten.

„Bin mein Lebtag nicht so Ernstes gefragt worden," antwortete er mit fester Stimme; „und doch ist die Gegenrede auf Eure Frage nicht schwer. Ich denke mir das ganze große deutsche Reich wie einen Webstuhl: — der Weber ist der Kaiser, der Faden ist der Bürger, das Schifflein sind weise Räte. Helfen diese drei zusammen, so gibt es gutes

Gewebe, besser noch als das Fugger'sche; und das ist gut."

„Und die Ritter und Grafen?" warf der Kaiser spitzig ein.

„Majestät, wenn der Bauer nicht pflügt und der Bürger nicht arbeitet, so sind alle Euere Grafen und Barone nichts."

„Und ich selbst?"

Fugger trat einen Schritt gegen den Kaiser vor.

„Gott ist mit Euch, hoher Herr, und des Volkes Liebe ist Euer Schlummerkissen und der Sonnenglanz an Euerem Zepter! Stützet Euere Macht nicht auf die Spitze des Schwertes, dort gleitet sie nur gar zu leicht ab; stützet Euch auf Bürgerfleiß und Bürgertreue! Herr, Ihr wißt nicht, wie der Deutsche seine Sonne, seinen Kaiser liebt! Aber — verzeiht das kühne Wort! — der Kaiser darf nicht in die Rechte des Volkes greifen, um Anderer willen. Frei muß das Schaffen und Ringen der Städte und der Bürger sein, frei der Wille, der Gedanke und die arbeitende Hand; und dieser freie Wille wird sich Euerem Willen beugen; der freie Gedanke wird nur auf Euer Bestes sinnen; die Hand, die in der Werkstätte unermüdlich schafft, wird auch das Schwert zu Euerem und des Reiches Schutz ergreifen. Schafft uns Ruhe vor den Fehden der Fürsten und der Grafen, welche das Land verwüsten; nehmt jenen das Schwert aus der Hand, die es in frevlem Übermute führen; der Pflug und der Bürgerfleiß und nicht das Schwert, das

im eigenen Lande wütet, sind die Demanten Euerer Krone!"

Der Kaiser und der Erzherzog sahen sich bedeutungsvoll an.

„Was Ihr sagt, mein lieber Fugger," versetzte Friedrich, „das klingt nicht ganz gut. Ihr achtet mir meinen Adel gar zu geringe; weiß Gott, meine Grafen und Barone würden Euch ernstlich zürnen, hörten sie Euere Rede. Ihr meint wohl gar, diese Herren seien alle vom Überflusse, und es genüge für den Kaiser, über Bürger und Bauern zu herrschen?"

„Wollt mich in Gnaden nur recht verstehen," bat Fugger. „Seht Eueren Leibrock an! Der Stoff ist festes Sammetgewebe und dessen Schmuck reiche Goldstickerei. Der Sammet kann der Stickerei entbehren, diese aber bedarf immer einer guten Unterlage, sonst ist sie nicht denkbar. So sind auch die Herren und Grafen des Landes Schmuck und Zier; sie sind die Sterne, welche von der Sonne Licht empfangen, um es weiter im Lande auszustrahlen, Wissen und Gesittung zu pflegen und ein goldenes Mittelglied zwischen Krone und Bürger zu sein."

Friedrich lächelte in Gedanken versunken vor sich hin.

„Es ist genug, Fugger," sprach er, ohne das sinnende Haupt zu erheben. „Ihr habt eine stolze Ader, doch ich zürne Euch darum nicht. Aber eine kleine Strafe müßt Ihr Euch doch wohl gefallen lassen. Ich erwarte Euch morgen um die zwölfte Stunde in der Pfalz. Ehe Ihr jedoch zu mir kommt,

schaut Euch wohl in Eueren Warengewölben um, daß Ihr mir Rede stehen könnet."

Der Kaiser erhob sich.

„Ihr wohnet prächtig, Fugger," fuhr er fort, den reichen Schmuck des Gemaches mit prüfendem Auge überschauend. „Doch des Hauses schönste Zier seid Ihr selbst. Gehabt Euch wohl!"

Gnädig grüßend und von Fugger, der einen silbernen Armleuchter trug, bis zur Schwelle geleitet, verließ er das Haus. —

Ulrich Fugger hatte sich am andern Tage zur festgesetzten Stunde in der bischöflichen Pfalz, der Herberge des Kaisers, eingefunden. Der Bischof war eben in den Gemächern des Kaisers zu einer Unterredung, worin er verschiedene Klagen vorbrachte über die Augsburger, die sich in manchen Dingen mit ihm und dem Domkapitel nicht vertrügen; deßhalb mußte Fugger im Vorzimmer warten. Die Hände auf der Brust kreuzend, stand er in mitte des Saales und schaute festen Blickes auf die Edelknaben und dienstthuenden Herren, welche auf den weichen Sammetpolstern saßen oder in den Fensternischen in flüsterndem Geplauder sich unterhielten. Ein junger Adeliger trat an Fugger heran, musterte ihn mit keckem Auge und fragte: „Seid Ihr hieher befohlen oder habt Ihr Euch nur in den Vorsaal des Kaisers verirrt?"

„Ich habe hier zu thun," versetzte Fugger mit Selbstgefühl.

„So! Hm! Und wer seid Ihr denn, mit Vergunst?"

„Ein Augsburger Bürger," entgegnete Fugger nachdrucksvoll.

„Ein Augsburger Bürger," wiederholte lachend der Junker. „Wahrlich, es wird den Kaiser freuen!"

Bei diesen Worten verbeugte er sich.

„Und was für ein Gewerbe treibt Ihr, wenn man fragen darf?" fuhr der Junker in leisem Hohne fort.

„Ich bin ein Weber!"

Jener schlug die Hände vor sich zusammen.

„Ein Weber! Was Ihr nicht sagt! Aber jedenfalls ein stolzer Weber. Euer Kleid ist fein und kostbar. Die Bürger scheinen hier in Augsburg ziemlich übermütig zu sein."

„O Junker, lange nicht so übermütig, als es Euch etwa dünkt. Bei uns zu Lande lernt der Bürger etwas, arbeitet mit hellem Kopfe und fleißiger Hand und hat dann seinen behäbigen Hausstand. Herr, wir verlassen uns auf unsere Arbeit; darum tragen wir auch den Kopf so hoch wie irgend ein Junker. Ihr müßt das nicht schief deuten; das ist eben Art der Augsburger Bürger."

Der Junker schien etwas verblüfft.

„Also hat man mir vom Augsburger Bürgerstolz wahrlich nicht zu viel erzählt. Da ich Euch schon so reden hörte, möchte ich nun erst noch den Fugger sehen!"

„Da habt Ihr ihn," versetzte Ulrich mit leichter Verbeugung. „Schaut mich nach Herzenslust an! Ich denke, ein Fugger sieht einem anderen Menschenkinde so ähnlich, wie ein Ei dem andern."

Der Junker rieb sich verlegen die Hände.

„Verzeiht, ich konnte nicht ahnen, daß Ihr ein Fugger seid," stammelte er befangen. „Als wir gen Augsburg ritten und die Stadt in nebeliger Ferne liegen sahen, hielt der Kaiser sein Roß an, deutete mit dem Finger nach ihr und sprach: „Augsburg ist eine der schönsten und reichsten Städte des deutschen Reiches; aber sein bestes sind die Fugger!"

„Da habt Ihr wohl nicht an einen Weber gedacht?" warf Ulrich scherzend ein.

„Bei Gott, Ihr seid auch keiner!" rief der Junker ungläubig.

„Kommt, wenn mich des Kaisers Majestät entlassen hat, mit mir in mein Haus und Ihr werdet Euch überzeugen, daß die Fugger Weber sind! Ich kann gar nicht begreifen, warum man aus uns so viel Aufsehens macht; entweder versteht man es nicht, daß treue Arbeit und Gottessegen reichen Lohn tragen, oder wir Fugger sind wirklich Wundermenschen."

Ein Edelknabe erschien und führte Ulrich Fugger in das Gemach des Kaisers.

Friedrich empfing ihn freundlich, aber im Vollgefühle seiner kaiserlichen Macht und Würde.

„Fugger, habt Ihr, wie ich Euch gestern bedeutete, Umschau in Euerem Warenlager gehalten?"

„Ja, Majestät!“

„Es ist viel, sehr viel, dessen ich bedarf!“

„Mein gnädigster Herr,“ rief Fugger in frohem Erstaunen, „Ihr würdiget mich, Euch zu dienen?“

„Könnt Ihr mir Sammet, Seide und feines Tuch für einige tausend Mann liefern?“

Fugger überlegte einige Augenblicke lang. Dann sagte er:

„Herr, Ihr fordert in der That viel; aber ich bin glücklich, Euch dienen zu dürfen, und ich diene Euch. Was ich an Vorrat habe, lege ich Euch zu Füßen, und von heute an sollen die für mich arbeitenden Webstühle — es sind deren an vierthalbtausend — Eueren Wünschen dienstbar sein.“

Gut! Ihr sollt mir alles bis zur Zeit, die ich Euch bestimmen werde, selbst nach Trier bringen, wo ich mit Herzog Karl von Burgund eine Zusammenkunft haben werde. Mein Haushofmeister wird Euch alles, dessen ich bedarf, genau angeben. Macht Euerem Namen Ehre, Fugger! Bedenkt, der Kaiser rechnet auf Euch!“

„Verlaßt Euch auf mein Wort, gnädigster Herr! Bisher habt Ihr nur von den Fuggern gehört, jetzt sollt Ihr sie auch als tüchtige Männer von Wort kennen lernen. Ich wollte nur, mein Vater und mein Ahnherr stünden mit mir vor Euch und könnten sich der hohen Gunst erfreuen, die ein Kaiser der Arbeit des deutschen Bürgers schenkt.“

Friedrich lächelte.

„Nun noch etwas, Fugger! Ihr habt gestern nicht gar zu gut über den Adel geurteilt.“

„Hatte ich Unrecht?“ fragte Ulrich bescheiden.

Der Kaiser wiegte sein Haupt.

„Habt Ihr vielleicht an die Fugger „vom Reh“ gedacht, als Ihr Euch über den Adel ausließzet?“

Ulrich senkte einen Augenblick das Haupt.

„Mein kaiserlicher Herr! Ihr habt mir mit Euerer Rede weher gethan, als Ihr vielleicht vermutet! Ihr habt der Fugger „vom Reh“ gedacht, um meine Rede zu strafen. Wenn Ihr das vergangene übermütige Treiben verurteilt, so habt Ihr Recht. Als sie adelig geworden, waren sie, wie so viele andere es jetzt noch sind, wilde stürmische Gesellen, die nicht daran dachten, daß alles Ding ein Ende nimmt, auch Fuggersches Geld, und dessen war bei ihnen nicht immer so unmäßig viel. Für die Fugger „vom Reh“ war ihr Adel auch ihr Verderben. Hätte man sie an den Webstuhl erinnert, statt sie zu Geschlechtern zu machen, so wären sie dem Übermut und den Verführungen des lockeren Volkes fremd geblieben, das sich klettenartig an sie hing, so lange die Glücksonne ihnen leuchtete, und von ihnen abfiel wie dürres Laub vom Baume, als Glanz und Reichtum zur nagenden Sorge geworden waren. Sie sind untergegangen; aber jene Glieder, die sich noch von ihnen erhalten haben, gehen einem, wenn auch mageren, so doch ehrlichen Brote nach. Majestät, wir haben in Augsburg Fugger,

die arm geworden sind, aber noch keinen einzigen, der schlecht geworden wäre!"

„Brav gesprochen!" lobte der Kaiser. „Ihr haltet Eueren Namen auch dann hoch, wenn andere auch versucht wären, ihn in Staub zu ziehen. Ihr seid bereit, mir zu dienen," fuhr er ernster fort, „und ich möchte es Euch danken. Und nicht nur dies. Ich möchte eine Ungerechtigkeit gut machen. Es war nicht recht, daß man nur die Fugger „vom Reh" adelte, aber den besseren Zweig des Baumes mißachtete. Fugger, Ihr meintet vielleicht, freilich irrig, der Adel gleiche den Lilien des Feldes, die nicht säen, noch arbeiten. Wohlan! Ich will in meinem Reiche eine goldene Lilie haben, die sich nicht unthätig von der Sonne bescheinen läßt, sondern wirkt und webt und schafft. Und hiermit erhebe ich Euch und Euer ganzes Geschlecht und Euere Nachkommen in den Stand der Patrizier und verleihe Euch eine goldene Lilie auf blauem Felde zu Euerem Wappen."

Der Kaiser streckte Fugger gnädig die Hand entgegen. Ulrich stand einen Augenblick starr und betroffen: sein Antlitz war blaß und seine Miene fast sorgenvoll. Doch plötzlich sich sammelnd, ließ er sich auf die Kniee nieder und rief, indem er die Rechte des Kaisers mit beiden Händen ergriff:

„Mein Herr und Kaiser! Die Fugger sind reich, des' achten sie nicht; sie sind unermüdlich fleißig, das ist einfache Bürgerpflicht. Ihr habt sie den Geschlechtern eingereiht, und sie wissen die

Ehre zu schätzen, welche ein Ausfluß Euerer Gnade und Gunst ist: aber die Fugger „von der Lilie" werden dieser Stunde ewig eingedenk sein und Euch und dem deutschen Reiche in treuem Bürgerfleiße dienen. Blau ist die Farbe der Treue. Ihr sollt sie uns nicht umsonst gegeben haben! Und ist die Lilie golden, so sei sie's um des Fleißes deutscher Bürger willen, die rein und falschlos ihrem Herrn anhängen, und wirken, weben und schaffen. Majestät, Ihr habt mich zum Patrizier gemacht; der Patrizier Fugger wird nun erst recht ein treuer fleißiger Bürger Fugger sein!"

Vierzehntes Kapitel.

Rechts vom Marktplatze biegt eine enge Gasse ab. Trier ist eine alte schöne Stadt, an der schon seit den Römerzeiten viele Jahrhunderte gebaut haben, hier hohe gothische und romanische Kirchen und dort stolze Paläste und fast noch stolzere Bürgerhäuser. Denn die Trierer hatten reichen Lebensmut und ließen ihn in Ast und Zweig und Blatt schießen.

Aber die enge Gasse war nicht schön. Düster, holperig, schief und verschoben, da jeder gebaut hatte, wie es ihn eben freute, oder soweit der goldene Faden reichte; bald armselig, dann wieder von breitem Wohlstande zeugend — es war eine echte deutsche

Gasse aus dem fünfzehnten Jahrhundert, schier so gut und so schlecht als das Reich selbst um jene Zeit.

Fast in mitte der Gasse stand die Schänke zum „blauen Hechten". Das Haus war nicht viel besser als die anderen schlechten, aber viel schlechter als die besseren in der Gasse. Schmal war der Eingang durch die spitzbogige Hausthüre, finster der Hausflur und niedrig die schwerfällig gewölbte Zechstube.

Dort herrschte buntes lautes Leben und Treiben. Die Trierer hatten nicht so viel Volk und so schillernde Farben in ihren Mauern gesehen, als seit Karl von Burgund und Friedrich, der deutsche Kaiser, bei ihnen Einkehr genommen hatten. Da rasselte und klirrte es in den Gassen von bepanzerten und langspornigen Rittern und Landsknechten, indes wieder feine Herren, denen die Ritterrüstung zu schwer war, in Seide und Sammet und Goldschmuck durch die Stadt gingen, daß sich die Sonnenstrahlen wie verwundert und geblendet in den reichen Geschmeiden und goldgestickten Gewändern fingen. Die Trierer hatten fast keinen Raum mehr in ihrer sonst stillen großen Stadt, so sehr wogte fremdes Volk auf Gassen und Plätzen und drückte die Bürger an die Wand ihrer eigenen Häuser. Jene aber lachten und dachten, sie haben beide gutes Geld, der Kaiser und der Burgunder; ewig werden sie nicht in unseren Mauern bleiben, und ziehen sie fort, so sind ihre Geldkätzlein leer und die unseren wohlgefüllt.

Zugleich wußten aber auch die Bürger die Ehre hoch zu schätzen, daß zwei so mächtige Fürsten gerade in ihrer Stadt Dinge verhandelten, von denen so manche bedeutungsvolle Kunde zu ihren Ohren gedrungen war.

Denn so hielten es die Deutschen dazumal, besonders die Städte, die nicht unmittelbar unter des Kaisers Macht standen: sie wußten jede Falte am Kaisermantel und jedes Wort aus seinem Munde zu tadeln und zu deuten; kam aber der Kaiser zu ihnen, so lachten sie doch zufrieden und ließen sich gerne von der Sonne bescheinen, ohne deren Glanz sie selbst nur dunkle Körper waren. —

Die Zechstube zum „blauen Hechten" war so überfüllt von Gästen, daß viele derselben im Stehen ihren Wein aus den zinnernen Bechern und Kannen tranken. Die Neugierde und wohl auch die liebe Gewohnheit trieben die Bürger in die Schänke, und das fremde Soldatenvolk hatte in Trier ohnedies kein anderes Heim als den Stuhl oder die Bank hinter dem Wirtstische; bei den Bürgern schliefen sie nur und dafür wußten sie ihnen kaum rechten Dank. Denn ein deutscher oder burgundischer Landsknecht schläft sich auch unter einem Thorbogen oder auf offener Gasse aus.

Ganz vorne am Mittelfenster der Zechstube saßen an einem Tische verwetterte Kriegsgesellen aus beider Herren Ländern, mit bereits ergrautem Haar, oder kahlem Scheitel: — knochige und sehnige Gestalten mit stachelbärtigen Gesichtern, stechenden

und keck herausfordernden Augen; oder wie der Dicke von rotblauem Antlitz, breit auf den Tisch hingelehnt und mit vollen Backen erzählend, wie es in ihrem Lande Eier gebe mit zwei Dottern, manchmal sogar mit dreien. Denn das ist so ganz echte Soldatenart, daß sie um so mehr aufschneiden, je älter sie werden.

Einer stieß die Kanne, nachdem er getrunken hatte, auf den Tisch und fuhr sich mit dem Rücken der Hand über den weinfeuchten Bart. Dann streckte er die fünf Finger seiner Rechten gespreizt seinem Gegenüber unter das Gesicht.

„Schau, Bruder, das ist klar,“ erklärte er mit schwerer Zunge; „mein Herzog ist der beste Mann auf der Welt.“

„Mag sein!“ gab der Deutsche achselzuckend zurück.

„Du verstehst mich nicht; denn wolltest Du mich verstehen, hättest Du mir nicht so faul Antwort gegeben, sondern mir wenigstens die Weinkanne an den Kopf geschlagen — vorausgesetzt, daß Du ein richtiger Landsknecht bist. Also merke Du auf! Mein Herzog ist ein Mann, daß Dein Kaiser gar nicht zu ihm hinstehen darf.“

„Oho!“ rief der Deutsche und stemmte die Arme auf den Tisch.

„Recht so,“ spottete der Burgunder; „Du kannst zornig werden, das gefällt mir! Ich hoffe, es wird noch besser bei Dir kommen. Höre mich an, wenn Dir der sauere deutsche Wein Dein

Gehirn noch nicht ganz zusammengezogen hat! Mein Herzog ist so reich, daß er die Sterne am Himmel alle vergolden lassen könnte und es doch nicht in seiner Geldtruhe spürte; und fielen die mattscheinenden Dinger vom Himmel herunter, so könnte der Herzog dieselben mit seinen Edelsteinen spicken und entbehrte für sich noch immer nicht des Schmuckes."

Der Deutsche lachte in seine Weinkanne hinein.

„Ja, lache nur," fuhr der Burgunder in wachsendem Eifer fort, „mein Herzog ist der reichste und mächtigste Fürst, dazu fromm, wie ein Mönch, und so mäßig in Speis und Trank, daß wir beide hinter unserer vollen Weinkanne es gar nicht fassen und begreifen können. Fasten kann er, daß unsereinem davon die Augen überliefen; und das thut er mit lachendem Gesichte; das verstehe ich in meinen alten Tagen nicht. Aber nun schaue Du Dir wieder seinen Hof an! Fürsten und Herren sind in seinem Gefolge, unser sind achttausend Reiter und sechstausend Fußgänger, die wir mit ihm nach Trier hergezogen sind. Und wenn Du erst den Herzog in seinem Kriegsmantel sähest — an hunderttausend Thaler ist dieser allein wert, um der Perlen und kostbaren Steine willen, die demselben eingefügt sind. Bruder, wenn man dagegen Deinen Kaiser, seine Grafen und Barone und gar Euch armseliges reisiges Volk anschaut, dann seid Ihr alle schier wie Bettler gegen unseren Herzog und seine Pracht."

Der Burgunder sah seinem Kameraden triumphierend in das ruhige Angesicht.

„Bist Du fertig?" polterte dieser. „Aus Dir wäre auch besser ein schnatterndes Weibsbild geworden, als ein richtiger Landsknecht. Redest da Unsinn daher, als hättest Du das Ding auf festen Vertrag übernommen. Nur nicht hitzig, Alter! Habe ich Dich fertig schwatzen lassen, magst Du auch mich ruhig bis zum Ende anhören. Du hast mit der Prahlerei wegen Deines Herzogs meinetwegen Recht; ich kann das wirre Zeug, das Du schwatzest, nicht auseinderklauben. Wahr ist, daß Ihr Burgunder, und voran Euer Herzog, viel prächtiger einhergehet, als wir arme deutsche Teufel und selbst unser Kaiser. Aber Bruder! Unser Kaiser drückt keinen Unterthan mit ungerechter Steuer! Das ist fein etwas Großes! Dagegen zahlen ihm viele Städte gar nichts, sondern sorgen nur für sich; und doch sorgt er für sie. Aber das verstehst Du vielleicht nicht, daß ein deutscher Kaiser ein geldarmer Herr und trotzdem ein großer starker Herr sein kann."

„Nein, das begreife ich nicht," entgegnete spottend der Burgunder, lehnte sich mit beiden Armen auf den Tisch und schaute dem Deutschen herausfordernd in das ruhige blaue Auge.

„Du, Dicker, sage mir einmal, warum ist denn Dein Herzog nach Trier gekommen?"

Der Gefragte senkte den Blick und Zorn und Verlegenheit spiegelten sich in seinen Mienen.

„Daß Du mich gerade um das fragest!" murrte er verdrossen. „Was geht das uns an? Wir folgen unseren Fürsten auf ihren Wegen, die sie uns

führen: um ein Warum kümmert sich ein echter Landsknecht nicht. Zum Kämpfen und Fechten ist überall Platz, und zum Sterben auch."

„Schlange, die Du bist!" schmähte der Deutsche; „Du willst mir durch die Finger gleiten! Warte, ich will statt Deiner die richtige Antwort geben. Dein Herzog möchte König werden. Darum ist er nach Trier gekommen; denn kein anderer kann ihn dazu machen, als mein Kaiser. So ist's! Gelt, jetzt steckst Du den Kopf unter die Flügel, Prahlhans! Wer ist nun der größere, Dein Herzog, der hier in Trier betteln geht, oder mein Kaiser, der sich erst noch besinnt, ob er in seine Tasche greifen soll?"

Der Burgunder war in glühender Wut aufgefahren und suchte den Deutschen an der Kehle zu fassen. Dieser aber hielt den Arm seines Angreifers mit eiserner Faust.

„Kamerad, mache nicht dummes Zeug!" versetzte er mit befehlender Stimme. „Hier in Trier dürfen wir nicht raufen, das wäre gegen Brauch und Sitte und gegen ausdrücklichen Befehl. Finde ich Dich aber einmal in einer Feldschlacht, dann, Alter, raufen wir nach Herzenslust, und — Hundert gegen Eins — der Deutsche schneidet Dir den Atem ab!"

Er warf seine Kanne um, daß der Wein über den Tisch floß, und ging aus der Schänkstube. Der Burgunder schaute ihm verblüfft nach, und bis er aus seiner Überraschung erwachte, hatte jener bereits

die Thüre mit aller Wucht hinter sich ins Schloß geworfen. — —

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, hatte eben seine gewohnte Abendandacht beendigt, die er nie zu unterlassen pflegte. Er trat aus der mit den reichsten Teppichen und ausgesuchtesten Tapeten, mit einer fast erdrückenden Last von goldenen und silbernen Geschirren geschmückten Kapelle. Karl hatte alle diese Herrlichkeiten mitgebracht, um durch ihren Glanz sein eigenes Ansehen bei dem Kaiser, von dem er wußte, daß derselbe ein nichts weniger als reicher Fürst sei, zu erhöhen. Edelknaben in roten goldgestickten Gewändern und mit brennenden Wachsfackeln in den Händen geleiteten den Herzog durch die Corridore nach einem entlegenen Teile des Schlosses. Dort vor einer niederen schwerfälligen Thüre blieben die Pagen, sich ehrfurchtsvoll verneigend, stehen; der Herzog aber trat durch die knarrende Pforte in ein dunkles, mit Marmorplatten belegtes Gemach.

„Angelus Cato!“ rief er mit gedämpfter Stimme, „seid Ihr zugegen?“

Vorne an dem einzigen geöffneten Fenster, durch welches ein großer Tubus gegen das Firmament hinausragte, bewegte sich eine dunkle Gestalt.

„Hoher Herr, ich erwarte Euch seit einer Stunde,“ antwortete eine tiefe, hohlklingende Stimme. „Befehlt Ihr, daß ich Licht mache, oder beliebt es Euch, zuerst einen Blick nach den Gestirnen zu werfen?“

„Führt mich zu Euerem Fernrohre! Es ist so finster bei Euch," erwiederte der Herzog seinem Arzt und Astrologen, Angelus Cato, der ihn durch den ganz dunkeln Raum vorsichtig führte. „Ich sehne mich darnach, ins Sternenlicht zu schauen. Stehen die Zeichen gut?" fragte er, einen flüchtigen Blick nach dem wolkenlosen Himmel werfend.

Der Astrologe richtete sein dunkles Auge auf den Herzog.

„Die Sterne sind Euch gewogen und künden Euch eine große Zukunft. Seht Ihr den Mars? Habt Ihr ihn je in solchem Glanze geschaut? Ich denke, sein Anblick sei königlich."

„Ich verstehe Euch, Cato," versetzte der Herzog; „Ihr habt Recht; der Stern erscheint in blendendem Glanze. Mir ist's, als wüchse der Kern des Gestirns."

„Er wächst in der That; denn sein Lauf nähert sich Euerem Auge."

Es trat eine Pause ein. Der Astrologe, eine lange hagere Gestalt, in einen violetten Sammetmantel gehüllt, das scharf geschnittene Gesicht leicht gegen die Brust neigend, so daß ein schwach zitterndes Sternenlicht seinen grauen Scheitel überfloß, stand abseits von dem Herzoge und ließ seinen stechenden Blick gedankenvoll auf diesem ruhen. Durch das offene Bogenfenster strich kalte Nachtluft in den dunkeln Raum; vom Schloßhofe herauf hörte man den einförmigen Schritt der Wachen — sonst herrschte ringsum tiefe Stille.

Der Herzog erhob sich und trat einen Schritt bei seite.

„Cato,“ befahl er, „betrachtet den Stern rechts über dem Mars! Seine Bahn scheint die des Mars zu kreuzen; sein Licht glüht und zuckt, wie der Blick eines feindseligen Auges. Was haltet Ihr davon?“

Der Astrologe verharrte lange in schweigendem Beobachten.

„Soll ich Euch hier Rede stehen, hoher Herr, oder gefällt es Euch, in Euere Gemächer zu gehen und mich dort anzuhören?“

„Ihr habt Recht, Cato! Es fängt an, hier unbehaglich zu werden. Kommt mit mir!“

Sie traten in ein prachtvolles hohes Gemach, von dessen getäfelter Decke ein schwerer Kronleuchter herabhing, dessen brennende Lichter reichen Glanz und üppige Pracht beleuchteten. Der Herzog warf sich nachlässig auf ein rotsammtenes Ruhebett, indes der Astrologe gerade unter dem Kronleuchter stehen blieb. Der lange hagere Mann, an dessen faltigem dunkelm Gewande die Lichter bald heller, bald dunkler sich brachen, machte im Gegensatze zu dem behaglichen Aussehen des Gemaches einen fast unheimlichen Eindruck. Ja, wer dem Manne in das graue glühende Auge geschaut, hätte dort ein fast dämonisches Leuchten und Blitzen gesehen.

„Nun, Cato,“ warf der Herzog in schlecht verhüllter drängender Neugierde hin; „was wißt Ihr mir von jenem Sterne zu sagen und zu deuten?

Glaubt Ihr, daß er störend in den Lauf meines Gestirns eingreifen werde?"

„Möglich," erwiederte trocken der Astrologe. „Die Sterne haben ihre Launen und Geheimnisse, wie die Menschen; nur ein starker unbeugsamer Wille kann beide unschädlich machen. Ein stiller Feind kreuzt hier Euere Pläne; doch wohl vergebens. Ihr wißt ja, wie sehr der Kaiser Euch wohl will und wie gerne er sich bereit erklärt hat, Eueren Herzogshut in eine Königskrone zu verwandeln."

„Wenn ich ihm meine Tochter zur Gattin seines Sohnes gebe," warf der Herzog mit umwölkter Stirne ein.

„Ihr seid dem jungen Erzherzoge gewogen?" forschte Cato.

„Gewiß! Max ist ein herrlicher Jüngling. Wollte Gott," setzte er seufzend hinzu, „er wäre mein Sohn! Mein linkes Auge gäbe ich darum, würde er, statt zu Friedrich, zu mir Vater sagen. Was nützt es mir, ihm meine Tochter zum Weibe zu geben? Wird er nicht darum mein Eidam, weil nach meinem Tode meine Länder und meine Reichtümer sein Erbteil werden? Wahrlich, solch' ein armer deutscher Kaiser kann Karls Lande und Schätze nur zu notwendig brauchen, um seinem Zepter Macht und Ansehen zu geben. Cato, das ist eigentlich das Gemeine im Menschenleben, daß in allem, was man thut, das Eigeninteresse eine versteckte oder brutal offene Rolle spielt. Ist es nicht, als wären hier in Trier zwei Nürnberger Krämer zusammengekommen,

um ihre Waren zu tauschen? Der Kaiser gibt mir den Königstitel, und ich soll seinem Sohne dafür meine Tochter geben. Eine einfache Rechnung, wie man sie für ein Pfund Pfeffer nicht kürzer stellen könnte."

„Hoher Herr," entgegnete der Astrologe mit langsamer scharfer Betonung, „Ihr rechnet schlecht. Der Herzog von Burgund ist ein starker Herr, der König Karl aber ist der reichste und mächtigste Fürst, dessen Scheitel die deutsche Kaiserkrone schmücken wird."

Karl sprang vom Ruhebett auf und trat hart vor den Astrologen, der unbeweglich auf seinem Platze stehen blieb.

„Cato!" rief der Herzog, „welche Bilder äffen Euer Gehirn? Ihr glaubt, ich könnte Friedrichs Nachfolger werden? Das Bild ist zu lockend, um es für wahr zu halten! Und doch, wo ist ein Fürst, der mehr würdig wäre, das Kaiserzepter über die deutschen Lande zu schwingen, als Karl der Kühne?"

„Vertrauet Euerem Glück, Euerem Geist und meinem Rat, Herzog! Ihr habt viele, die Euch beneiden; sie alle könnt Ihr mit einer Hand voll Goldes Euch zu Freunden machen. Aber Ihr habt auch einen Feind, der stark und mächtig ist — und falsch."

„Und dieser wäre?" fuhr Karl heftig auf.

„Denkt an den Stern am nächtigen Himmel draußen und an dessen Licht, das nach Eueren eigenen Worten zuckt und glüht, wie eines Feindes

Auge! Dieser Stern kann Euere Bahn und Euere Pläne kreuzen."

Karl verfiel in tiefes Nachdenken. Finster senkte sich sein Blick auf den Estrich, und tiefe Falten furchten seine Stirn.

„Ja, ja, Ihr sprechet wahr, Cato! Der König von Frankreich, den die Eifersucht auf meinen Glanz und meine wachsende Macht verzehrt, wird es nicht ruhig geschehen lassen, daß Friedrich mir die Königskrone gibt. Und doch, was vermag der stolze Ludwig von Frankreich mit allen seinen Ränken? Des Kaisers Interesse ist zu sehr an meine Pläne gebunden; er kann und wird meinen Wünschen nicht widerstehen."

„Heute in der Abenddämmerung ritten sechs französische Edle in Trier ein."

„Was wollen sie hier?" fragte Karl atemlos.

„Sie ritten in die kaiserliche Burg."

„Weiter, weiter!"

„Mehr weiß ich nicht. Geduldet Euch bis morgen früh! Ihr wißt, daß Cato zu jedem Geheimnisse den Schlüssel findet."

Karls Gestalt dehnte sich, sein Auge leuchtete.

„Die Schlange zischt," rief er mit voller Stimme; „sie schickt sich an, ihr Gift zwischen dem Kaiser und mir zu teilen. Gut denn! Derselbe Karl, der das Schwert und die Turnierstange als echter Ritter führt, hat auch noch Witz und Kraft genug, Ludwigs heimliche Pläne zu vereiteln. Kommt, Cato, kommt und seht, wie fest mein Hoffen steht!"

Er zog den Astrologen mit sich in das anstoßende Gemach. Dort lag auf einem Kissen eine Königskrone, ein Zepter und ein Königsmantel.

„Seht, Cato, so sicher bin ich meines Sieges!“ rief der Herzog, nach den Kleinodien deutend.

Der Astrologe verbeugte sich tief.

„Ich huldige Euch als meinen König! sprach er. „Mögen Euch auch die Sterne gezwogen sein! Zwingt sie durch Eueren hohen Geist auf günstige Bahn! Ihr seid groß und stark genug, um eine Sonne am Firmamente zu werden.“

Der Astrologe hatte sich bei den letzten Worten auf ein Knie niedergelassen und berührte mit seinen Lippen den Saum vom Leibrock des Herzogs.

Fünfzehntes Kapitel.

Ulrich Fugger war dem Kaiser auf dessen Wunsch nach Trier gefolgt und hatte sich der ihm gewordenen Aufträge mit kaufmännischer Pünktlichkeit und vorzüglicher Ware entledigt, was wesentlich dazu beitrug, den Namen Fugger für lange Zeit zum gefeiertsten in der europäischen Handelswelt zu machen.

Der Kaiser empfing Fugger sehr gnädig und wußte ihm nicht Lobes genug zu sagen. Der kaiserliche Säckelmeister aber rieb sich verlegen die Stirne und die Hände und hatte jedesmal mit Herzklopfen und Atemnot zu kämpfen, so oft er des Augsburger

Webers ansichtig wurde; Fugger dagegen lachte still=vergnügt in sich hinein und ließ den armen Säckelmeister ungeschoren. Erst als Friedrich nach einiger Zeit fragte, ob Fugger sein Guthaben bei Heller und Pfennig erhalten habe, und der Säckelmeister, auf den Tod erschrocken, von fast leeren Geldsäcken sprach, ging auch Fugger auf diesen Punkt seines Geschäftes ein.

„Majestät," sprach er, „ich denke, Ihr habt in Trier wichtigeres zu thun, als mit dem Augsburger Weber Abrechnung zu pflegen. Laßt Euch nur eine zeitlang den Platz im Schuldenbuche der Fugger gefallen; und ist einmal Euer Schatzmeister bei fröhlicher Laune, dann mag er mit mir rechnen. Zu Eueren Händeln mit dem Herzog von Burgund passen meine langweiligen Zahlen gar zu schlecht."

„Aber, Fugger, Euer Guthaben ist groß," wendete Friedrich fast verlegen ein.

„Es ist etwa der zehnte Teil dessen, was gegenwärtig das Fugger'sche Vermögen ausmacht. Ein Kaufmann muß mehr als ein Zehnteil seiner Habe auf Kredit geben können, sonst ist er ein engherziger Krämer. Und erst ein solcher Schuldner, wie Ihr, mein kaiserlicher Herr, seid! Da können die Fugger ruhig schlafen."

Achtete der Kaiser den Augsburger Bürger hoch, so schloß sich der junge Erzherzog mit freundschaftlichem Vertrauen demselben an. Er hatte während seines Aufenthaltes in Trier Ulrich Fugger fast beständig um sich und zeichnete diesen so sehr aus, daß

des Kaisers Umgebung murrend die Köpfe zusammensteckte und naserümpfend meinte, wenn der Erzherzog einmal Kaiser würde, dann werde er sich seinen Hofstaat aus Webern und Krämern bilden, und der Adel könne auf seinen Schlössern und Sitzen auf bessere Zeiten warten.

Max sah die unzufriedenen und nicht selten hämischen Mienen, wenn er an Ulrich Fuggers Seite ging; aber stolz-trotzig blickte er auf sie nieder und ließ sich in dem, was ihm Freude machte, nicht beirren.

„Fugger," begann er eines Tages, als er mit demselben allein auf seiner Stube war, „Ihr habt es wohl gesehen und gefühlt, daß ich Euch mehr gewogen bin, als den anderen allen, die mit krummem Rücken und glatter Rede an mich herantreten. Euer Wort ist ehrerbietig, aber frei und offen, und alle Schmeichelei ist Euch fremd. Das ist es, was meinem jungen feurigen Herzen wohl thut, und um dessen willen ich Euch so zugethan bin. Ihr sollt sehen, wie ich, bin ich einmal Kaiser geworden, auf alle die Katzen und Schlangen Jagd machen werde, die am Hofe meines Vaters ihr Unwesen treiben. Da mögen sie alle erfahren, daß der ritterliche Max, wie sie mich nennen, nur mit offenem Visir kämpft und jeden, der eine glatte Maske trägt, aus dem Sattel hebt. Ich will Männer, treue offene ehrliche Männer in Wort und That um mich haben, finde ich sie, wo immer; mir gilt der brave Bürger mehr als der leichtsinnige Junker, der mit Würfel-

spiel und Lanzenbrechen dem Reiche nichts nützt. Übrigens, Fugger," fuhr er, im Scherze sich leicht verneigend, fort, „Ihr seid ja kein gewöhnlicher Bürger mehr, seit Euch mein erlauchter Vater ein Wappen verliehen hat. Ich freute mich innig dieser seiner That; aber ich hätte Euch Fuggern ein anderes Wappen gegeben."

„Und welches, hoher Herr?" fragte Fugger lächelnd.

„Von den Lilien heißt es, sie säen nicht und spinnen nicht, und doch kleide sie Gott mit Pracht. So sollen meine Fugger nie werden, daß sie in träger Herrlichkeit glänzen. Ich hätte Euch ein goldenes Weberschifflein als Wappen gegeben und dazu den Wahlspruch: Deutscher Bürgerfleiß für alle Zeit!"

„Den sollen, so Gott gnädig ist, die Fugger auch nie verlieren," gab Ulrich warm zurück. „Doch, hoher Herr, laßt uns nun von anderem reden! Ihr seid heute beim Herzog gewesen, und als ich Euch heimreiten sah, da ließet Ihr Euer so schönes Haupt so tief auf die Brust herabhängen und hieltet des Pferdes Zügel so schlaff, daß ich fast fürchtete, es sei Euch bitteres widerfahren. Aber da ich Euch länger und tiefer ins Antlitz schaute, war es mir, als wäre über dasselbe ein glückliches sinnendes Lächeln ausgegossen, wie Morgensonnenschein über die frühlingsfrohe erwachende Landschaft."

Der Erzherzog antwortete nicht. Wieder hing sein Haupt auf die Brust, und wieder umzog ein

stillglückliches Lächeln seine schönen Züge. So lehnte er in einer Fensternische und schien mit seinem ganzen Denken weit, weit von Trier weg zu sein.

„Fugger,“ begann er, ohne seine Stellung zu verändern, „ich war, wie Ihr wißt, heute beim Herzog. Er hatte mich um den Besuch gebeten, und ich hatte um so weniger Grund, seine Bitte abzuschlagen, als ich ihn aufrichtig lieb habe. Karl ist ein herrlicher Mann, würdig, daß ihm mein Vater die Königskrone gibt! Wir plauderten verschiedenes, allein wir waren zerstreut, gleichgiltig; es war, als hätte jeder von uns ein Geheimnis auf dem Herzen, das der Mitteilung harrte. „„Max,““ begann er plötzlich, „„Dein kaiserlicher Vater wünscht, daß Du meiner Tochter Gemahl werdest. Dir selbst ist dieser sein Wunsch nicht unbekannt. Ich schwöre es Dir, daß ich mein einziges Herzenskind in keine edleren Hände legen kann, als in die Deinen. Max, wenn ich im Schlachtengewühle oder auf dem Turniere kämpfe, dann bin ich der keckverwegene Karl; habe ich aber Schwert und Rüstung abgelegt, dann kenne ich kein größeres reineres Glück als das des Vaters. Meine Tochter Marie ist kein Edelstein; — Steine haben eine kalte Pracht, die ohne Herz und Gefühl ist; — dagegen gleicht mein Kind einer vollen tiefdunkeln Rose, die mir die schönsten Lieder ihres Kelches in die Seele haucht.““ — Er stand auf und führte mich in einen kleinen, mit einem Erker versehenen Saal. Dort saß seine Tochter, ein aufblühendes Mädchen, mehr schön noch durch den edlen

Hauch der Unschuld, als durch den hohen Reiz ihres engelgleichen Antlitzes. „„Hier bringe ich Dir für einen Augenblick den jungen Erzherzog,““ sprach Karl, seine Tochter leicht auf die errötende Stirne küssend, „„jenen Max, von dem ich Dir so manchen Abend vorgeplaudert, wenn ich mich, meiner Sorgen vergessend, zu Deinem kindlich reinen treuen Herzen flüchte.““ — Wir sprachen wenig; ich sah nur, wie Marie so voll und klar zum Herzog aufschaute, und wie ihr schönes Antlitz leuchtete, als er lächelnd meiner ritterlichen Übungen gedachte. Nur einmal hing ihr Blick etwas länger an meinem Auge; doch war's, als legte ein feuchter Schleier sich auf den dunkeln Augenstern. Fugger, mein Herz pochte, daß es der Herzog hören konnte, und als ich an seiner Seite von ihr wieder Urlaub nahm, da fühlte ich, daß mir das Blut heiß in den Kopf stieg, und erst als mich die kühlere Luft der Korridore anwehte, fand ich meine Ruhe wieder und konnte sehen, wie der Herzog mich zufrieden lächelnd anschaute. Fugger, ich weiß kein Gleichnis, in welches ich die duftige jungfräuliche Pracht dieses Mädchens kleiden könnte; die Blumen sind zu arm, das Sonnenlicht zu brennend, um sie mit ihnen zu vergleichen. Vielleicht ist Marie wie jenes märchenhafte Dornröschen im tiefen stillen Waldeshag. Ich weiß es nicht! Karls Blick ruhte wohlgefällig auf mir. Gewiß hat er in meinen Augen das Glühen meiner Seele leuchten sehen. — „„Du, Max,““ sprach er, aber seine Stimme klang fast kalt und hart, „„bist dieses

Kleinodes würdiger, denn jeder andere. Dein soll es sein — um eine Königskrone!‟"

„Glück auf, mein hoher Herr!" rief Fugger freudig aus.

„Glück auf?" wiederholte der Erzherzog finster. „Nein, Ihr irret! Seit jene französischen Ritter in Trier eingekehrt sind, deren einer mehrmals mit meinem kaiserlichen Vater geheime Unterredungen gepflogen hat, ist dieser ernst und verschlossen. Ich darf es kaum wagen, von Karl zu ihm zu reden; und thue ich es, so wird er verdrossen, mürrisch, heftig. Fugger — verzeih' mir Gott die Rede! — aber diese Franzosen sind so glatte Schlangen, wie ihr König Ludwig, der sie gesandt hat. Sie haben das Herz meines guten Vaters mit Argwohn und Mißtrauen gegen den offenen ehrlichen Herzog Karl vergiftet."

„Ich möchte kein Fürst sein," versetzte Ulrich Fugger; „denn tausend Einflüsse bestimmen seine Thaten, und die Ruhe, die auch dem Ärmsten tröstend an das harte Lager folgt, bleibt dem Lager eines Fürsten nur zu oft ferne. Da lob' ich mir mein geringes, aber frohes Dasein, hoher Herr! Was ich den ganzen Tag über schaffe, das ist meines eigensten Willens, meiner Überzeugung, meines stillen Fleißes Werk. Und nimmt der Abend mir die Arbeit aus den Händen, dann senkt sich mit dem Dunkel der Nacht ein gar süßer Friede in meine Seele nieder, und immer ist das Wort zu arm, wenn ich meinem Gott danken will, daß er es so gut mit

mir gemacht. Ihr aber, mein edler Herr, laßt nicht Eueren ritterlichen Mut und Euere Minnehoffnung sinken! Scheint jetzt auch wildes Gestrüppe um Euer Dornröslein zu wachsen, so seid Ihr Ritter genug, um auch hier zu siegen. Und zuletzt, was ist es, das Euch kleinlaut macht? Eueres Vaters finstere Miene? Wißt Ihr denn, ob sie Eueren Wünschen gilt? Der Herzog ist ein ungestümer Mann, Euer kaiserlicher Vater ernst und ruhig. Wie leicht ist's möglich, daß die Geister auf einander platzten ob kleiner Dinge, und ein Sturm das Schifflein Euerer Wünsche für einen Augenblick in seinem Laufe stört, ohne es darum von seinem Ziele abzubringen!"

„Heute Abend gibt der Herzog dem Kaiser und seinem Gefolge ein Fest," unterbrach Max, nachdenklich vor sich hinstarrend. „Er wird dort seine ganze Pracht und seinen Reichtum entfalten und uns Deutsche unsere Armut fühlen lassen. Das wird den Mißmut meines Vaters nur steigern und meine Hoffnung nicht begünstigen."

„Ich kann Euere Furcht nicht teilen," beruhigte Fugger. „Wäre Karl seiner Sache nicht gewiß, so würde man nicht bereits im hohen Dome alles zur Krönungsfeier zugerichtet haben. Ja, es geht ein dunkles Gerücht, der Herzog habe bereits die Kleinodien zu seiner Krönung mitgebracht. Dies alles heißt Euch fröhlich hoffen, und morgen schon vielleicht, wenn der junge Tag über dem vieltürmigen Trier leuchtend aufgeht, bescheint er eines Erzherzogs glücklich strahlendes Angesicht!" — —

Es war Abend geworden. Vor dem Schlosse des Herzogs standen in langen Reihen geharnischte Reiter mit blitzenden Panzern und Schwertern und Helmen; vor ihnen Fußsoldaten, neu gekleidet, eng aneinander geschlossen, sich nachlässig auf ihre Büchsen lehnend und grünes Reis als Hauptschmuck tragend. Und wieder vor diesen Edelknaben und herzogliche Diener, in Seide und Sammet gewandet; auf der Brust trug ein jeder in reicher Gold- und Fadenstickerei des Herzogs Wappen, und sie alle hielten große brennende Wachsfackeln in ihren Händen. Blitzend fing sich der Lichtglanz in den blanken Musketen und Rüstungen der Soldaten und in den seidenen Wappenröcken der Edelknaben. Dazu tiefe Stille, nur unterbrochen von dem Wiehern und Scharren der ungeduldigen Streithengste, wohl auch von dem Lärm einer auf den Boden aufgestoßenen Muskete.

Aus den hohen Spitzbogenfenstern des Schlosses quoll tageshelle Lichtflut. Das Thor, weit geöffnet, war mit grünem Laubwerke und flatternden Fahnen geschmückt, der Estrich drinnen und die breiten Treppen mit den kostbarsten Teppichen belegt, und jeder Raum mit vielarmigen Kandelabern und goldschillernden Kronleuchtern glänzend erhellt.

Von ferne her vernahm man den Hufschlag vieler Pferde und schmetternden Trompetenschall. Unbeweglichen Mauern gleich standen zu beiden Seiten des Herzogs Mannen, als nun der Kaiser hoch zu Roß, zu seiner Linken Erzherzog Max, und be-

gleitet von seinen Edeln, vor des Herzogs Schloß anritt. Stolz blickte Friedrich auf die huldigende Schar, und es flog wie Zufriedenheit über seine harten Züge, als er in den Thorbogen ritt, wo ihn Karl der Kühne mit seinem ganzen Gefolge erwartete. Der Herzog hielt leicht des Kaisers Steigbügel, als dieser sich vom Pferde schwang.

„Herzog,“ sprach Friedrich, diesem die Hand bietend, „Ihr versteht es, den Kaiser mit königlicher Pracht zu empfangen! Ein deutscher Fürst ist solcher Herrlichkeit schier ungewohnt.“

„Nehmt, was Ihr seht, als Zeichen meiner Ehrfurcht hin!“ versetzte Karl, sich leicht verneigend.

Sie stiegen die breite Marmortreppe hinan. Ihnen nach wälzte sich der glänzende Strom der Edlen, Ritter und Grafen. Schmetternde Musik empfing sie im Banketsaale. Grünes Gewinde, von Blumen durchbrochen, wand sich um die Säulen; die Wände waren mit kostbaren Geweben bezogen; von der Decke hingen riesige Kronleuchter, mit hunderten von Kerzen besteckt; Wohlgerüche von arabischen Gewürzen durchströmten die Luft. Und doch schien all diese Pracht nur arm gegen den blendenden Glanz der goldenen Tafelgeschirre, die in einer erdrückenden Fülle und in den kunstreichsten Erzeugnissen der Goldschmiede die Tische bedeckten.

Karl selbst trug seinen Kriegsmantel, dessen Wert man damals an Perlen und edlen Steinen auf 100,000 Thaler schätzte. Nicht minder kostbar war sein Leibrock, der Gürtel, dessen hellfunkelnde

Diamantenglut sich herrlich von dem dunkeln Sammet abhob, und des Schwertes Scheide, ein blitzend Farbenspiel aller Arten von Gemmen.

Das Banket verlief ernst. Trotz der üppigsten Gerichte und feurigen Weine schienen die Gäste keine der Freude erschlossenen Herzen zu haben, so kalt und steif und abgemessen war ihr Verkehr untereinander. Der Herzog freilich suchte den liebenswürdigen Hausherrn zu spielen und floß besonders von Aufmerksamkeit gegen den Kaiser über, der seine wachsende üble Laune nur mühsam verbarg. Friedrich konnte sich nicht entschließen, in all der vor ihm zur Schau getragenen Pracht eine Huldigung seiner Person zu sehen, sondern er suchte aus ihr vielmehr eine Demütigung heraus, die ihm, dem geldarmen und fast machtlosen Kaiser, von dem übermütigen Herzoge in gleißender Weise bereitet wurde. Er hörte beinahe nicht, was Karl mit ihm sprach; entweder haftete sein Blick auf den unberührt vor ihm auf goldenen Tellern liegenden Speisen, oder er traf lauernd die von Ludwig XI. gesandten französischen Ritter, welche miteinander flüsterten und mit triumphierender Miene nach dem verdüsterten Antlitze des Kaisers sahen. Aber geradezu wehmütig und bitter suchte Maxens Auge nach Fugger, der am Ende der Tafel saß und oft genug den Blick tröstend und ermunternd zu dem Erzherzoge erhob.

Minnesänger mühten sich mit ihren schönsten Liedern ab, Gaukler und arabische Feueresser zeigten sich in ihren verwegensten Künsten, die Musik spielte

die lockendsten Weisen. Die Stimmung fing endlich an, wärmer und lebhafter zu werden; vielleicht that dies mehr die Glut des Weines als die gegenseitige Zutraulichkeit; selbst über des Kaisers hartes Antlitz schien sich ein mildes Lächeln auszubreiten, und Max sandte sogleich einen hoffnungsreichen Blick nach Fugger.

Die Tafel ward aufgehoben, und man zog sich entweder in den Schatten der Galerien und auf die an den Wänden sich hinziehenden Polsterbänke, oder in die anstoßenden kleinen Kabinete zurück, um dort den Freuden des Weines oder des Spieles zu huldigen.

Der Kaiser war in das für ihn bereitete und mit orientalischem Luxus ausgestattete kleine Gemach getreten. Pagen kredenzten ihm, sowie dem Erzherzoge und Karl aus venezianischen Kelchen Cyprerwein. Friedrich hielt das Glas gegen die Kerzen.

„Seht, wie der Wein in allen Farben und Lichtern spielt!“ sprach er, sich gegen den Herzog wendend. „So darf der Wein sein, aber nicht der Mensch. Für diesen gibt es nur eine Farbe, das treue Gold der Wahrheit.“

Karls Blick glühte; doch schnell senkten sich die Lider.

„Ganz richtig, Majestät! So aber ein Mann wahr und treu und offen ist in all' seinem Denken und Wollen und Streben, so hat er auch ein Anrecht darauf, daß man ihm volles Vertrauen schenkt.“

Nun war es an dem Kaiser, verwundert aufzuschauen. Der Herzog hatte ihn nur zu gut verstanden. Er stellte sein Glas auf den mit Mosaik eingelegten Tisch.

„Herzog Karl von Burgund," begann er, sich in die Polster zurücklehnend, „ich denke, wir beide wollen uns nicht mißverstehen. Ihr wollt König werden, und meine Macht und mein Wille sind Euch gerne zu Diensten. Ist es zu viel von mir entgegen verlangt, daß ich wünsche, Ihr möget an demselben Tage, an welchem ich Euch zum König mache, Euere Tochter meinem Sohne Max vermählen?"

Des Kaisers Blick ruhte forschend auf dem des Herzogs.

„Ihr verlangt nicht zu viel," entgegnete Karl, „wenn Ihr den Glanz und Reichtum meines Hauses mit der Macht und Würde des Eueren verbinden wollt. Solch ein Wunsch kann mich und meine Tochter nur ehren. Und doch! So fest ich Euch gelobe, meine Marie in Eueres herrlichen Sohnes Arme zu legen, wenn ihr Herz sich in Liebe zu seinem Herzen wendet, so fest bin ich entschlossen, den freien Willen meiner Tochter zu ehren und zu schützen, wenn sie zu dieser Wahl die Zustimmung verweigert. Man sagt in aller Welt, Karl von Burgund sei nicht nur kühn, wie kein anderer Ritter, sondern auch ehrgeiziger als alle anderen. Möglich! Aber vor dem Herzen meines Kindes macht selbst mein Ehrgeiz halt; ich will nicht eine gebro-

chene Blume auf dem Wege zertreten, auf dem ich mir eine Königskrone hole.“

„Herzog, Ihr seid ein vortrefflicher Vater!“ gab der Kaiser kalt zurück und erhob sich. „Allerdings rechnen solche Gefühle, selbst wenn sie aufrichtig sind, schlecht mit den Interessen der Politik. Erlaubt, daß ich dieses Gemach verlasse und mein Auge an der Pracht Eueres Hauses und mein Ohr an den Melodien Euerer Künstler weide!“ — —

* *
*

Ein anderes Gemach.

Die französischen Ritter sitzen mit glühenden Köpfen eng zusammen um einen kleinen Tisch.

„Burgund darf nicht in deutsche Unterthänigkeit übergehen!“

„Ha, was thäte auch der deutsche Bär mit des Burgunders Reichtum und Macht?“

„Ist in Frankreich keiner, der sich würdig zeigte, Karls schöne Tochter heimzuführen?“

„Max soll sie nicht haben!“

„Und der Burgunder nicht die Königskrone!“

„Wenn ich nur wüßte, wie der Kaiser dem Herzoge gewogen ist!“

„Schlecht genug!“

„Meinst Du?“

„Ich meine nicht, was ich weiß. Der Kaiser mißtraut dem mächtigen Herzoge. Denkt er an ihn, so fühlt er die Kaiserkrone auf seinem Haupte schwanken und fürchtet, es möchte sein Geschlecht,

dieser Macht und Zierde beraubt, wieder in Dunkel und Geringheit verfallen. Der Deutsche ist nicht minder ehrgeizig, als der Burgunder. Bekämpfen wir sie mit ihren eigenen Waffen! Es muß dem Kaiser heute noch, ist er in seine Pfalz zurückgekehrt, klar gemacht werden, daß Karl nur darum zum König aufsteigen will, um den Habsburgern die Kaiserkrone vom Haupte zu nehmen und sich selbst aufzusetzen. Glaubt er dieses, dann gute Nacht, Burgund."

Die Gläser klirrten, die glühenden Augen ruhten verständnisvoll aufeinander. — —

* * *

„Cato, die Dinge stehen schlecht!"

„Herzog, Ihr irrt! Die Menschen haben sich für einen Augenblick verschoben, die Verhältnisse nicht."

„Was sagen die Sterne?"

„Euere Tochter wird des Erzherzogs Gemahlin."

„Und ich?"

„Ihr werdet nicht König werden!"

„Verflucht!"

„Was wollt Ihr? Ihr könnt nicht gegen die Sterne und das Geschick ankämpfen. Der goldene Strom Burgund wird in das deutsche Meer fließen. Burgund wird darum nicht klein werden." — —

* * *

„Fugger, ich habe Euch gesucht, wie eine verlorene Perle! Wo waret Ihr nur immer? Ich

glaube, Ihr suchtet die wenigen Schatten des Hauses auf, um Euch zu verbergen. Wißt Ihr, daß alles verloren ist?"

Ulrich Fugger trat betroffen einen Schritt zurück.

„Erzherzog Max," rief er mit gedämpfter Stimme, „Ihr redet im Wahne! Gehet hinüber in den Dom, wo schon alles für die Krönung vorbereitet ist, und fraget Euch, ob Ihr noch zweifeln könnt!"

„Die Blumen und Kränze werden verwelken, ohne daß sie Jubel und Freude gesehen. Dieselben Hände, welche den bunten Schmuck an Säulen und Altäre geheftet haben, werden ihn lachend wieder abnehmen; niemand jedoch wird daran denken, daß dabei ein reines, reiches und süßes Hoffen zu grabe ging — das meinige!" — —

Mitternacht war vorüber. Der Mond hing voll und klar zwischen den spitzen Türmen der Stadt, deren Giebeldächer, Zinnen und Zacken in buntem Gemenge in den lichtfahlen Nachthimmel emporstarrten.

Der Lärm des Banketes war verstummt. Der Kaiser war in seine Pfalz, des Herzogs Gäste waren in ihre Herbergen zurückgekehrt. Kühle Nachtluft wehte durch die offenen Fenster des Saales, dessen Pracht sich in farbloses Gewirre verwandelt hatte. Nur wenn ein Mondstrahl wie verloren durch die Räume zitterte, glänzte es heller, fast feurig auf, sobald das Licht an die goldenen Geschirre und die mit Perlen besetzten Trinkgefäße streifte.

Der Kaiser war stumm nach der Pfalz zurückgeritten. Der Herzog hatte sich schier wehmütig von ihm beurlaubt, und als ihm Friedrich die Hand zum Danke reichte, schien es ihm fast, als glänzte in des Burgunders Auge eine Thräne.

Friedrichs Stimmung war milder und versöhnlicher geworden. Hätte er gewußt, daß Karls Absichten frei von allen Hintergedanken seien, und daß er, mit der Königskrone zufrieden, nicht nach noch höherem strebe, er wäre noch in der Nacht zum Herzog zurückgekehrt und hätte Friede mit ihm gemacht. So aber zerriß Mißtrauen seine Seele, und jedes Wort, jede That des Burgunders wog und maß er nur mit den Eingebungen wachsenden Verdachtes.

Schon wollte er sein Schlafgemach aufsuchen, um dort, wenn möglich, das glühende Haupt zur Ruhe zu legen, als ihm gemeldet wurde, einer der französischen Ritter bitte noch dringend um einige Augenblicke wichtiger Unterredung.

Der Kaiser war unwillig; doch wollte er den Gesandten des Königs von Frankreich nicht abweisen. Er empfing ihn in einem nur matt erleuchteten Gemache.

„Herr Ritter, der Hahn wird bald den ersten Morgenschrei thun. Euere Botschaft muß sehr wichtig sein!“

„Majestät, das ist sie auch! Beim heutigen Bankete, das Karl Euch zu Ehren gab, gelang es mir, Reden zu erlauschen, die genau mit der War-

nung übereinstimmen, die Euch mein König durch mich zukommen ließ. Karl will nur König werden, um dann als des Reiches Mächtigster die Kaiserkrone auf seinen Scheitel zu drücken, und Ihr selbst wäret es dann gewesen, der Eueres Hauses Macht und Glanz ausgelöscht hat."

„Ich kann es noch immer nicht glauben," antwortete kopfschüttelnd der Kaiser. „Und doch kann ich mich auch des Gedankens nicht erwehren, Karls Ehrgeiz möchte erst mit der Kaiserkrone gesättigt werden können."

„Und erscheint Euch die Weigerung, seine Tochter Euerem Sohne an seinem Krönungstage zur Gemahlin zu geben, nicht verdächtig genug, um dem Herzoge, der von Euch nur fordert, ohne etwas entgegen geben zu wollen, durch einen entschiedenen Schritt das abzuringen, was er auf Euer gütlich Wort bisher verweigert hat?"

„Welch einen entscheidenden Schritt meint Ihr, Herr Ritter?" fragte Friedrich finster.

„Ehe noch der junge Tag über Trier aufgeht, reitet Ihr nach Köln und gebt Befehl, daß Euere Mannen Euch dahin folgen. Karl wird Euch entweder in Demut nachkommen und Eueren Bedingungen gerecht werden; oder er wird trotzig Euch den Rücken wenden und als Herzog in seine Lande heimkehren. Das mag Euch dann beweisen, daß Ihr seine Pläne durchschaut und durchkreuzt habt."

„Ich mache mir den Herzog zum unversöhnlichen Feinde," wandte Friedrich zögernd ein.

„Dagegen den König von Frankreich zum mächtigen Freunde,“ versetzte der Franzose mit scharfer Betonung und richtete sich hoch auf.

„Ich danke Euch,“ sprach Friedrich, die Unterredung abbrechend. „Ich will erst noch mit meinem Kanzler darüber beraten. Dann geschehe, was Recht ist!“

Des Ritters Augen glänzten freudig. Der Kanzler dachte ja, wie er; dafür hatte er gar klug Vorsorge getroffen!

Im ersten Morgengrauen ritt Friedrich, nur von seinem Sohne und seiner nächsten Umgebung gefolgt, aus Triers Mauern. Wenige Stunden später folgten ihm alle seine reisigen Mannen.

Karl knirschte vor Wut, als er die Abreise des Kaisers vernahm. „Deutscher Bär!“ rief er aus, „das hat Dir der Franzmann in die Seele geraten. Nur zu auf diesem Wege, Ihr deutschen Fürsten! Macht des Franzosen gehorsame Diener, Ihr werdet den Bedientenlohn noch ernten!“

In wilder Hast sammelte er sein Fußvolk und seine Reiter, und als er am Dome vorüber ritt und die grünen Laubgewinde an den Thoren sah, riß er einen Zweig ab und rief: „Das zum Andenken an Deine treulose Handlung, Friedrich! Suche Deinem Sohn eine Braut in Deutschland, die Burgunderin bekömmt er nicht!“

Sechzehntes Kapitel.

Das Ansehen der Fugger von der Lilie stieg mit jedem Tage. Die Geschäftsverbindung, in welche sie mit Kaiser Friedrich getreten waren, gab ihnen in den Augen der Augsburger einen noch größeren Glanz, als die Verleihung des neuen Wappenschildes, auf das die alten Patrizier der Stadt mit lächelnder Geringschätzung, die kleinen Bürger aber mit neidiger Mißgunst sahen. Die Zünfte, welche das Regiment der Stadt aus den Händen der Geschlechter an sich gerissen hatten, waren einer Vermehrung der Patrizier in ihrer Stadt nicht gewogen; am wenigsten sahen sie es gerne, daß gerade die Fugger, deren Bedeutung immer mehr zunahm, und auf deren Zugehörigkeit in ihre Reihen sie bisher so stolz gewesen, zu Geschlechtern geworden waren. Die einen murrten, die anderen spotteten und lachten und sagten, der arme geldlose Kaiser zahle eben, statt mit Goldstücken, mit Wappen seine Schulden und wolle sich mit solchen wohlfeilen Gunstbezeugungen den Fugger'schen Geldbeutel offen halten; die Patrizier jedoch machten keine Miene, die Fugger in die Geschlechterstube aufzunehmen; so lieb ihnen diese an sich waren, so wenig beeilten sie sich, von deren Erhebung in die Reihe der Geschlechter thatsächliche Kenntnis zu nehmen.

Die Fugger lachten dazu und zwangen niemanden zur Anerkennung ihrer Erhebung als Pa-

trizier; ihnen war und blieb die Hauptsache, ihren Handel immer mehr auszudehnen und durch die Erfolge desselben sich jene Achtung zu erhalten, welche jeder gerne ihrem lebendigen regen Geiste, ihrem unermüdlichen Fleiße, wie ihrer untadelhaften Rechtlichkeit zollte.

Die Handelsunternehmungen der Augsburger Geschlechter umfaßten damals die ganze Welt. An allen bedeutenden Plätzen hatten sie Häuser errichtet und es verstanden, sich die günstigsten Verhältnisse zu schaffen, wozu allerdings der von ihnen befolgte einzig richtige Grundsatz, durch gute, echte und billige Ware einen möglichst schnellen Geldumsatz zu bewirken, nicht wenig beitrug.

Das Haus der Fugger war in alle größeren Augsburger Handelsunternehmungen verflochten; und so wenig die handeltreibenden Patrizier dem neuen Geschlechter Fugger hold waren, so gerne sahen sie den reichen Weber Fugger sich mit seinem Gelde und seinem scharfen Geiste an ihren Unternehmungen beteiligen, so daß Ulrich Fugger gar bald die Seele aller Augsburger Handelschaft war.

Seine Schreibstube, von der aus er alle Unternehmungen an den verschiedensten Handelsplätzen leitete, hatte den Namen der goldenen. Decken und Wände waren mit reichem Getäfel belegt, dessen dunkles Schnitzwerk wieder mit blinkendem Gold überzogen war. Die mehr breiten als hohen Fenster zeigten in mitte ihrer kleinen runden Scheiben

farbenglühende Glasgemälde; schwere geschnitzte und mit rotgeblumtem Sammt bezogene Lehnstühle standen rings an den Wänden, und in einer Ecke befand sich ein großer kunstvoller Schrank mit Flügelthüren, dessen Inneres einen Teil des Fugger'schen Reichtums in Goldrollen, Wechseln und Schuldbriefen barg. Vorne beim mittleren Fenster stand Ulrichs Schreibpult, getragen von vier sitzenden Löwen in schwarzem geschnitztem Holze und mit Gold und Perlmutter eingelegt. Über dem Tische selbst, dessen Platte von hellgrünem, weiß und schwarz geädertem Marmor war, erhoben sich nach rückwärts kleine Fächer mit Schubladen, die zum Teile halb geöffnet waren und aus denen Siegel an seidenen Schnüren heraushingen. Das Ganze war gekrönt von dem Fugger'schen Wappen: die blauen Felder von Lapis lazuli und die Lilien aus getriebenem Golde. Eine Löwenhaut lag unter dem Tische auf dem Boden ausgebreitet; ein großer Lehnstuhl, auf dessen lederne Rücklehne das Fugger'sche Wappen in Gold gepreßt war, stand vor demselben.

Hier herrschte und arbeitete Ulrich Fugger allein; hier empfing er seine Besuche, hier wurden mit den handeltreibenden Geschlechtern Augsburgs die weitgehendsten Pläne entworfen. So mancher Graf und Adelige unterhandelte in diesem Prachtgemache unter vier Augen mit dem reichen Fugger um ein Darlehen und unterschrieb an Ulrichs Pulte die Urkunde, worin er dem Augsburger Weber Güter und Herrschaften verpfändete.

An die „goldene Schreibstube“ stieß ein großes helles Zimmer an; es war einfach, aber zeugte immer noch von dem Reichtume des Hauses. Dort arbeiteten Georg Fugger und die vielen Schreiber — zu jener Zeit keine geringen Personen, sondern um ihrer Kenntnisse willen hochgeachtet.

Ulrich saß an seinem Schreibtische und las in einem vor ihm liegenden, zierlich auf Pergament geschriebenen Briefe. Sein Antlitz hatte eine schmerzliche Miene angenommen, und als er mit Durchlesung des Briefes zu ende war, lehnte er sich in den Stuhl zurück und ließ sein Haupt auf die Brust herabsinken. So mochte er ungefähr eine Viertelstunde seinen Gedanken nachgehangen haben, als sein Bruder Georg eintrat. Betroffen blieb dieser inmitte des Gemaches stehen, da er das kummervolle Angesicht seines Bruders wahrnahm.

„Gut, daß Du kommst,“ sprach Ulrich, sich erhebend. „Unser jüngster Bruder Jakob hat geschrieben. Vor einer Stunde brachte ein reitender Bote den Brief. Hier ist er, lies ihn!“

Georg gab den Brief, nachdem er ihn aufmerksam durchgelesen hatte, kopfschüttelnd zurück.

„Das sollte Jakob nicht thun!“ sagte er unzufrieden.

„Nicht wahr, auch Du gibst ihm Unrecht! Was fällt dem jungen Menschen plötzlich ein, sich um die Stelle eines Chorherrn in Herrieden zu bewerben und Priester werden zu wollen, da er doch unserem Hause und Handel so unentbehrlich ist?“

„Es wird wohl nur ein vorschneller Entschluß Jakobs sein, wie ein solcher bei seinem weichen und empfindsamen Gemüte sehr leicht denkbar ist. Das Leben in der heimatlosen Fremde hat ermüdend und niederdrückend auf seine Seele gewirkt, und weil er bisher nicht gefunden hat, wornach sein Herz verlangt, glaubt er Priester werden zu sollen, um sein Gemüt zur Ruhe zu betten.“

„Ach was,“ eiferte Ulrich, „was kann der Bruder Jakob an Ruhe denken wollen, da er noch gar nichts gearbeitet hat? Bin ich nicht an die zwanzig Jahre älter als er und schaffe jeden Tag vom Morgen bis zum Abend und plage mich mit des Handels wachsenden Sorgen? Allein hast Du nur ein einziges Mal das Wort Ruhe aus meinem Munde gehört? Gewiß nicht! Jakob ist mit seinem klaren Verstande und seiner tiefen Bildung dem Gedeihen unsers Hauses unentbehrlich. Er muß für dasselbe wiedergewonnen werden, und ich selbst will mich dieser Aufgabe unterziehen.“

„Und was willst Du thun?“

„Meine Geschäfte rufen mich nach Belgien, wo ich für einige Zeit persönlich notwendig bin. Ich nehme meinen Weg über Herrieden und lasse nicht ab, bis mich Jakob auf meiner Reise begleitet. Da finde ich wohl Zeit genug, um seine Seele zu prüfen. Fordert ihn Gott durch den Beruf zum Priesterstande für sich, so wäre Widerstand unsererseits sündhaft; ist jedoch Jakobs Entschluß mehr Laune als Beruf, so will ich ihn mit starkem Arme in die

Mitte des wogenden Lebens hineinstoßen. Dort ist dann sein Platz!"

„Gott segne Dein brüderliches Vorhaben!" sprach Georg mit Wärme. „Wann gedenkst Du abzureisen?"

Ulrich besann sich einen Augenblick.

„Am Erchtag der nächsten Woche."

„Und wie lange wirst Du auf der Reise sein?"

„Ich weiß es nicht. Es können zwei Monate vergehen, bis ich nach Augsburg zurückkehre."

„So wirst Du nicht da sein, wenn der Kaiser hieherkömmt, um den Reichstag zu halten?"

Ulrich zuckte die Achseln.

„Du weißt und kennst meine Ehrfurcht gegen Friedrich, aber auch mein Pflichtgefühl, wenn es sich um das Wohl unseres Hauses handelt. Will der Kaiser etwas von den Fuggern, so bist Du hier. Du kannst ihm so gut dienen, als ich." — —

Am 5. April 1474, wenige Tage nachdem Ulrich Fugger Augsburg verlassen hatte, zog Friedrich dort ein. Er wollte einen neuen Reichstag halten, teils um den Landfrieden zu verlängern, teils um Hilfe zu einem Kriege gegen die Türken zu erhalten. Der arme Kaiser, der nicht zu wissen schien, daß seine ganze Macht fast zur Lächerlichkeit geworden war, sollte in diesem Augsburg erfahren, daß ein Kaiser ohne Geld und Macht ein Spielball übermütigen Spottes von seite des Volkes sei.

Schon der Empfang, den ihm die Stadt bereitete, war mager und kalt; die Scharen, die seinem

Einzuge zusahen, waren teilnahmslos; die Geschenke der Bürgerschaft beschränkten sich auf Wein, Fische und Haber; den silbernen Pokal mit den tausend Gulden in seinem Innern ersparten sich die Augsburger diesmal, sicher nicht zur besonderen Freude des allzeit geldarmen Kaisers.

Friedrich lebte mit seinem Sohne Max sehr zurückgezogen, d. h. er vermied jeden Glanz und Aufwand. Seine ganze Zeit widmete er teils den politischen Geschäften, teils der Teilnahme an öffentlichen religiösen Feierlichkeiten, eine Handlungsweise, die vollständig seiner aufrichtig frommen Gesinnung entsprach.

Max hatte gleich nach seiner Ankunft in Augsburg einen vertrauten Diener an Ulrich Fugger gesandt mit dem Wunsche, ihn möglichst bald bei sich begrüßen zu können. Er freute sich aufrichtig, jenen Mann wieder zu sehen, der ihm eine so verehrungsvolle Freundschaft entgegentrug, und zu welchem er sich so sehr hingezogen fühlte. Um so unangenehmer berührte ihn die Nachricht von Fuggers Abwesenheit, die ihm desto schmerzlicher fiel, je vereinsamter er sich bei der wachsenden Verbitterung seines kaiserlichen Vaters fühlte. Friedrich hatte gehofft, es werde ihm gelingen, eine Verlängerung des Landfriedens und Hilfe zu einem Kriege gegen die Türken zu erzielen; allein er erreichte so viel wie nichts, da man ihm kaum mit halbem Willen entgegenkam.

So neigte sich die Zeit von Friedrichs Aufenthalt in Augsburg zu ende, und er wäre gerne aus der Stadt gezogen, hätte ihn nicht eine Schuld von nahezu siebentausend Gulden daran gehindert, die er der Stadt für Verköstigung und verschiedene andere Bedürfnisse seines zahlreichen Gefolges schuldete. So sehr der Kaiser auch hin und her sann, wie er sich seiner lästigen Schuld entledigen könne: — er fand keinen Ausweg. Der einzige Helfer in der Not, Ulrich Fugger, war abwesend; bei ihm hätte es nur einer Andeutung, eines gnädigen Händedruckes bedurft, und er würde dem Kaiser die Summe zu Füßen gelegt haben. Georg Fugger, der Bruder Ulrichs, war dem Kaiser zu wenig bekannt, um ins Vertrauen gezogen zu werden. So stand Friedrich, umgeben von Fürsten und Edeln, inmitten einer Stadt, deren Bürger durch ihren Reichtum bekannt waren, verlassen und allein. Es brannte ihm der Boden unter den Füßen, und doch durfte er vor Tilgung seiner Schuld nicht abreisen; denn die Augsburger stießen gar ungeschlachte Reden gegen die in ihren Häusern verpflegte kaiserliche Dienerschaft aus, und diese verfehlte nicht, jene Äußerungen zu den Ohren des immer mutloser werdenden Kaisers zu bringen.

Ein leiser Hoffnungsstrahl ging für einen Augenblick auf, um aber eben so schnell wieder zu erlöschen. Die Stadt Köln hatte eine Gesandtschaft an Friedrich nach Augsburg entsendet, um von ihm Hilfe gegen den gewaltthätigen Herzog von Bur-

gund zu erbitten, welcher das Kölner Gebiet mit Krieg überzog. Der Kaiser sagte der Stadt die erbetene Hilfe zu, wenn sie ihm die in Augsburg hängenden Schulden und während der Dauer des Krieges wöchentlich tausend Gulden bezahlte. Die Kölner gingen, gegenüber ihrer eigenen Bedrängnis, gern auf die Forderungen des Kaisers ein; als aber dieser von ihnen das nötige Bargeld heischte, rieben sie verlegen die Hände und gestanden, sie hätten nur so viel bei sich, als sie zur Heimreise bedurften; in vier oder fünf Wochen jedoch wollten sie dem Kaiser das Geld nach Augsburg schicken.

Damit war nun dem fast Erstickenden nicht Luft gemacht; versprechen konnte er ja selbst; dazu hätte er der Kölner nicht bedurft. Doch versuchte er noch den Ausweg, das Versprechen der Kölner durch seinen Rat Werdenberg dem Rate der Stadt Augsburg zu verpfänden, wogegen letzterer die Summe einstweilen borgen sollte. Aber die Augsburger Zünftler, welche damals im Rate saßen, schüttelten die Köpfe und meinten, Köln möge immerhin eine schöne und reiche Stadt sein, doch sei sie auf alle Fälle zu weit entlegen, als daß sich die Augsburger dort ihr Geld holen wollten; sie hätten den Kaiser in ihrer Mitte, der sei schier so gut, als die Kölner, und könne sie gleich an Ort und Stelle bezahlen. Das sei sicherer und bequemer.

Allein der Kaiser k o n n t e nicht bezahlen. Da griff er, so sehr es gegen seinen schwachen thatenlahmen Charakter ging, zu einem Gewaltstreiche.

Er setzte den Tag seiner Abreise auf den 24. September fest in der Hoffnung, die Augsburger würden ihm — in anbetracht seiner kaiserlichen Würde — nicht hinderlich in den Weg treten. Daß sie mit bitteren Worten auf ihn schmähen würden, konnte er sich nicht verbergen; aber Volksgemurre legt sich wie Donnergrollen, und wäre es noch so zornig.

Doch er täuschte sich bitter.

Die ganze erregte Schar der Gläubiger drängte sich am frühen Morgen der festgesetzten Abreise vor des Kaisers Herberge am Fronhofe. Sie verlangte bares Geld — die Bezahlung wurde von Werdenberg namens des Kaisers abgeschlagen. Da wuchs der Unwille der Menge.

„Haben wir darum einen Kaiser,“ schrieen sie, „damit er uns mit Steuern aussaugt und uns noch unser gutes vorgeschossenes Geld schuldig bleibt? Ist es einem Bürger nicht erlaubt, leichtsinnige Schulden zu machen, so darf dies auch der Kaiser nicht! Wofür haben wir ihn, als daß er uns in allem ein gutes Beispiel gibt! Ein schlechtes können wir uns selbst geben; dazu bedürfen wir seiner nicht! Auf, Bürger, wir helfen uns selbst!“

Sie zogen — die Weber waren die zahlreichsten und die ärgsten unter der Menge — vor den Pferdestall des Kaisers; dort schlugen sie eiserne Ketten vor die Ausgänge, damit kein Roß herausgeführt werden könnte. Der Kaiser saß mit seinem Sohne bereits im Wagen, als ein Hufschmied, Hans

von Asch, keck hinzutrat und den Pferden in die Zügel griff.

„Zahlt erst, kaiserlicher Herr!“ rief er, die Rosse wie mit eiserner Faust festhaltend. „Ihr werdet doch einem Hufschmiede nichts schuldig bleiben! Ihr verdienet Euch Euere Goldgulden leichter, als ich mir meine Pfennige verdiene.“

Also erging es dem Kaiser. Sein Gefolge aber ward gejagt, geschlagen und verwundet, so daß der Rat der Stadt schnell die Segel des Widerstandes strich und einen guten Teil der kaiserlichen Schuld auf sich nahm. Nur um Friedrich heil aus der Stadt zu bringen und nicht arges auf die Bürgerschaft zu laden, that der zünftige Rat diesen Schritt; aus Liebe zum Kaiser wahrlich nicht! Allein kaum war Friedrich, neben dessen Wagen die Bürgermeister durch das Stadtthor gingen, einigermaßen in Sicherheit, als er sich zürnend an die beiden wandte und sprach:

„So mir die Aufrührer nicht viertausend Gulden Buße zahlen, werde ich es den Augsburgern ewig gedenken, daß sie ihrem Kaiser so schlechte Gastfreundschaft geboten.“ —

Die Augsburger zahlten lachend, und der Kaiser war zufrieden und vergaß alles.

Und dessen war doch viel! — —

Erzherzog Maximilian begleitete seinen Vater, der gegen Köln zog, bis Frankfurt; von dort mußte er mit einem Gefolge von sechzig Pferden nach Dillingen zu dem daselbst residirenden Augsburger Bi-

schofe Johann, der beim Kaiser in so hoher Gunst stand, daß Friedrich ihm die letzte wissenschaftliche Ausbildung seines Sohnes übertrug.

Auf dem Ritte nach Dillingen — es war ein feuchtkalter Herbsttag -- stieß des Erzherzogs Reiterfähnlein auf einen großen Warenzug, in dessen Mitte zwei Männer in Mänteln ritten, die mit kostbarem Pelzwerke verbrämt waren. Der Erzherzog schickte einen Diener voraus, um zu fragen, wer die Kaufleute wären.

„Die Fugger sind es," berichtete der Bote dem Erzherzoge. „Sie kommen aus den Niederlanden und kehren mit kostbarer Ware nach Augsburg heim."

Max hatte kaum die Kunde vernommen, als er mit verhängten Zügeln gegen den nur langsam sich fortbewegenden Kaufmannszug lossprengte.

„Ulrich Fugger!" rief er schon von weitem, „welch ein günstiges Geschick heißt Euch mir begegnen! Herzlichen Willkomm! Fugger, mein Vater und ich haben Euere Abwesenheit schwer empfunden."

„Ich weiß alles!" gab Ulrich mit finsterer Miene zurück. „Die Augsburger haben sich diesmal schlechten Dank von Euerem kaiserlichen Vater verdient. Zürnt er wohl der Stadt unversöhnlich?"

Der Erzherzog lachte.

„Ihr kennt meinen Vater schlecht. Er ist der unglücklichste Mann, wenn er mit jemanden einen Augenblick im Hader leben soll. Er hat den Augsburgern vergeben und der Unbill vergessen. Aber

brav und nobel sind sie nicht gewesen!" setzte er, mit dem Finger drohend, hinzu. „Der Kaiser Max ließe sich solches nicht bieten."

„Bei Gott, ich schäme mich, wenn ich wieder den Augsburger Boden betrete! Doch verzeiht, hoher Herr, ich habe an Euch eine Botschaft zu entrichten! Nur möchte ich Euch gerne unter vier Augen darüber sprechen. Erlaubt, daß ich eine Strecke mit Euch reite! Mein schnelles Roß wird die schweren Lastwägen des Zuges sehr bald wieder eingeholt haben. — Meine Geschäfte," begann er, neben dem Erzherzoge einherreitend, „führten mich nach Brügge. Karl von Burgund erfuhr von meiner Anwesenheit und entbot mich zu sich. Er fragte mich einiges über Augsburg und den Fugger'schen Handel; dann ging er plötzlich auf Euch über. Er konnte Euch nicht genug loben und fragte mich, ob ich nicht wüßte, wie Ihr den Ausgang der Trierer Zusammenkunft in Euerem Herzen aufgefaßt hättet. Und als ich ihm sagte, daß Ihr tieftraurig gewesen wäret und mir Euer bitteres Leid um Marie, Euere erlauchte Braut, geklagt hättet, da richtete er sich hoch auf und nannte Euch leuchtenden Auges seinen Liebling. Noch mehr! Er befahl mir, Euch zu sagen, daß seine Tochter Euch gar hoch schätze und ihn oft bitte, ihr von Euch zu erzählen. Auch die schöne Marie sah ich. Sie sprach wenig und schüchtern. Beim Abschiede gab sie mir diesen Brief für Euch. Ihr Vater habe ihr befohlen," setzte sie tief errötend hinzu, „an Euch zu schreiben."

Max ergriff und entsiegelte das Schreiben. Es waren nur wenige Zeilen, aber lange ruhten des Jünglings leuchtende Augen auf den zierlichen Schriftzügen. Sein Gesicht flammte, seine Gestalt schien zu wachsen. Stumm reichte er Fuggern die Rechte und hielt sie lange fest.

„Habt Dank, Fugger!“ sprach er mit lauter, erregter Stimme. „Diesen Dienst, den Ihr mir heute erwiesen habt, vergißt Euch der Erzherzog ewig nicht; er wird ihn Euch einst als Kaiser danken!“

Ein fester Händedruck noch, und sie ritten auseinander.

Siebzehntes Kapitel.

Jakob Fuggers Heimkehr in das Haus seiner Brüder ward zum festlichen Ereignisse für das ganze Fugger'sche Geschlecht, das sich in aufrichtiger Liebe und Bewunderung an den leiblich wie geistig herrlich herangereiften jungen Mann drängte, um demselben die Freude des Wiedersehens in den verschiedensten Gestalten zu zeigen. Rauschende glanzvolle Feste wurden ihm zu ehren veranstaltet; die bisher zurückhaltenden Patrizier fingen an, sich immer freundlicher dem jungen Manne zu nähern, der mit einer gediegenen Bildung des Geistes auch jene feinen Formen des Umganges verband, welche so bestrickend auf die Menschen wirken.

Jakob fühlte sich anfangs im elterlichen Hause, in der Schreibstube seines Bruders Ulrich und bei den glänzenden Gelagen, denen er oft anwohnen mußte, fremd und unbehaglich. Sein stiller weicher Sinn träumte immer noch von dem Glücke, das in einem von dem Lärme der Welt zurückgezogenen Leben zu finden sein müsse; er scheute nicht feige den schäumenden Wogenschlag des Lebens, aber er glaubte auf dem weiten schwankenden Meere sein Glück nicht aufbauen zu können, während ihm die Einsamkeit und priesterliche Zurückgezogenheit reich an allen edlen Freuden und innerem Frieden zu sein schienen. Und doch konnte er, als ihn sein Bruder Ulrich in Herrieden aufgesucht hatte, diesem auf alle seine drängenden Fragen und Einwürfe nicht den genügenden Beweis priesterlichen Berufes erbringen, und je mehr Ulrich auf den wankenden Bruder mit seinen ruhigen ernsten Worten eindrang, desto zager ward dieser und desto unsicherer, bis er sich zuletzt den Ausführungen desselben gefangen gab und mit Ulrich aus Herrieden gegen die Niederlande ritt.

Jakob Fugger war ein groß angelegter Geist: ruhig, leidenschaftslos, klar im Denken, schnell im Erfassen, von einer Arbeitskraft, die sich nicht leicht durch Ermüdung unterbrechen ließ. Dazu von einer Milde des Charakters, die ihm rasch alle Herzen gewann; aufrichtig fromm und nie glücklicher, als wenn er mit vollen Händen die Armut beschenken konnte; gebildet, ein Freund und Kenner der Künste

und Wissenschaften, dem äußeren Glanze nicht abgeneigt und doch voll würdevoller Bescheidenheit; heiter in der Rede, aber noch mehr milde im Urteile über seine Mitmenschen.

Seine Gestalt war hoch und schlank, die Stirne edel, das Auge voll milden Feuers, die Nase — ein Erbteil der Fugger — etwas stark gebogen.

Er ließ sich von Ulrich in den Geschäften des Fugger'schen Handels unterweisen; allein er schien nicht ein Lernender zu sein, sondern einer, dessen Verstand bei allem sogleich das Wie und Warum fand. Und wenn ihm Ulrich die Hand vertraulich auf die Schulter legte und in freudigem Lobe behauptete, Jakob sei ein geborener Kaufmann, so lächelte dieser zufrieden und antwortete mit scherzendem Vorwurfe: „Ich muß wohl, Du willst es ja nicht anders haben."

Die meiste Zeit des Tages brachte er teils in der „goldenen Schreibstube", teils in den großen Warengewölben zu, in denen nicht mehr allein alle Arten von Tüchern und Geweben, sondern bereits auch verschiedenartige andere Waren aufgespeichert lagen, welche die Fugger im Tauschhandel an Geldesstatt genommen und aus fremden Ländern eingeführt hatten, um sie wieder mit großem Gewinne auf dem heimischen Markte zu verkaufen. War er aber der Thätigkeit in diesen Räumen ledig geworden, so suchte er am liebsten „seine Weber" auf. Dort, in den großen Fugger'schen Werkstätten, lehnte er sich in einen dämmerigen Winkel und lauschte dem Ge-

polter der zahlreichen Webstühle, bis er auf den Flügeln seiner Gedanken in ferne Welten und unter andere Menschen sich versetzte.

Unter den Webern war einer, der noch beim alten Hans Fugger gelernt und gearbeitet hatte. Jahrzehnte hindurch war er, wie den Fuggern, so seinem Webstuhle, an dem er einst sein erstes Stück Tuch gewoben, treu geblieben. Als eine schlichte, goldtreue Seele hing er mit einer wahrhaft kindlichen Liebe an seinen Brotgebern und teilte in traulichem Gespräche gerne die kleinen Schätze seiner reichen Erinnerung mit; so war er bald ein Liebling Jakob Fuggers geworden, der häufig mit dem Alten plauderte und sich aus dem Leben und wechselvollen Ringen seiner Ahnen jene kleinen Stücke erzählen ließ, welche die Geschichte aufzubewahren verschmäht, die aber den fein aufgetragenen Lichtern an einem sorgsam ausgemalten Bilde gleichen.

Eines Abends war der alte Andreas nicht jener stillfreundliche Mann, auf dessen Antlitz immer Sonnenschein und auf dessen Zunge stets ein frohes Wort lag. Zusammengeknickt saß er auf einem Schemel neben seinem Webstuhle und ließ den grauen Kopf auf die Brust herabhängen.

„Alter, was soll das sein?“ fragte Jakob Fugger, indem er an ihn herantrat und die Rechte vertraulich auf dessen Schulter legte.

Andreas erhob den Kopf und sagte mit wehmütigem Lächeln: „Es geht eben nicht mehr! Die Füße werden so schlecht wie die Arme, und schlechter

als beide die Augen. Ich fürchte immer, ich muß meinem alten Kameraden, dem Webstuhle da, bald Valet sagen und in einem Dachkämmerlein die Pfennige aufzehren, die ich mir in Fugger'schen Diensten erspart habe. Diese Sorge hat mich für einen Augenblick mißstimmt; aber nun, da ich Euch ins Antlitz schaue, bin ich wieder frisch und wohlgemut."

„Ich möchte selbst," entgegnete Fugger, „daß Du von Deinem Webstuhle weggingest!"

„Seid Ihr unzufrieden mit mir?" fuhr Andreas ängstlich auf.

„Nein, Alter! Meine Brüder Ulrich und Georg wollen, daß ich auf einige Zeit nach Venedig gehe und unsere dortigen Geschäfte leite. Ich brauche einen treuen zuverlässigen Diener; denn in fremdem Lande ist ein treuer Knecht einem Freunde gleich an Wert. Hättest Du Lust, die Reise mit mir zu machen?"

Der alte Webergeselle erhob sich rasch und mit fast jugendlicher Kraft.

„Ich bin ein einsames Reis," rief er mit leuchtenden Augen, „und niemand auf Erden lebt, dem ich durch meinen Tod eine Lücke in seiner Liebe hinterlasse. Seit meiner Jugend war meine Heimat im Schatten der Fugger, und dort möchte ich auch absterben. Ja, Herr, nehmt mich mit Euch! Ob Ihr nach Venedig oder an das Ende der Welt gehet, ich will Euch folgen als ein treuer Knecht, der keine andere Sorge kennt, als seinen Herrn mit Liebe zu umgeben. Meine Knochen sind alt und morsch; in

Euerem Dienste aber werden sie wieder stark werden. Herr, Ihr seid ein echter, rechter Fugger! Der alte Weber Andreas gehört Euch mit Leib und Seele!"

Jakob Fugger sah gerührt auf den Alten.

„Wie wenig gehört dazu," sprach er sinnend, „um Menschen glücklich zu machen und um reiche Liebe zu ernten! Man braucht nur gegen seinen Mitbruder gerecht zu sein." — —

Wir übergehen Fuggers Reise nach Venedig, obwohl sie an der Seite dieses geistvollen Mannes voll Interesse gewesen wäre; denn seine Seele war ein verständnisinniger Spiegel sowohl für die stillen großartigen Schönheiten der Natur, als auch für die Werke menschlicher Kunst und Industrie.

Venedig fesselte ihn mit geheimen, fast geisterhaften Banden. Bald war es das Meer in silbernem nächtigem Mondglanze, das wie ein seinem Geiste verwandter Traum vor seinem staunenden Auge sich endlos dehnte; bald war es wieder der blendende Glanz der Stadt, der seiner allem Schönen sympathischen Seele so bezaubernd erschien. Er seufzte des Tages über unter der Knechtschaft der Zahlen und Ziffern, der Wechsel und Kaufbriefe; aber er überwand sich und hieß die Pflicht sein höchstes sein. Ward es jedoch Abend und schlossen sich Schreibstube und Kaufgewölbe und war der letzte Käufer oder zudringliche Makler abgefertigt, so warf er seinen Mantel um und bestieg mit dem alten Andreas eine Gondel, um sich durch das dunkle Gewirre der Kanäle hinaus ins offene freie Meer fahren zu lassen.

Dort hieß er dann die Ruder einziehen; leicht, wie von Feenhänden gehoben, schaukelte das Fahrzeug auf den tanzenden Wellen, deren Kronen von weißen Lichtern sprühten. Meer und Himmel flossen, grenzenlos im dämmerigen Dunkel, zu einem großen geheimnisvollen Ganzen zusammen, und Fuggers Denken und Fühlen ward dann immer zum Gebet.

Des reichen jungen Deutschen Ankunft in Venedig konnte nicht verborgen bleiben; schon darum nicht, weil gar viele venetianische Adelige ihre Wechsel in die Fugger'sche Schreibstube brachten, um dort ihre leeren Börsen wieder zu füllen. Jakob Fugger vollzog alle diese Geschäfte mit edelmännischer Feinheit. Er fühlte sich nicht geschmeichelt, wenn ein Nobile sich hilfesuchend an ihn wandte; er war aber auch kein stolzer Geldgeber, der helfend verwundete. Und galt es, deutsche Ware gegen die Schätze des Südens umzutauschen, so war er nicht der kreischende Krämer, der seine Sache ebenso lobte, als er die des andern verachtete. Er prüfte ruhig und war gerecht bis zum letzten Heller.

Bald sprach man in ganz Venedig und besonders in den Abendgesellschaften der Nobili nur mehr von dem reichen feingebildeten Fugger. Es verging fast kein Abend, an dem nicht der junge Augsburger Patrizier in dem Hause eines Nobile oder eines reichen Handelsherrn der gern gesehene Gast war. Fugger fand gerade kein besonderes Wohlgefallen an den üppigen Gelagen und Liebhabereien der vornehmen jungen Venetianer; allein er wußte die ihm

aufgedrungene Gastfreundschaft nicht nur mit edlem Stolze zu genießen, ohne daß sein einfacher deutscher Sinn den Wälschen auf ihren glatten Boden folgte, sondern er benützte auch den Verkehr mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der glänzenden Lagunenstadt, um in ihrem Umgange seinen Geist zu bilden und sich eine verständnisvolle Liebe für Kunst und Wissenschaft anzueignen.

Unter anderen drängte sich auch ein verarmter Nobile, Giacomo Massei, ein wilder verwetterter Geselle, an Jakob Fugger heran. Er war nicht mehr jung, zehrte immer aus fremden Börsen und schmauste stets an fremden Tafeln. Er zeigte sich leidenschaftlich bis zur Raserei, nahm aber auch wieder jede Heuchlermaske vor, wenn sie seinen Absichten dienlich sein konnte. Prahlerisch und herausfordernd war er und trug seinen fadenscheinigen Mantel mit dem Stolze eines Königs und machte bei allen geheimen Händeln den leichtsinnigen jungen Nobili um eine handvoll Dukaten den waghalsigen abenteuernden Helfer.

Jakob Fugger verhielt sich gegen die Aufdringlichkeit dieses Mannes so ablehnend als möglich; allein was half es ihm? Massei schien sich nur um so fester an Fugger anzuschließen, je mehr ihn dieser mit kalter Höflichkeit von sich abzuhalten suchte. Fugger fühlte gegen den Italiener Widerwillen, sein alter Diener Andreas aber verfolgte ihn mit Haß und Argwohn.

„Herr, vertraut der wälschen Schlange nicht!" warnte er oft mit zitternder Stimme. „Wenn ich dem Menschen mit meinem ehrlichen deutschen Auge in das falsche wetterleuchtende Angesicht schaue, so erfaßt mich Scheu und Ekel."

Fugger pflegte bei solchen Reden zu lächeln und seinem treuen Diener vertraulich die Hände auf die Schultern zu legen. „Sei ohne Sorge, guter Alter!" sprach er besänftigend. „Ich habe unseren lieben Herrgott über mir und Dich, treue deutsche Seele, an meiner Seite. Das genügt. Freundschaft möchte ich mit den Wälschen nicht schließen; denn sie haben einen bösen Blick; Furcht aber fühle ich vor ihnen auch nicht."

Darauf schüttelte der gute Alte stets stillschweigend den Kopf und gab sich nicht zufrieden. Und warf sein Herr den Mantel um und stülpte seinen Hut auf, so drängte er sich an seine Seite und bat: „Herr, laßt mich mit Euch gehen!"

Maffei hatte eine Tochter, das einzige Vermächtnis seiner früh verstorbenen Frau. Das Mädchen ward in Kummer und Einsamkeit groß, aber auch herrlich schön. Man nannte sie daher nur „die Blume von Venedig". Mit diesem Mädchen hatte der Vater weitgehende Pläne, würdig seiner eigenen inneren Verkommenheit. Ihre Schönheit sollte ihm einen Schwiegersohn erkaufen, dessen Reichtum und Glanz seinen eigenen Leidenschaften neue Flügel gäben. Die jungen Nobili gingen mit

bewundernder Frechheit an der holden Jungfrau vorüber; aber keiner dachte daran, sie zur Gemahlin zu wählen; denn der Ruf und die Ehre ihres Vaters waren trübe und schmutzig, wie das Wasser in den Kanälen Venedigs.

Nachdem Maffei hinlänglich erkannt hatte, daß kein Venetianer seine Tochter zur Ehe begehren mochte, war ihm der reiche Deutsche gerade gut genug, um an ihm die Erfüllung seiner Wünsche zu versuchen. Er lud Fugger zu sich in sein Haus. Die frühere Pracht desselben war zerfallen: die staubigen Trümmer einer schönen Vergangenheit klagten stumm und doch beredt durch die öden Hallen und Säle. Mit Not vermochte er noch so viel zusammen zu raffen, um wenigstens einem Gemache den Anstrich von Wohlstand zu geben. Wohl war es ein bunt zusammengewürfeltes Allerlei, das die Stube füllte, dazu noch veraltet und hinfällig; aber es machte doch den Raum voll und rettete mühsam den Schein.

Fugger erschien in Begleitung seines treuen Dieners Andreas. Er ward von Maffei mit schlangenglatter Freundlichkeit empfangen und in das mit Wachskerzen erhellte Gemach geleitet. Die Unterhaltung war dürftig und mager, wie die Bewirtung, welche Maffei seinem Gaste angedeihen lassen konnte. Nur der Wein in den feinen venetianischen Kelchen war feurig und einer Königstafel würdig. Dieser sollte den Absichten des Wirtes zu Gevatter stehen.

Fugger war einsilbig und verstimmt. Er fühlte, daß er nicht in ein edles gastliches Haus, sondern in eine Schlinge geraten sei. Darum verschmähte er auch, so gern er sich sonst aus dem Weine frohe Lebensfunken trank, die zudringliche Gastfreundschaft des Venetianers. Er begnügte sich, nur zu nippen, wenn jener Glas um Glas fieberhaft erregt in die Kehle goß.

„Fugger," begann Massai, nachdem das ziemlich karge Mahl beendet war, und seine Tochter etwas abseits vom Tische Platz genommen hatte, „Fugger, ich habe Euch aufrichtig lieb; vielleicht bin ich der einzige in der ganzen großen Stadt, der es gut und aufrichtig mit Euch meint."

Er sah forschend auf seinen Gast, dessen Miene unbeweglich blieb.

„Ihr seid ein prächtiger Mann!" fuhr er mit erheuchelter Wärme fort. „Was man von Eueren großartigen Geschäften und von Euerem Reichtume erzählt, setzt selbst das stolze Venedig in Erstaunen. Euch fehlt zu Euerem Glücke nichts als ein Weib!"

Fugger erhob überrascht den Blick, der fest, fast vorwurfsvoll auf dem Wälschen haftete. Er durchschaute mit einem male den Plan desselben und schon wollte er sich, seinem verletzten Gefühle folgend, erheben und das Haus verlassen, als sein Blick unwillkürlich auf das Mädchen fiel, welches das bleiche Antlitz tief auf die Brust herabneigte.

„Was wollt Ihr mit Euerer Rede?" fragte Fugger etwas spitzig.

„Euch zu einem Weibe verhelfen, das Euer würdig ist!“ antwortete Massei mit bedeutsamem Lächeln.

„Ja, wißt Ihr denn, ob ich überhaupt Lust zur Ehe habe, oder ob ich nicht selbst schon eine Wahl getroffen?“

Massei war einen Augenblick verlegen.

„Ihr seid noch frei, wie der Vogel in der Luft!“ rief er keck. „Sonst läget Ihr nicht immer über Eueren Rechenbüchern und wäret nicht so kalt und nüchtern. Was Ihr bisher in Euerem Deutschland nicht gesucht habt, das holt Euch unter den glutäugigen Töchtern Venedigs!“

Fugger versuchte zu lächeln.

„Seid nicht spröde!“ fuhr der andere mit wachsender Keckheit fort. „Seht Euch meine Bella an! Verdient sie nicht mit Recht den Ehrennamen der „Blume von Venedig?““

Das Antlitz der Jungfrau war wie mit Blut übergossen. Stolz und stumm erhob sie sich und sah den Vater mit strafenden Augen an; dann richtete sie den Blick auf Fugger, aber nicht hart und zürnend, sondern voll stillen Schmerzes und in stummer Klage.

„Bella, Du bleibst hier!“ herrschte sie der Alte an.

„Nein, Vater!“

„Laßt Euere Tochter sich zurückziehen!“ bat Fugger; „wir können dann mit freierer Zunge sprechen.“

„Nun, was sagt Ihr zu meiner Tochter?“ fragte Massai, nachdem das Mädchen die Stube verlassen hatte.

Fugger stellte sich in eine Fensternische und sah sinnend in die Nacht hinaus. „Der Blick des Mädchens, so schmerzlich und bittend, verrät ein Geheimnis. Ich will nicht vorschnell sein.“ So dachte er, als er auf Massei zuschritt und dessen Hand ergriff mit den Worten:

„Erlaubt, daß ich meinem Gondelier sagen lasse, sich zur Heimfahrt bereit zu halten. Schenkt mir einige Wochen Zeit, ehe ich Euch Antwort gebe. Ihr habt Recht: Euere holde Tochter ist eine Blume; nur scheint viel Thränentau auf ihr zu liegen.“

Die Männer schieden. Massei hing kühnen Hoffnungen nach, als er sich in seinem Schlafgemache zum offenen Fenster hinauslehnte; Fugger aber sah bald zu den Sternen auf, bald zum Meere hinüber, dessen Wellen im Mondlichte tanzten. Und dann gedachte er mitleidig der „Blume von Venedig“, die ihm so still erschien, wie ein Stern, und geheimnisvoll, wie das wogende Meer.

Achtzehntes Kapitel.

Fugger war nach jenem bei Massei verlebten Abend ernster als je. Nicht als ob durch den plumpen unwürdigen Antrag des Venetianers eine Veränderung in seinem Herzen vorgegangen wäre;

sondern ein tiefes, allerdings unklares Mitleid mit der schönen Tochter desselben war es, was sein Denken fast unablässig beschäftigte. Das Eine war ihm klar, daß auf der Seele des Mädchens ein tiefes geheimes Leid laste.

Am folgenden Sonntage, als Fugger nach beendigtem Gottesdienste die Kirche verließ, drängte sich durch die Menge ein junger Mensch an ihn heran.

„Seid Ihr der reiche Kaufherr Fugger aus Augsburg?" flüsterte er.

Ein kurzes erstauntes Ja war die Antwort.

„So nehmt dieses Briefchen!"

Fugger zögerte.

„Nehmt doch!" drängte der andere.

„Und wer sendet Euch?" fragte Fugger weiter, indem er den jungen Burschen mit kaltem Blicke maß.

Dieser aber legte den Zeigfinger der rechten Hand auf seine Lippen, schüttelte bedeutungsvoll sein schwarzlockiges Haupt und bog in die nächste enge Seitengasse ab, wo er dem Auge Fuggers entschwand. — Zu hause entfaltete Jakob Fugger den Brief, welcher nur die wenigen Zeilen enthielt:

„Wenn Ihr der edle Mann seid, als den man Euch preist, so findet Euch heute abends um die achte Stunde an der inneren Pforte des Klarissenklosters ein! Dort werdet Ihr erwartet!"

Die Schrift des Briefes zeigte feine Züge, wie von Frauenhand; nur waren sie mit unsicherer und

16*

zitternder Hand geschrieben. Sollte Massei's Tochter es sein, die Hilfe sucht? — Nach kurzem Schwanken entschloß sich Jakob Fugger, der Aufforderung nachzukommen. Von seinem Diener Andreas begleitet, brach er zur bestimmten Zeit nach dem Klarissenkloster auf, zu welchem der Weg durch enge winkelige Gäßlein und ebenso schmale Kanäle führte. Es war bereits Nacht. Herbstlich frisch strich die Luft über das Meer herein in die Stadt. Düster, fast formlos, einem versteinerten Riesen gleich, lag das große Kloster vor ihnen, als beide Männer nach langem Wandern um die Ecke eines fast weglosen Gäßchens bogen.

„Herr, welch' dunkle unheimliche Wege!“ flüsterte Andreas. „Ich wollte, ich wüßte Euch schon wieder heil zu hause in Euerer Schlafkammer!“

„Sei ruhig, Alter! Ich denke, Dein Wunsch wird sich bald erfüllen.“

„Aber Herr, was wollt Ihr denn heute noch in dem alten abscheulichen Stadtteile, wo selbst am hellen Tage kein froher freundlicher Sonnenstrahl hängen bleiben mag?“

„Ich weiß es selbst nicht; doch wir sind zur Stelle! Du drückest Dich hier in den Schatten des Thores und wartest auf mich, bis ich wieder komme. Du hast doch für alle Fälle Deinen Dolch zur Hand?“

„Und Ihr den Eueren, Herr?“

Fugger trat in die dunkle Vorhalle. Sein Schritt widerhallte in dem gewölbten Gange. Ratlos blieb er plötzlich stehen.

„Fugger!“ rief leise eine Stimme.

„Ja! Was wollt Ihr?“

Eine Thüre ward aufgestoßen, aus der ein matter Lichtstrahl fiel, und Fugger fühlte sich in einen engen Raum geschoben, der oben mit einem niederen gerippten Gewölbe abschloß. In einer Mauernische brannte ein kleines Öllicht. Über demselben hing, nur in dunklen Umrissen erkennbar, ein Christus am Kreuze. Sonst war der Raum völlig schmucklos; nicht einmal eine Bank befand sich darin, um auf ihr die von dem weiten Wege ermüdeten Glieder ausruhen zu lassen.

Die Thüre öffnete sich neuerdings, und ein Barfüßermönch trat in Begleitung von zwei verschleierten, schwarz gekleideten Frauengestalten ein. Der Mönch, ein Greis von hoher, hagerer Gestalt, mit dem rauhen Habit angethan und mit dem Stricke um die Lenden gegürtet, ging auf Fugger zu und gab ihm mit seiner abgemagerten Hand den Segen, indes die Frauen mehr in den Hintergrund der Kammer zurücktraten, so daß ihre Gestalten sich kaum erkennbar von der dunklen Wand abhoben.

Der Mönch kreuzte die Arme auf der Brust. Das klare, mildernste Auge, das einzige, was Alter und Abtötung an dem Manne unversehrt gelassen hatte, ruhte prüfend auf Fugger.

„Zürnt nicht, Bruder in Christo, daß Ihr hieher gebeten worden seid! Ihr seid ausersehen, ein gottgefälliges Werk zu verrichten, und wenn der Ruf Wahres von Euch berichtet, so seid Ihr auch

so edlen Gemüts, daß Ihr einer Wohlthat, die Ihr einem Mitmenschen erzeigen könnet, nicht aus dem Wege gehen werdet. Ihr kennt die Tochter des Nobile Giacomo Massei?"

„Ja, ehrwürdiger Vater!"

„Massei will, daß Ihr dieselbe zur Ehe nehmt?"

Fuggers Antlitz verfinsterte sich.

„Ja! Aber ich möchte nicht gerne an jene Stunde erinnert werden, wo ein Vater, wohl aus schmutziger Habsucht, einem Fremden seine Tochter an den Hals zu werfen suchte."

„Ihr urteilet richtig, edler Herr! Diese That war des Massei würdig. Und habt Ihr ihm schon Antwort gegeben?"

„Nein."

„Und welche werdet Ihr ihm geben?

„Daß Jakob Fugger, wie er mit stolzer Eifersucht ein freier Bürger Augsburgs ist, so auch in der Wahl, die sein Herz einst trifft, die Freiheit sich nicht verkümmern läßt. Ich habe nicht einen Augenblick daran gedacht, Masseis Tochter als mein Weib heimzuführen. Nur eine Deutsche soll einst als treue Gefährtin meines Lebens mit mir zum Altare treten."

Da klang ein Seufzer durch die Halle; aber es war, als atmete ein wundes Herz in neuer Hoffnung auf.

Der Mönch reichte Fugger schweigend seine Rechte.

„Ihr seid ein Ehrenmann! Doch hört mich an! Bella's Mutter, die nun längst zum Gottesfrieden eingegangen ist, war meine Schwester. Sie starb als Martyrin; denn ihr Leben an der Seite des rohen, nur dem Sinnendienste ergebenen Massei war eine ununterbrochene Kette von Leiden, Demütigungen und Entbehrungen. Ihr Gemahl verschwelgte die Nächte bei Spiel und Becher, und wenn er am Morgen trunken und mit leerer Börse heimwankte, so geschah es nur, um seiner armen Frau ein wahres Höllenleben zu bereiten, bis ihn der Abend wieder zu Würfel und Gelage rief. Das geringe, von meiner Schwester mitgebrachte Vermögen war bald vergeudet. Mit der einbrechenden Verarmung wuchs auch die Roheit Masseis und das Elend meiner armen Schwester. Schon nach der Geburt ihres einzigen Kindes siechte sie dahin. Täglich kam ich an ihr Krankenlager und täglich sah ich ihre Geduld und ihre Ergebung wachsen. Sie welkte langsam wie eine Blume, und gottergeben wie eine Heilige. An dem Schmerz, den ich an ihrer Leiche ausweinte, erkannte ich, daß meine Seele der Erde noch nicht ganz abgestorben war. Als man die irdische Hülle meiner Schwester begrub, riß auch der letzte dünne Faden, der mich noch an die Erde band. Ich habe nur mehr e i n e irdische Pflicht zu erfüllen: für das Kind meiner Schwester zu sorgen. Und wenn ich diese Sorge aus meinen Händen, die arm und schwach sind, Euch übertrage, so geschieht es auf die ausdrückliche Bitte Bellas. Sie erzählte mir von Euerem

Besuche bei Massei, und wie Ihr so edel und zart gewesen. Das hat die Seele des Mädchens mit innigem Vertrauen zu Euch erfüllt. Bella hat für ihr zukünftiges Leben gewählt, und Ihr seid es, den sie durch mich bittet, sie dem Ziele ihrer Wünsche entgegen zu führen. Euere Aufgabe ist es, wenn Ihr dem armen Kinde den Liebesdienst eines edlen Herzens nicht versagen wollt, es in ein Kloster zu bringen, das eine Tagreise von Venedig entfernt ist. Dort will Bella in tiefster Verborgenheit leben, bis es Gott gefällt, ihre Sehnsucht nach dem Himmel und nach der vorausgegangenen verklärten Mutter zu stillen."

Der Mönch schwieg und sah Fugger halb fragend, halb bittend an.

„Ihr scheint erstaunt, daß die Wahl gerade auf Euch fiel?" fuhr er dann wieder fort. „Kein Venetianer darf die Flucht Bellas erfahren; am allerwenigsten ihr Vater, der sein Kind eher töten als einem Kloster überlassen würde. Ihr, der Fremde, könnt ohne Verdacht und Aufsehen thun, was einem Venetianer nicht möglich wäre, ohne von den argwöhnischen Augen seiner Freunde und Verwandten beobachtet zu werden. Euch, edler Fugger, übergebe ich mein letztes Kleinod auf Erden!"

Fugger hatte mit steigender Bewegung den einfachen Worten des Mönches gelauscht. Und als dieser geendet hatte, lächelte er zufrieden; denn das Geheimnis, dem er so lange nachgedacht hatte, lag

nun mit einemmale so lieb und duftig gelöst vor seinem geistigen Auge. Ein Kind, welches das Leben, seine Genüsse und Freuden im Kloster begräbt, um des Vaters Sünden zu büßen und der Sehnsucht nach der selig entschlafenen Mutter zu leben: dieser Gedanke erschien ihm so rein und schön und erhaben, daß er nicht lange abwog und überlegte, sondern in der ersten Aufwallung seines edlen Herzens die Hände des Paters ergriff und demselben die Erfüllung aller seiner Wünsche zusagte.

Der Mönch antwortete mit einem innigen Blick aus seinen von einer Thräne verschleierten Augen. Dann wandte er sich nach dem Hintergrunde des Gemaches und gab einer der Frauengestalten ein Zeichen. Scheu und zage trat sie näher, ohne den Schleier und das leicht gesenkte Haupt zu erheben.

„Herr," stammelte sie befangen, „Ihr habt gnädig, nein, edel meiner Bitte Erhörung geschenkt. Gott segne Euch und Euere Sterbestunde um dieser Himmelsliebe willen! Wenn Ihr in Euere Heimat zurückkehrt und die vollen Wogen des Lebens Euch umrauschen; wenn Glück und Leid Euch nahen: so mögt Ihr nicht vergessen, daß mein Herz für Euch betet, so lange es schlägt."

„Nun laßt uns scheiden!" mahnte der Mönch. „Ihr sollt Botschaft zu rechter Zeit von mir empfangen. Gott mit Euch!"

Er segnete Fugger, der sich tief verneigte. Bald betrat Jakob wieder den freien Platz vor dem Kloster.

„Gott sei gelobt!“ rief ihm der alte Andreas entgegen. „Wie froh bin ich, daß ich Euch nur wiedersehe!“

„Hattest Du Angst?“ fragte Fugger lächelnd.

„Ja, Herr, und keine geringe! Denkt Euch nur, während Ihr in dem finsteren Gebäude waret, schlich wiederholt ein wälscher Kerl gebückt an mir vorbei und spähte mir scharf ins Gesicht. Dann verschwand er in dem schwarzen Schatten der Nacht und tauchte nach einiger Zeit von neuem wieder auf. Herr, mein Auge hat mich nicht getäuscht: es war der alte Schurke Massei, der wie eine Hyäne das Kloster umschlich.“

„Alter, was fabelst Du?“ rief Fugger, betroffen stehen bleibend.

„Herr, ich danke Gott, wenn ich mich geirrt habe!“

Sie weckten den schlaftrunkenen Gondolier und fuhren trägen Ruderschlages durch die Kanäle heimwärts. Ein dünner Regen rieselte vom bewölkten Himmel nieder; kalt strich die Luft über Wasser und Land; wie im Todesschlafe erstarrt lag die Stadt; nur selten fuhr eine Gondel an ihnen vorüber, und ein Licht nach dem andern erlosch; tiefdunkel war es, als Fugger die Schwelle seines Hauses erreichte.

„Gottlob! Die heilige Jungfrau war gnädig!“ seufzte der alte Andreas. „Wenn nur mein guter Herr einmal aus dem verwünschten Wälschland in die liebe treue Heimat zurückkehrte!“

Der Morgen dämmerte trübe aus dem Meere auf. Fugger lag noch immer wach auf seinem Lager. „Die schönste That des Menschenherzens liegt doch im Opfern!“ rief er und erhob sich, zwar durch keinen Schlaf erquickt und leiblich todmüde, aber frisch und heiter im Gemüt.

Denn jede gute That ist wie ein Frühling, ja wie ein Schöpfungsmorgen, erquickend für des Menschen Herz! — —

Nach mehreren Tagen fuhr im Morgengrauen eine gedeckte Gondel durch die Lagunen hinaus in das Meer, das nur von einem leisen Lufthauche bewegt war. Schnell glitt das leichte Fahrzeug über den lichtglänzenden Wasserspiegel. Erst nach langer Fahrt änderte die Gondel die Richtung und steuerte in einem stumpfen Winkel wieder in die Nähe des Ufers, welchem entlang es dann dahinfuhr.

„Dein Herr ist ein wunderlicher Kauz,“ sagte der Gondolier zu dem alten Andreas. „Erst läßt er uns weit ins Meer hinausfahren, dann wieder umkehren. Hätten wir gleich den rechten Weg eingeschlagen, so wären wir längst in Santa Chiara, während wir nun bis in die Nacht hinein fahren müssen.“

„Was geht es Dich an, Wälscher?“ brummte der Alte. „Mein Herr zahlt gut, und das kann Dir genügen. Übrigens wenn Du alles wissen mußt, so kann ich Dir sagen, daß mein Herr einmal einen Morgen auf offenem Meere genießen wollte; darum befahl er zuerst eine andere Richtung.“

Der Italiener lächelte und pfiff ein Lied vor sich hin.

„Signore, was thut denn Euer Herr in Santa Chiara?“ fragte der Gondolier wieder nach einer Pause.

Andreas ward ärgerlich.

„Er will der heiligen Klara eine Kerze opfern,“ versetzte er, „damit Euch die Neugierde nicht tötet.“

„So?“ gab jener mit leisem Spotte zurück. „Dann könnte er wohl noch eine Kerze mehr der Heiligen opfern, damit Ihr das Lügen verlernt.“

„Bursche, Du wirst unverschämt!“

„O nein, gewiß nicht! Ich dachte nur darüber nach, wie schlecht das Lügen zu Eueren grauen Haaren paßt.“

„Wer sagt Dir, daß ich lüge?“

„Die verschleierte Signora in der Gondelhütte.“

„Mensch, wirst Du schweigen?“ drohte Andreas.

„Euer Herr zahlt mich nur für die Fahrt, sonst für nichts,“ kam es etwas grob entgegen.

„Wenn er Dich aber auch für Dein Schweigen bezahlt?“

„Ah, Signore, das Lied hat guten Klang! Glaubt mir, Bartolomeo kann um ein paar Goldstücke besser noch schweigen, als das Grab.“

Die Mondsichel hing am Himmel und ein Stern nach dem andern glänzte aus dem tiefen klaren Himmelsblau, als die Gondel an das Ufer stieß. Nicht weit davon sah man die dunkeln Umrisse von Kloster, Kirche und Baumgarten. Fugger stieg mit

der tiefverschleierten Bella aus dem Schifflein und führte sie zu dem Kloster. Bei der Mauerpforte desselben wartete eine Frauengestalt.

„Bella Massei?" ward leise gefragt.

„Ja."

„Ihr seid erwartet. Tretet ein!"

Bella wandte sich noch rasch zu Fugger. „Gottes Lohn für alle Ewigkeit! Grüßt meinen Oheim tausendmal! Und nun, du stilles Paradies, nimm mich erbarmungsvoll auf!"

Das Pförtchen schloß sich knarrend, und schwere Eisenriegel wurden von innen vorgeschoben; noch einige knisternde Tritte im Sande der zum Kloster führenden Gartenwege — dann war alles still.

Fugger blieb in Gedanken versunken vor der verriegelten Klosterpforte stehen. Sein Geist folgte der Jungfrau in die düstere Zelle, wo sie — auf die Huldigungen der Schönheit und auf die Genüsse des Lebens verzichtend — dem Gebete, der Buße für die Sünden anderer und der Sehnsucht nach der himmlischen Heimat obliegt, bis der Tod die schöne Hülle ihres Leibes von der unsterblichen Seele hinwegnimmt. Und als er dies dachte, kam ihm sein eigenes Leben und Wirken so arm und leer und thöricht vor, und das nur mühsam gestillte Sehnen nach einem Leben beschaulicher Einsamkeit stieg mit neuer Gewalt in ihm auf. — — —

Massei war über das plötzliche Verschwinden seiner Tochter außer sich. Er rannte wie ein Wahnsinniger umher, ihre Spur zu entdecken; doch ver-

gebens. Aber es war nicht die Liebe zu seinem Kinde, die ihn dasselbe suchen hieß: — es war die Wut der Verzweiflung, daß mit Bella der letzte Anker gebrochen sei, der sein Lebensschiff vor dem Untergange zu retten vermochte. Hatte er denn nicht gehofft, durch eine glänzende Verheiratung seiner Tochter wieder die Mittel zur Fortsetzung seines wilden Schlemmerlebens zu erhalten? Und grinste ihn, den verachteten alten Sünder, nun nicht die wachsende Not hohläugig an? Wahrlich, Last genug für eine Seele, die längst jeder Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung entfremdet war! —

So kam Massei auch zu Fugger.

„Meine Bella ist entflohen!" schrie er und raufte sich die dünnen Haare, „mein Glück ist vernichtet!"

„Wenn aber Euere Tochter glücklich ist?" fragte Fugger mit ernster Würde.

„Was wißt Ihr von ihr?"

„Daß sie glücklich ist."

„Mit einem Manne?"

„Nein, mit Gott!"

„Sie ist doch nicht in einem Kloster?" keuchte der Nobile wütend, indes seine Augen furchtbar in ihren Höhlen rollten.

„Ja."

„Wo ist das Kloster, wo? Sprecht, damit ich hingehe und meine Tochter dem frommen Neste entreiße! Und geben sie mir mein Kind nicht gutwillig heraus, so zünde ich das Kloster an —"

„Massei, Ihr redet, als wäret Ihr von sinnen,“ unterbrach ihn Fugger strenge. „Ihr habt kein Recht, Euerer Tochter in dem hinderlich zu sein, was ihr höchstes Glück ist. So wenig Ihr sie in die Arme eines Mannes zwingen dürft, so wenig dürft Ihr sie den Armen Gottes entreißen. Euere Tochter wäre so gerne, mit Euerem Segen ausgerüstet, aus der Welt in die Einsamkeit des Klosters gegangen: sie kannte Euere wilde Gesinnung, Euere habsüchtigen Pläne, darum floh sie aus Euerem Hause, das ihr ein Ort unausgesetzter Qualen und tiefster Entwürdigung war. Danket Gott, daß es noch eine Seele auf Erden gibt, die für Euch betet!“

Massei lachte in kaltem Hohne auf. Doch plötzlich ward seine Miene wieder finster.

„Fugger,“ sprach er mit bebender Stimme, „habt Ihr die Hand zur Flucht meiner Tochter geboten?“

„Ja, Massei!“

Der Wälsche trat erst einen Schritt zurück, die Rechte unter dem Wamse verbergend. Einen Augenblick stand er stille, einem versteinerten Dämon gleich, dann stürzte er sich wie ein Tiger mit gezücktem Dolch auf Fugger. In demselben Augenblick warf sich aber der alte Andreas, der durch die offene Thüre des anstoßenden Gemaches Zeuge des ganzen Auftrittes war, vor die Brust seines Herrn — und sank, von dem Stahl des Wälschen getroffen, auf den Estrich nieder.

Dieser schreckliche Anblick entfesselte auch in Fugger die Furie des Zornes. Erst zog er heftig die Glocke, welche die Diener herbeirief, dann faßte er den Elenden an der Kehle und schleuderte ihn zu Boden.

Überliefert ihn dem Gericht!“ rief er den Herbeigeeilten zu. Nun kniete er sich neben Andreas, und eine Flut von Thränen stürzte aus seinen Augen.

„Herr — zieht heim — nach Deutschland — und seid dort — glücklich! — Euere Hand! — lebt wohl — Ihr — wart so — unendlich gut — —“

Tot brach der Greis zusammen. — —

Von jener Zeit an besuchte Fugger jeden Tag, wann der Abend dämmerte, ein frisches Grab. Und als der letzte Abend vor seiner Rückkehr nach Deutschland gekommen war, kniete er noch einmal am Grabe nieder und flüsterte in stiller Wehmut: „Ruhe im Frieden, Du gutes, treues Herz!“

Neunzehntes Kapitel.

Jakob Fugger war von Venedig in die deutsche Heimat zurückgekehrt. Als er von München her über die öde Haide ritt und in nebeliger Ferne die Türme seiner geliebten Vaterstadt erblickte, hielt er sein Roß an und schaute mit feuchtem Auge nach ihr.

„Bist mir doch der liebste Fleck auf der Erde!“ rief er, die Hände nach dem fernen Heim aus-

streckend. „Schmücken deinen Gürtel auch nicht die Reize der Natur, so ist doch dein Herz das beste, du liebes, goldenes Augsburg!“

Und schnell ritt er fürbaß und immer schneller, daß sein Roß dampfte und schäumte. Und als die abendlichen Schatten die Erde deckten und er durch das finstere rote Thor und die engen Gassen nach Ulrichs Hause ritt, da schlug sein Herz so laut und voll und glücklich, wie kaum je in seinem Leben.

Nachdem er sich den grüßenden Umarmungen seiner Brüder Ulrich und Georg entwunden hatte, blieb er unter dem Hausthore stehen, ergriff tief aufatmend die Hände der beiden und sagte mit weicher Stimme: „Gott weiß, welch' ein heißes Sehnen ich nach Euch und nach der Heimat hatte! O die Fremde ist kalt und herzlos! Gottlob, daß ich zu hause bin!“

„Kommt Dein alter Andreas mit dem Gepäcktrosse?“ fragte Ulrich unwillkürlich.

„Er ist tot!“

„Die gute, treue Seele!“ riefen Ulrich und Georg zu gleicher Zeit.

„Seine Brust fing den Dolchstich auf, der meinem Herzen galt. Ich kann die goldtreue Seele nicht vergessen.“

Ernst und schweigsam stiegen die Brüder die Treppe hinan. In der trauten Familienstube und im Erzählen seiner Erlebnisse, sowie in den tausendfachen Fragen nach allem, was unterdessen in seinem lieben Augsburg vorgefallen war, heiterte

Jakob sein Gemüt wieder auf. Dazu wirkte die warme Liebe, welche ihm seine Brüder und deren Frauen entgegentrugen, unendlich wolthuend.

Der reich besetzte Abendtisch war aufgehoben, und nur eine große silberne Kanne, mit spanischem Weine gefüllt, sowie kunstreiche Becher standen noch auf demselben. Eine mehrarmige Öllampe verbreitete ein mildes Licht in dem behaglichen Raume.

„Mir fehlt nun gar nichts zu einem glücklichen Menschen!“ rief Jakob Fugger, den Becher ergreifend. „Ich atme wieder die Luft der Heimat, mehr verlange ich nicht.“

„Schwager, Du bist sehr genügsam!“ versetzte Veronika, Ulrichs Gattin. „Ich denke, die Heimat hat erst dann ihren vollen Reiz, wenn sie Dir einen eigenen Herd schenkt.“

„Das meinst Du nur so,“ scherzte Jakob; „ich bin ganz zufrieden, bei meinen Brüdern und deren Ehefrauen ein treffliches Unterkommen gefunden zu haben. Ja, ich bin Euch allen recht dankbar, daß Ihr die Sorgen des Hauswesens für mich tragt; ich selbst finde gar keine Lust und keinen Beruf dazu.“

Ulrich sah seinem Bruder lange und ernst ins Auge.

„Ich bin der älteste Bruder —“

„Und ich der jüngste,“ fiel Jakob scherzend ein.

„Gut; halte diesen Gedanken fest, so mußt Du mir zugestehen, daß ich ein gewisses Recht habe, Dir Rat zu erteilen.“

„Dafür bin ich Dir aufrichtig dankbar," versetzte Jakob etwas mißtrauisch; „vorausgesetzt, daß Du mir nicht etwa raten willst, eine Ehefrau zu nehmen. In diesem Falle mußt Du Dich auf einen ganz entschiedenen Ungehorsam meinerseits gefaßt machen."

„Und warum?" fragte Ulrich ruhig, aber ernst.

„Das kann ich Dir selbst nicht sagen; wäre ich ein Kind, würde ich einfach antworten: ich mag nicht; für den Mann klingt diese Rede weder genügend, noch artig. Doch laß mich mit dieser Sache ungeschoren, ich bitte Dich darum!"

„Mit nichten!" ergriff nun Regina, Georgs Ehefrau, ein lebenslustiges Weibchen voll freundlicher Schalkheit, mit leuchtenden Augen und stets lächelndem Munde, das Wort. „Glaubst Du, Du dürfest mit kalter Rede die Ehe von Dir ablehnen, als etwas, das Dir lästig und reizlos ist, und wir arme Frauen, die Veronika und ich, müßten uns das stillschweigend gefallen lassen, daß Du uns am ende noch für Thörinnen hältst, weil wir Deine Brüder geehlicht, oder diese thöricht nennst, weil sie die Lauginger und die Imhof zu Frauen genommen haben? Es ist sehr löblich von Dir, daß Du Dein Herz nicht in Venedig an eine schöne Italienerin verloren hast; denn Du thust am besten daran, eine Augsburgerin zu heiraten, weil wir Augsburgerinnen eine ganz vorzügliche Art von Hausfrauen sind, so vortrefflich, daß man sie auf Erden nirgends besser findet. Das sage ich nur so nebenbei und ohne damit

die Bescheidenheit zu verletzen, oder gar eine Unwahrheit zu sagen. Jetzt komme ich zur Hauptsache! Schwager, was hast Du an uns Frauen auszusetzen?"

Das ward so schneidig und entschieden gefragt, daß Jakob ganz verlegen aufschaute.

„Nichts, gar nichts!" antwortete er fast kleinlaut.

„Das ist sehr vernünftig; übrigens aber auch nicht mehr als einfache gerechte Anerkennung unseres Wertes. Wir sind zwar keine wirklichen Engel —"

„Ganz richtig!" warf Georg ein, sich leicht verneigend.

„Eheliebster," tönte es ihm entgegen, „ich denke, Du wirst durch artiges Stillschweigen Dir mein Lob zu verdienen suchen."

Georg mußte herzlich lachen.

„Ich will ganz brav sein, liebe Regina," versprach er, „sonst möchte ich schwer büssen müssen."

„Also ich sage," fuhr die fröhliche junge Frau mit wichtiger Miene fort, „daß wir zwar keine wirklichen Engel sind, denn so nennt man uns gewöhnlich nur so lange, bis wir uns Euer erbarmen und Eure Werbung in Gnaden annehmen; aber viel, viel besser als Ihr Männer sind wir Frauen doch!"

Die drei Brüder erhoben Einsprache; doch Regina schnitt ihnen dieselbe einfach ab mit den Worten: „Du, Jakob, verstehst von der ganzen Sache gar nichts, also mußt Du schweigen; Du, Ulrich, wirst doch Deiner Ehefrau nicht ins Angesicht sagen

wollen, sie sei weniger gut, als Du; also hast auch Du zu schweigen, und Du, Georg —"

„O, ich will gerne stille sein, ohne daß Du mir einen Deiner tausend Gründe dafür anführest."

„Nehmt einmal die heilige Schrift und leset dort des Weibes Lob! Klingt das nicht so groß und erhaben, daß Ihr Männer nur mit Dankbarkeit und Verehrung zu uns aufschauen könnt?"

„Aber die Schrift spricht auch, und gerade sehr strenge und hart, von bösen Weibern!"

„Pfui, diese gibt es in Augsburg einfach gar nicht! Das beste Herz hat ein Weib; den besten Rat erteilt ein Weib; die stillste, aber blüten- und früchtenreichste Welt ist die des Weibes; seine Hingebung und Aufopferung ist unergründlich und unerschöpflich wie das Meer; seine Liebe wie goldener Sonnenstrahl, seine Fürsorge unvergleichbar; denn sie ist eben die der Gattin und Mutter. Wer ist es, der im Hause stillgeschäftig waltet und schafft, indes der Mann den Kampf des Lebens kämpft? Wer ist es, der dem am Abend müde Heimkehrenden den Schweiß des Tages von der Stirne wischt, die Sorge aus dem Herzen treibt? Wer ist es, der im Leid nicht klagt und nicht verzagt, im Opfern den stillen Frieden findet, von allen Freuden sich den kleinsten Anteil nimmt? Die Frau ist es, lieber Jakob, und was *sie* einem Manne ist, ersetzen tausend Freunde nicht. Es steht Dir frei, einsam und freudlos Dein Leben zu vertrauern; zu arbeiten, ohne zu wissen, für wen die Früchte Deines Fleißes reifen; zu lei-

den, ohne daß jemand deinen Kummer tragen hilft; magere Freuden zu pflücken, die schnell und duftlos verwelken, weil niemand ist, der sich mit Dir freut; ein einsamer Baum auf weiter öder Fläche zu sein, über welchen die Stürme wegbrausen, für den aber der Frühling keine Blüten hat; dem Schiffer zu gleichen, den rastlos die Wellen umherwerfen, ohne daß ihm freundliche Sterne den Hafen der Ruhe zeigen. Diesem allen kannst du aus freier Wahl entsagen; aber Du darfst nicht geringschätzend von dem Stande sprechen, in welchem Deine Brüder glücklich leben und nicht jene mißachten, die denselben dieses Glück aufbauen und bewahren helfen."

Jakob schaute, in tiefes Sinnen versunken, lange vor sich nieder; endlich erhob er die Augen, welche feucht schimmerten. Wortlos trat er auf seine beredte Schwägerin zu und drückte ihr die Hand.

„Ja, Ihr Frauen könnt Engel für die Männer sein," sprach er gerührt. „Weißt Du mir einen solchen guten Genius für mein Leben, so hast Du mich bekehrt, und ich weise den Ehering nicht von meiner Hand zurück." —

Nachdem die ersten Tage der Freude des Wiedersehens und der Begrüßung lieber Freunde und Verwandten gewidmet waren, nahm Jakob Fuggers Leben bald wieder den gewohnten Alltagsgang geschäftiger Thätigkeit in Schreibstube und Warenlager. Sein Aufenthalt in Venedig hatte ihn zum vollkommenen, gewandten, klar und weitsehenden Handelsmanne ausgebildet, dessen Kenntnisse dem Fugger'schen

Handel eine immer bedeutungsvollere Ausdehnung gaben. Fand er sich aber abends in der Plauderstube bei seinem Bruder Georg ein, so ward er dort, wie bei Ulrich, allzeit auf das herzlichste aufgenommen; besonders Regina Fugger erwies ihm eine zarte Aufmerksamkeit, welche, wie sie wußte, seinem Herzen so wohlthat; nur mußte er sich bei allen Besuchen die neckische Frage gefallen lassen, wie es denn mit seiner Bekehrung und mit dem Eheringe stehe; worauf er immer mit erkünsteltem Seufzer antwortete: „Schlecht, sehr schlecht, liebe Schwägerin!"

So vergingen Wochen und Monate und Frühling und Sommer. Und wenn am Abend die Hitze und Glut des Tages sich gekühlt hatte und die Sonne hinter den blauumdufteten Hügeln niedersank, einen letzten rötlichen Strahl auf die schlummernde Haide werfend, dann saßen die Augsburger vergnügt plaudernd in ihrem kleinen Gärtchen unten im Stadtgraben, und manches heitere Lied drang herauf zu den finsteren ernsten Stadtmauern und brach sich an ihnen. Rief aber der Wächter die neunte Stunde aus, dann zogen die fröhlichen Scharen zum Stadtthore hinein, dem alten brummigen Thorwart manches neckende Wort hinwerfend. Wer jedoch lieber noch einige Stunden der Nacht bei Mondlicht in seiner Geisblattlaube verträumen mochte, der mußte, wann er gegen Mitternacht am Thore noch Einlaß begehrte, schon hoch in Ehren beim Thorwart und gut bei Börse sein, um noch das kleine Pförtchen geöffnet zu erhalten, und überdies noch

manches halblaute Gemurre des Alten über Nachtschwärmer und unordentliches Volk, aus dem unmöglich etwas Rechtes und Richtiges werden könne, stillschweigend hinnehmen.

Unten im Stadtgraben war es eines Abends gar stille. Das Mondlicht ergoß sich die breiten hohen Mauern hinab in die grüne Tiefe, wo die Vögel in den Zweigen schliefen. Leuchtkäfer flogen aus dem dunkeln Geäste der Hollunder- und Jasminstauden auf und ließen sich nach kurzem irrem Fluge in dem Kelche einer Rose nieder. Von den Türmen und Wällen herab hörte man zuweilen einen kurzen Ruf der dort Wache haltenden Stadtknechte, oder ein Käuzchen strich krächzend über die nahe Haide und suchte sich in einem der vielen mit verkrüppelten Bäumen bestandenen Hölzchen ein sicheres Versteck.

Im Schatten einer Laube sitzt ein Mann. Seine dunkle Gestalt hebt sich kaum von der grünen Epheuwand ab, an die er sich lehnt. Nur auf seinem Gesichte schimmert ein schmaler Streifen des Mondlichtes, der sich durch die dichtverschlungenen Zweige gedrängt hat.

Es muß ein gar eigenes Denken sein, das durch die Seele dieses ernsten Mannes zieht; denn einer Leiche gleich ist er unbeweglich seit langer Zeit, und nur sein glänzendes Auge hebt und senkt sich zuweilen.

Nun steht er auf und tritt aus der Laube hinaus ins volle Mondlicht. Seine Gestalt ist hoch

aufgereckt und der Kopf selbstbewußt in den Nacken geworfen. Doch nur für kurze Zeit: denn jetzt verschlingt er die Hände vor sich und läßt das Haupt auf die Brust herabsinken.

„Und wenn sie den Jakob Fugger, den trockenen ernsten Mann nicht will? Wenn sie mit kalter Verbeugung mir eine Antwort gibt, die nach der Thüre, statt nach dem Traualtare zeigt? Mein Herz sagt mir, sie sei so friedlich, freundlich und so gut, als sie schön und jungfräulich züchtig ist. Und doch — könnte sie darum nicht sagen: Herr Fugger, ich danke Euch für Euere Werbung, aber schenkt Euere Liebe einer andern! In dem Schmerz, den dieser Gedanke meinem Herzen verursacht, fühle ich zugleich auch die Größe meiner Liebe zu ihr. Erst meinte ich, nicht lieben zu können, und nun fürchte ich, nicht entsagen zu können. Und wie kam das alles? Ich weiß es selbst kaum. Mußte ich denn wirklich der Geschäfte wegen so oft in das Haus des Patriziers Wilhelm Artz, oder zog mich die unbewußte Neigung zu Sibylle dorthin? Wie eigen ist es mir stets gewesen, wenn die herrliche Maid, so fest und doch bescheiden, so züchtig und doch selbstbewußt, an der Seite ihres Vaters saß, nur selten den Mund öffnend, aber — wenn sie sprach — klug, ernst und gemessen in der Rede war, wie ein Mann! Hätte mein Leben lang nicht gedacht, daß es mit der Liebe ginge wie mit dem Sonnenlichte, das unbemerkt den stillen Wasserspiegel des Bergsees durchdringt, immer tiefer, bis hinunter auf den ge-

heimnisvollen Grund. Und was ich noch weniger geahnt habe, das ist, daß stille reine Liebe so beglücken kann."

Er schritt zum Ausgang des Gartens; dort blieb er wieder stehen. Seine Miene war heiter geworden.

„Hätte nie geglaubt, daß ich wie ein seufzender Verliebter in einsamer stiller Nacht hier in einem grünen Winkel sitzen könnte, einem kranken Sperlinge gleich, der auf Atzung und Gezwitscher vergißt. Möchte wissen, was meine Brüder über meine Abwesenheit von ihrem gastlichen Hause denken! Und erst meine Schwägerin Regina? Weiß Gott, sie hat einen Geist hell wie Blitzesleuchten, und eine Zunge scharf und schneidig wie ein geschliffenes Schwert! Aber gut ist sie, wie — sowie ich mir die Sibylle Artz denke. Da ist schon wieder s i e in meinen Gedanken: Merkwürdig! Ich glaube oder fürchte gar, ich bin ernstlich verliebt! Oder hoffe ich das?"

Er fuhr sich über die heiße Stirne und trat den Heimweg an; allerdings langsam genug; denn er meinte, den Atem der schlummernden Erde zu hören, und wollte sie mit flüchtigem lautem Schritte nicht aus ihrer Ruhe wecken. Am Stadtthore klopfte er erst leise, dann immer kräftiger am Schubfensterchen des Thorwartes. Lange erfolgte keine Antwort. Endlich schien sich drinnen im Stübchen etwas zu regen.

„Wird nicht mehr aufgemacht!“ schrie der Alte unwirsch heraus, ohne ein Licht anzuzünden.

„Ei, nehmt Vernunft an!“ bat Fugger. „Ich kann doch nicht vor Euerem Thore warten, bis der Morgen tagt und die Riegel zurückgeschoben werden?“

„Laßt mich in Ruhe!“ kam es derb zurück. „Der hochweise Rat hat mir das Öffnen verboten.“

„Mag sein! Ihr braucht ihm aber nicht zu erzählen, daß Ihr für Euere gestörte Nachtruhe und eine kleine Gefälligkeit einen Goldgulden erhalten habt.“

Aus dem Thorstübchen hörte man schwerfällige Fußtritte, dazu halblautes Gebrumm. „Wird wohl ein rechter Windbeutel sein! — Der Kuckuck finde das Feuerzeug! — So brenne doch, dumme Lampe! — Bist auch alt und hinfällig wie ich! — Einen Goldgulden! Der Mensch hat Verstand, wenn er auch ein Lump zu sein scheint! Mitternacht vorüber! — Es ist eine wahre Schande, um diese Zeit noch einen ehrlichen Christenmenschen aus seinem wohlverdienten Schlafe aufzustören! — Aber ein Goldgulden! — Endlich habe ich Licht!“

Das Schiebfensterchen öffnete sich.

„Gut Freund?“

„Ich denke.“

„Gerade Antwort, ich denke gar nichts! Wohin käme es mit unserer Stadt, wenn ich nicht für sie sorgte? Eueren Namen! Sonst glaube ich nicht einmal an den verheißenen Goldgulden.“

„Jakob Fugger.“

„Ihr lügt!“

„So kommt und schaut mich an!“

Der Alte trat aus seinem Stübchen und leuchtete dem außen Stehenden mit seiner Blendlaterne ins Gesicht.

„Bei allen Heiligen! Ihr seid es, Herr Fugger?“ rief er überrascht, einen Schritt zurücktretend. „Habe Euch lange genug warten lassen; verzeiht! Habe aber nicht vermeint, daß ein Fugger um diese Zeit Einlaß begehrt. Herr, Ihr habt mir einen Goldgulden versprochen. Laßt uns einen Handel eingehen! Behaltet Euer Geld und nehmt dafür einen guten Rat! Wollt Ihr?“

„So rede!“

„Herr, um diese Zeit geht kein ordentlicher Bürger heim. Um Mitternacht öffnet sich das Pförtlein nur für loses Volk. Dazu sollte kein Fugger, am allerwenigsten der Jakob Fugger gehören!“

„So! Und warum?“

„Weil der Beste der Guten nicht schlecht werden soll.“

„Ich danke Dir für Deine treue Liebe!“ entgegnete Fugger mit Wärme. „Du sollst von mir nie böses hören, Alter! Aber nun öffne, mich fröstelt! Hier hast Du Deinen Lohn! Gute Nacht!“

Das Pförtchen ging knarrend auf und fiel dröhnend wieder ins Schloß. Jakob Fugger schritt durch die engen finsteren Gassen seinem Hause zu. In seiner Schlafkammer angelangt, warf er sich mit den Kleidern auf das Ruhebett; allein als der Morgen

mit jungem Lichte durch die runden Scheiben auf sein Lager hinleuchtete, grüßte er offene Augen und eine glühende gedankenschwere Stirne.

Den ganzen nächsten Tag über war Jakob einsilbig und zerstreut, so daß ihn oft seine Brüder in der Schreibstube verwundert ansahen. Und als er abends im gewohnten Kreise der Seinen saß, teilnahmslos und sinnend auf den Estrich niederstarrend, da blickten zwei Augen gar zufrieden und schelmisch zu ihm hinüber.

„Gute Nacht, Jakob!“ spottete Regina.

„Warum? Ich schlafe nicht.“

„Aber Du träumst!“

Jakob errötete.

„Wo warst Du gestern Abend? Wir haben Dich vermißt?“

„In unserem Garten draußen im Graben.“

„Also fängst Du endlich einmal an, die Blumen zu lieben! So, so! Schwager, ich meine, Du stehst am Anfang Deiner Bekehrung.“

„Oder bereits in der Mitte. Kannst Du mir wohl sagen, welcher Goldschmied die schönsten Brautringe macht?“

Regina erhob sich — mit einer Thräne im Auge.

„Und Deine Braut?“ flüsterte sie.

„Ich muß erst freien gehen.“

„Nun, und um welches Mädchen?“

„Um Sibylle Artz.“

Nur flüsternd hatte Jakob den Namen genannt. Regina aber ergriff mit freudiger Hast die Hände ihres Schwagers.

„Sibylle Artz? Ein Herz, das Deiner würdig ist. Glück auf! Der Stern der Fugger steigt.“

Zwanzigstes Kapitel.

Max hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, der schönen Maria von Burgund, und nachdem seine beabsichtigte Vermählung mit Anna von Bretagne durch den König Karl VIII. von Frankreich vereitelt worden war — woran allerdings zum Teile seine fast unnatürliche Ländergier, welcher er vielfach alle Interessen, keineswegs jedoch seine Rechtlichkeit unterordnete, Schuld trug — sich mit der mailändischen Herzogstochter Maria Blanca verlobt. Der lustige Fürst, der so gerne in den Glanz fröhlichen Lebens schaute, hatte an seiner zweiten Gemahlin einen neuen Lebensfrühling gewonnen. Und ein deutscher König, besonders ein Max, verdiente es, eine volle Rose an seiner Seite zu haben, da er Dornen mehr als genug an Zepter und Krone hatte. Maria Blanca war ein heller Sonnenschein, so klar und lieblich, wie eine Blume im Morgenlichte, still und traumselig, und wie ein Vogel im Frühlingswald, so sangeslustig und liebetraut.

„In Augsburg wird Hochzeit gehalten,“ dachte Max; denn er hatte die Stadt und ihre Bürger

vor allen anderen lieb. Da soll der Jakob Fugger, der so lange gegen die Frauen gar so spröde ist, sich ein Spiegelbild meines Glückes nehmen.

Schon war die frohe Kunde davon nach Augsburg gedrungen, ja es hatte bereits der Rat der Stadt die Weisung an Patrizier und Bürger ergehen lassen, daß jeglicher sein Haus dem hohen Brautpaare zu ehren mit Teppichen und grünem Laubgewinde schmücken solle, so gut er es nur vermöchte, als plötzlich die Nachricht kam, der König müsse seine Hochzeit in Innsbruck halten, so leid ihm dies auch thue.

Da gab es in Augsburg unzufriedene Mienen genug. Dem Max grollte keiner; aber darüber ward geredet, daß selbst ein deutscher König nicht thun könne und dürfe, was er wolle. Mancher warf die angefangenen Kränze und Laubgewinde unwillig in einen Winkel oder gar hinaus auf die Gasse, und die kostbaren Teppiche und Gewebe, welche die Häuser zieren sollten, wurden mit finsteren Mienen wieder zusammengerollt und in die großen geschnitzten Schränke gelegt.

Darum sandte aber doch der Rat der Stadt den Bürgermeister Gossenbrot und den Ludwig Hofer nach Innsbruck, um der jungen Braut eine mit fünfhundert Gulden gefüllte Scheuer (eine Art Pokal) von vergoldetem Silber zu schenken, nachdem man Max bereits früher tausend Gulden lehensweise gegeben hatte. Damit wollte die Stadt ihren Dank für die Huld des Königs an den Tag legen und

sich künftiger Gnade versichern. Es bekümmerte sich aber auch Max um keine Stadt seines Reiches so sehr, als um sein Augsburg. Ließ er doch am 16. August 1495 den strengen Befehl ergehen, daß, da er gemerkt, die Stadt würde von den Schweinen verunreinigt, woraus allerlei Pestilenz entstehen könne, die Schweine nur in den Vorstädten gehalten werden dürfen, und daß sie bei Strafe nicht mehr durch die Gassen getrieben werden sollten. Darin sah der hohe Rat von Augsburg in schuldiger Dankbarkeit einen neuen Beweis königlicher Fürsorge. Daneben ließ er aber doch ein Dekret ergehen, daß zwar die Sauen durch die Stadt zu treiben auf königlicher Majestät Begehren verboten worden, da aber der König jetzo nicht hier sei, den Bäckern im Tag ein ziemlicher Trieb gestattet werde.

So hielten es die Augsburger mit der königlichen Verordnung. —

Max trachtete, sobald als es ihm möglich wäre, wieder nach Augsburg zu kommen.

Der Frühling des Jahres 1496 zog ins Land, und Max saß zu Füßen am Lech. Da kam mit den weichen Lenzeslüften die Sehnsucht nach Augsburg so unwiderstehlich über ihn, daß er ihr gar zu gerne Folge geleistet hätte. Er sandte einen Eilboten nach Ehrenberg in Tyrol an seinen Pfleger, derselbe möge ihm sofort dreitausend dreihundert Gulden zu einer Reise nach Augsburg schicken, und wenn er das Geld nicht selbst habe, möge er es nur getrost auftreiben, wo er es finde. Der Pfleger

schickte mehr, als Max verlangt hatte, worüber der König so frohen Mut gewann, daß er den freigebigen Rat sogleich um weitere dreihundert Gulden anging.

Nun zog er fröhlich gen Augsburg.

Die Bürger leisteten dem neuen Oberhaupte den herkömmlichen Huldigungseid und vergaßen auch nicht darauf, Maxens Amtleute durch reiche Geschenke bei guter Laune zu erhalten. Dann machte der Abt von St. Ulrich bei dem König ehrerbietige Aufwartung und verehrte ihm zwei große Gefäße mit Hechten und Karpfen, freilich nicht ganz umsonst, da er sich dafür zollfreie Einfuhr der Weine aus Tyrol erbat, was Max lachend gewährte, da des Abtes Fische schwimmen müßten.

So lebte er mit den Augsburgern sonder Prunk und Herrlichkeit, aber allzeit fröhlich und wohlgemut.

Da traf sein Sohn Philipp, den er aus seiner ersten Ehe mit Maria von Burgund gewonnen hatte, in Augsburg ein.

Maria hatte ehedem alle ihre aufgedrungenen Freier mutig zurückgewiesen, namentlich den Dauphin von Frankreich, welchen man ihr, der erwachsenen Jungfrau, anverloben wollte, als er noch ein unmündiges Kind war. Ihr Herz hatte gewählt, und diese Wahl war auf den jungen ritterlichen Max gefallen, dem Maria nicht nur ein reiches Erbe, sondern auch in sich selbst einen herrlichen Schatz zubrachte. An ihr rühmen Zeitgenossen hohe geistige und sittliche Vorzüge, glänzende äußere Erscheinung,

Liebenswürdigkeit und Anmut, einen lebhaften Geist und eine für ihre Jahre und ihr Geschlecht ungewöhnliche Kenntnis der Wissenschaften. Sie schenkte ihrem Gemahl einen Sohn und eine Tochter und starb bald darauf infolge eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde auf der Falkenjagd.

„Nie, so lange ich lebe, werde ich dieses traute Weib vergessen!“ rief Max in bitterem Schmerze aus, als er sich von der Leiche seiner ihm so schnell entrissenen, so heißgeliebten Gemahlin trennte. Und er hat Wort gehalten. Denn so lange er lebte, konnte er ihrer nicht gedenken, ohne in Seufzer und Thränen auszubrechen. —

„Mit ihr ist all' mein Lebensglück untergegangen,“ pflegte er zu sagen, „und die Erde hat keinen Frühling und die Sonne keinen goldenen Schein mehr, seit Maria gestorben ist!“

Philipps Ankunft in Augsburg brachte ein reges Leben in die trotz der Anwesenheit des Königs ziemlich ruhige Stadt. An der Spitze von vierhundert Reitern ritt der schöne achtzehnjährige Herzog von Burgund festlich empfangen in Augsburg ein. Max war voll Freude, seinen Sohn, in welchem er das Abbild seiner heimgegangenen ersten Gemahlin erblickte, so schön von Gestalt und rein und frisch an Gemüt wieder zu sehen, und ließ dem lebendigen Geiste Philipps gern freien Spielraum; kamen ja auch die Augsburger seinem Sohne mit warmer Liebe und freudiger Bewunderung entgegen. Philipp war kaum in Augsburg, als er auch schon die Brü-

der Fugger aufsuchte und mit Ulrich und Georg in lebhaften Verkehr trat. Von dem ernsten Jakob hielt er sich mehr ferne; es war fast, als fürchte er sich vor den strengen unbeweglichen Zügen des jüngsten der drei Fugger, und als wollte seine frohe Lebensader stocken, wenn er in dessen Gesicht schaute, von dem er sagte, daß es ihm vorkomme, wie ein großes, großes Rechenbuch, so ernst und trocken und ohne frohen Lebensfunken. Erst als er durch seinen königlichen Vater, welcher den Jakob Fugger viel um sich hatte und manche Abendstunde in zwanglosem traulichem Verkehr mit ihm verbrachte, in nähere Beziehung zu dem berühmten Augsburger Kaufherrn trat, lernte er den hohen Wert dieses reichbegabten Mannes bald kennen und hing mit nicht geringerer Verehrung als sein Vater an ihm.

Allein dies hinderte nicht, daß Philipp, wenn er seinem Frohsinne genügen wollte, sich in solchen Stunden von Jakob ferne hielt und an Ulrich und Georg anschloß, welche gerne auf seine heiteren Einfälle und lustigen Scherze eingingen.

Es war um Johannestag, und der junge Herzog wollte die Sonnenwende durch einen Tanz feiern, wie er denn überhaupt dem Tanze fast leidenschaftlich ergeben war.

Er ließ durch Flemminge*) zehn große Wagen voll Tannenholz auf den Fronhof fahren. Dort mußten dieselben mit den Scheitern einen gar künst-

*) Kaminkehrer.

lichen Scheiterhaufen aufbauen, der unten eine Dicke von neun Klaftern, oben eine solche von nur fünfundneunzig Zoll hatte. Die Buben umstanden neugierig den hohen Holzstoß und flüsterten sich ihre Vermutungen über dessen Bestimmung zu; dann aber liefen sie lärmend und lachend durch die Gassen und erzählten zu hause mit vollen Backen, wie am Fronhofe ein Scheiterhaufen aufgerichtet werde, so groß fast wie ein Haus, und daß dort wohl die Hexen von Augsburg verbrannt würden.

Philipp hatte alle Bürger, ihre Söhne, Frauen und Töchter, sowie auch das gewöhnliche Volk nach dem Fronhofe entboten, um mit ihnen die Sonnenwende zu feiern. Max sah von einem Fenster aus dem bunten bewegten Treiben der Volksmenge auf dem großen freien Platze zu. Jakob Fugger stand zur Seite des Königs, mit dem er vertrauliches Zwiegespräch pflegte und dessen Fragen über die Verhältnisse der Stadt beantwortete.

Als es Nacht geworden und die Sterne am Firmament wie Diamanten auf tiefblauem Sammt flimmerten und glitzerten, schallte Trompetengeschmetter aus dem Thorbogen der kaiserlichen Pfalz auf den großen Platz hinaus, und der Schein von Fackeln erglänzte, welche von Edelknaben getragen wurden. Herzog Philipp, strahlend vor Freude, trat mit reichem Gefolge aus dem schweren massigen Portale. Einen Augenblick blieb er stehen und ließ sein glänzendes Auge stolz über die Menge streifen, welche den jungen Fürsten mit geschwungenen Mützen

und lautem Zurufe bewillkommte. Huldvoll grüßend, schritt er gegen die Mitte des Platzes; sein Antlitz leuchtete, seine Blicke hafteten suchend auf der Menge. Und wieder zögerte sein Fuß. Es war, als sei er mit einemmale gebannt.

Kühn, aber nicht keck schaute er der Jungfrau, die ihm gegenüber stand und schamhaft errötend zu boden sah, in das schöne Antlitz.

„Holde Jungfrau," sprach er, sich leicht verneigend, „wie ist Euer Name?"

„Ursula Neidhart," erwiderte sie mit zitternder Stimme.

„Eine Augsburgerin?"

„Des Ulmer Bürgermeisters Tochter!"

Das klang schon fester, fast stolz.

Der Herzog blickte der Jungfrau wieder einen Augenblick forschend ins Antlitz, dann nahm er eine Rose, die er vorne am goldgestickten Leibrocke trug, und reichte ihr dieselbe.

Ursula Neidhart zögerte, die Blume zu nehmen; ja, es war, als lagerte sich eine Wolke tiefen Unwillens auf dem schönen Gesichte. Das zunächststehende Volk streckte in stummer neugieriger Verwunderung die Hälse und gaffte bald nach dem Herzog, bald nach dem Mädchen. Doch ehe sich dieses besinnen konnte, hatte ihm Philipp die Rose in die Hand gedrückt und war still lächelnd weiter gegangen.

„Du wirfst die Rose weg, oder gibst sie mir!" befahl harten flüsternden Tones ein hinter Ursula

stehender junger Mann, dessen tiefschwarzes Auge vor Zorn glühte.

„Robert, ich kann nicht!“ flüsterte Ursula, sich halb umwendend.

„So! Und warum?“ kam es noch schroffer zurück.

„Warte, bis das Fest zu ende ist, dann sollst Du die Rose erhalten. Glaube mir, sie brennt mir in der Hand!“

Der junge Mann wollte neuerdings entgegnen; doch der Herzog hatte sich plötzlich wieder umgewendet und stand, ein Windlicht in der Rechten haltend, vor der Maid. Mit starker Hand führte er sie zu dem riesigen Scheiterhaufen.

„Ihr seid die schönste Jungfrau, auf welche die Sterne hernieder leuchten,“ sprach er milde und fast bittend. „Nehmt das Windlicht und zündet den Holzstoß an!“

Das Mädchen gehorchte willenlos.

Das unten angebrachte dürre Reisig fing rasch Feuer; die Flammen züngelten erst in blassem Lichte an den Holzstämmen hinan, dann begann es zu knistern und zu sprühen und zu lodern; die Flammen schlangen sich immer höher und höher, bis eine riesige Feuersäule zum Himmel aufloderte. Glühend roter Glast lag rings auf den Häusern und über dem gaffenden Volke.

Da fingen die Posaunenbläser und Pfeifer einen lustigen Reigen zu spielen an; lockend und schmeichelnd schwebten die Töne durch die milde Abendluft.

Mit kühnem Arme umschlang Philipp das zitternde Mädchen und tanzte mit ihm in weitem Kreise um den hellauflodernden Scheiterhaufen. Ihm folgten Ritter und Knechte, keck nach Frauen und Mädchen greifend, im wirbelnden Tanze, und endlich, von der wildwogenden Lust ergriffen, die Bürger mit ihren Frauen und Töchtern. —

„Ein unheimliches Bild!" bemerkte der König, indem er sich leicht zum Fenster hinausbeugte. „Seht nur, Fugger, wie die Flammen zum Himmel aufzüngeln, wie schwarze Rauchwolken den Sternenhimmel umdüstern, und die Tänzer bald schwebenden glühenden Kohlen, bald unheimlichen düsteren Schatten gleichen!"

„Und dazu die fröhliche, fast ausgelassene Musik!" ergänzte Fugger. „Mir kommt hier ein eigentümlicher Gedanke, mein gnädigster Herr!"

„Und dieser ist?" fragte Max, sich rasch umwendend.

„Es möchte das Bild, das sich unseren Augen bietet, kein prophetisches Spiegelbild des Reiches sein. Herr, was dann, wenn mitten im Reiche eine Flamme auflodert, die wenig Licht und Glanz, aber unendlich viel qualmenden Rauch verbreitet? Und wenn dann das Volk, das man zuletzt auch dazu bringen kann, daß es auf Gräbern tanzt, um den brennenden Scheiterhaufen seiner Einheit und seines Glückes in wildem Tanze wirbelt, sein bisheriges Eden mit übermütigem Fuße niederstampfend, dann

sollte wenigstens kein edler Fürst an diesem Reigen Anteil nehmen!" —

Die Musik hatte mit einem lärmenden Paukenwirbel geendet.

Philipp entließ seine Tänzerin mit gnädigem Abschiedsgruße, wobei er ihr ein kostbares Ringlein an den Goldfinger steckte.

Einen warmen Blick warf er noch auf dieselbe, dann ging er, fast kalt und nur flüchtig grüßend, nach der Pfalz zurück.

Max empfing seinen Sohn mit offenen Armen.

„Die Jugend ist so gerne und so leicht glücklich!" rief er, Philipp an sich ziehend. „Sei es, mein Sohn! Es kommt früh genug die Zeit, wo der Frohsinn vergebens mit den nagenden Sorgen um die Palme ringt."

Philipps Blick fiel unwillkürlich auf Fugger, der ernst und strenge vor sich niedersah. Des Herzogs Auge verfinsterte sich; der Fugger war in diesem Augenblick unheimlicher denn je.

„Vater," entgegnete er, „wenn ich kein düsterer Sauertopf werden will, wie ihrer genug die Welt verdunkeln, so ist das ein Erbteil von Dir."

Dabei schaute er mit bösem Auge nach Fugger.

Dieser bemerkte den Blick recht wohl, gab aber gar wenig auf das übermütige Grollen. — —

Die Tafel war fast zu ende, der Wein hatte den König fröhlich und den jungen Herzog schier ausgelassen gemacht, als ein Diener schüchtern in den

Saal trat und berichtete, ein weinendes Mädchen begehre, von Philipp vorgelassen zu werden.

Einen Augenblick lang war der Herzog erschrocken und befangen. Dann lachte er laut auf und befahl, die Maid vorzuführen.

Ursula Neidhart trat ein.

Ihr Fuß wankte, ihre Augen waren rot und angeschwollen, die Wangen thränennaß, das schöne Antlitz gramschwer und kummervoll.

„Herr," hauchte sie bebend, „nehmt Rose und Ring wieder, die Ihr mir aufgezwungen habt! Verzeiht, daß die Blume geknickt ist! Der Schaden ist nicht groß; aber laßt Euch von ihr sagen, daß auch mein Herz gebrochen ist! Vielleicht ist's nicht schade darum; jedoch der Schmerz, Herr, der Schmerz!"

Philipp war erschrocken aufgesprungen, und als er die fast entblätterte Rose entgegennahm, zitterte seine Hand.

„Ich verstehe Dich nicht!" stammelte er.

Das Mädchen trat einen Schritt näher.

„Herr, ich war Braut, eine glückliche Braut! — Nun ist alles vorbei! — Robert hat mir um Euerer Rose und um des unseligen Tanzes willen den Verlobungsring vom Finger gerissen. „„Ich hätte ja an dem Reiflein genug, das Ihr mir an die Hand gesteckt habt,"" sagte er mit kaltem Hohn. — Das, Herr, war es, was ich Euch erzählen wollte. Nun laßt mich wieder scheiden!"

Das Mädchen brach, vom Schmerze überwältigt, in sich zusammen.

Max blickte finster und vorwurfsvoll auf seinen Sohn, der in seinen Stuhl zurückgesunken war.

Eine peinliche Stille herrschte.

Da erhob sich Jakob Fugger.

„Wo ist Robert?“ fragte er und trat auf Ursula Neidhart zu.

„Unten am Thorbogen. Dort will er mir das letzte Lebewohl sagen.“

Jakob Fugger eilte aus dem Saale und kehrte bald mit Robert zurück.

Der junge Mann sträubte sich, doch Fugger hielt ihn mit nervigem Arme fest.

Als Robert die Schwelle des Saales überschritten hatte, überkam ihn ein finsterer Trotz. Sein flammender Blick heftete sich auf Philipp, und wirr lagen die schwarzen Locken ihm auf der Stirne. Kein Blick streifte versöhnend, erbarmend die arme zitternde Maid.

„Was soll ich hier?“ fragte er, sich leicht verneigend.

Fugger legte seine Rechte auf Roberts Schulter, indem er ihm mit der Linken die feuchten Haare aus der Stirne strich.

„Du sollst hier gar nichts, als nur einen Augenblick schweigen und vernünftig sein!“ entgegnete Fugger in mildem Ton. „Komm, Robert“ — dabei faßte er den Jüngling an der Hand und führte ihn dem Herzoge näher — „Du bist ein seelenguter

Junge, aber wild, wie die Wetter, die über einen Bergsee hintoben und seinen friedlichen Spiegel aufwühlen. Herzog Philipp, erlaubt, daß ich dem guten Jungen ein Wort rede! Er ist Schreiber in meiner Stube, geschickt, treu und von edlem Gemüte. Die Ursula Neidhart ist seine Braut; in wenigen Wochen wollte er sie als sein Eheweib heimführen, und ich hatte ihm versprochen, seine Braut an den Altar zu begleiten. Ihr, Herzog, habt in harmlosem Scherz heute mit dem Mädchen seiner Wahl verkehrt. Ihr seid es, verzeiht mir die kühne Rede, dem Jüngling schuldig, daß Ihr ihm ein Wort des Trostes und der Beruhigung sagt!"

Philipps Augen glühten, und seine Lippen preßten sich fest aufeinander.

„Seht Ihr dort die arme Maid?" fuhr Fugger fort. „Kein Fürst, und sei er noch so hochgeboren, hat das Recht, ein Menschenglück zu trüben, oder gar zu zerstören. Bindet wieder, was Ihr schuldlos und unbewußt zerrissen habt!"

Philipp schaute zornig auf Fugger. Das freie Wort des Bürgers verletzte den Stolz des Fürsten. Er zögerte.

„Thu' Deine Pflicht!"

Max hatte diese Worte halblaut, aber ernst und strenge gesprochen.

Philipp erhob sich. Er ging auf Ursula zu, die in einer Ecke des Gemaches lehnte, nahm sie bei der Hand und führte sie an Roberts Seite.

„Hier meine Hand,“ sprach er, „laßt uns Frieden machen! Es war von Euch nicht recht, den Scherz eines Fürsten zum Feuerbrande Euerer Eifersucht zu machen. Euere Braut tanzte als die schönste mit mir — gerne that sie es nicht; denn sie weinte während des Reigens, und ihr Auge, das mir nur einen einzigen Blick schenkte, schaute mich voll des bittersten Vorwurfes an. Ich hatte nicht geglaubt, daß das Tanzen in Augsburg so gefährlich sei.“

Robert sah dem Herzoge lang und fest ins Auge. Dann wandte er sich zu Ursula.

„Geh heim!“ sprach er sanft. „Habe ich heute gefehlt, so geschah es aus Liebe zu Dir. Ein Mann, der nicht zu Glut und Flamme wird, wenn fremde Hände sein Liebstes berühren, ist nicht wert, es zu besitzen.“

Er reichte dem Mädchen die Hand. Kurz und flüchtig war sein Abschiedsgruß, aber voll Innigkeit.

Ursula ging, von Fugger begleitet, aus dem Saale.

Nun trat Robert auf den Herzog zu.

„Herr, verzeiht mein wildes ungestümes Wesen!“ bat er in demütigem Tone. „Ihr seid in fremden Landen aufgezogen und kennt unsere gute deutsche Sitte nicht. Wir Deutsche halten es so. So einer sich eine Blume vom Strauche bricht, um sie sich ans Herz zu stecken, so duldet er nicht, daß ein fremder Mund, sei sie auch die schönste im Garten, als schön sie preist; kein Auge soll sie unbescheiden beschauen, keine Hand sie berühren. Als geheimnis-

volle duftige Blume soll sie sein eigen werden. Ich wähnte diesen Traum durch Euch zerstört. Was Ihr heute Abend als Fürstenhuld an meiner Braut verübt, ich danke es Euch nicht — ich vergebe es Euch!“

Kaum grüßend, schritt er festen Trittes aus dem Gemache.

Fugger kehrte ernst zurück. Wortlos nahm er seinen Platz wieder ein und finster schaute er vor sich auf den Estrich nieder.

Max reichte ihm die Hand. Fugger ergriff sie mit Hast.

„Sie sind versöhnt,“ sprach er. „Ich hielt es als Knabe schon für ein Unrecht, einen Ameisenhaufen zu stören, und ging mit vorsichtigem Fuße an ihm vorbei. Ein stilles reines Menschenglück soll man noch viel weniger trüben.“

Er schied.

„Den Sauertopf, den Jakob Fugger, lasse nicht aus Deinen Augen und aus Deinem Gedächtnisse!“ sagte Max zu seinem Sohne. „Glaube mir, dieser Fugger ist der beste und edelste Bürger in meinem Reiche und mehr wert als der größte Demant in der deutschen Krone!“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Jakob Fugger hatte nach langem Zögern um die Hand der Sibylla Artz angehalten und vom Vater ein freudiges, von der Jungfrau selbst ein stillverschämtes Ja erhalten. Die Hochzeit ward mit fürstlichem Glanze gefeiert; eine Woche lang wechselten Bankete, Spiele und Tanz, es war eine Festzeit für ganz Augsburg; denn die Reichen konnten in diesen Tagen allen ihren Prunk entfalten, mehr als wenn der Kaiser in ihren Mauern weilte, und die Armen wurden täglich reich beschenkt und gespeist, so daß es zu jener Zeit nur fröhliche Gesichter in der guten Stadt Augsburg gab.

Dazu kam die ganze Herrlichkeit des Vollfrühlings. Die Bäume hatten sich mit jungem Laub auf Ast und Zweig geschmückt, Blumen aller Art öffneten ihre bunten Kelche, um der emsigen Biene duftigen Blütenstaub zu schenken; Strauch und Flieder wurden zum dichten grünen Gehege, in welchem die Nachtigall und die Amsel ihre Lieder sangen. Selbst die Haide, dieses Aschenbrödel im Haushalte der Natur, holte ihren bescheidenen Frühlingsschmuck von dem warmen Herzen der Erde weg und hüllte sich in blühendes Haidekraut und frischgrünes kurzes Gras. Am herrlichsten aber war der Wald in seiner erwachenden Pracht, und in den Gärten der Augsburger Patrizier hatte der Frühling auf den

Zweigen der Obstbäume unzählige duftige Blütenkerzen aufgesteckt, welche die milden Lüfte mit balsamischem Hauche erfüllten.

Jakob Fugger ritt auf der Straße gegen München neben dem Reisewagen seiner jungen Gattin. Einige Diener folgten demselben zu Pferde. Stilles reiches Glück strahlte aus Fuggers männlich schönem Antlitz, ein seelischer Sonnenschein, heller und goldener noch als jener, der vom lichtblauen Himmel auf die lenzesfrohe Erde niederfloß. Es war ja auch in seinem Herzen Frühling geworden, und die Blume, die ihm der Lenz gebracht, war so schön und duftig und liebreizend, daß sein Auge nicht müde ward, ihre Pracht zu beschauen, und sein Mund nicht, ihr Lob zu singen.

Das Ziel der Reise war Tyrol.

Jakob Fugger hatte längst sein Augenmerk dem Bergbaue zugewendet und eine immer größere Anzahl von Bergwerken in Pacht genommen, wodurch der Reichtum des Fugger'schen Hauses einen ungeheueren Zuwachs erhielt. Die ergiebigen Silberbergwerke zu Schwaz, die Werke zu Salburg, Gastein, Zell, Mühlbach in Kärnthen, Lavantthal, Reichenfels, St. Leonhard, Chramine am Goldberg, Großkirchheim, Obervellach, Winklern, die Bleibergwerke zu Bleiberg bei Villach halfen mit jedem Tage die Reichtümer der Fugger vermehren.

Jakob hatte zuerst sich vorgenommen, mit seiner jungen Gattin nach dem Schlosse Fuggerau, das er sich zwischen Arnoldstein und dem Bergorte Bleiberg

erbaut hatte, zu reisen und dort im Schoße einer wunderreichen Natur einige Tage stiller Glückseligkeit zu genießen; doch zwangen ihn Geschäfte, nach Schwaz zu reisen, wo verschiedene Umstände seine Gegenwart erheischten.

Schwaz war um 1450 noch ein geringes Dorf, Denen von Freundsberg gehörig, deren Geschlecht durch die großen Kriegsthaten eines Johann, Georg und Kaspar von Freundsberg sich in späteren Kriegen berühmt gemacht hat. Schon unter diesen Herren fing man an, zu „abenteuern und auf Gottberat" auszugehen, wie man damals das Schürfen auf edles Metall nannte. Und als sich reiche Silberadern zeigten, suchte Herzog Sigismund die Herrschaft Freundsberg an sich zu bringen, indem er den Herren dieses Namens andere Güter dafür gab; bald aber ging das ergiebige Bergwerk in die Hände der Fugger'schen Genossenschaft über, welche den Bergsegen in so ausgedehnter Weise zu nutzen verstand, daß ihr jährlich ein reiner Gewinn von zweihunderttausend Gulden — nach damaligem Münzwerte eine enorme Summe — übrig blieb, obwohl Fugger nicht nur die beim Bergbaue beschäftigten Leute gut lohnte, sondern auch eine starke Pachtzahlung an Herzog Sigismund und später an Kaiser Max leistete.

In Schwaz angekommen, ward Jakob Fugger von seinen Untergebenen mit jener Freude und Liebe empfangen, welche dankbare Herzen allzeit ihrem milden Wohlthäter entgegen zu bringen gewohnt sind.

Sibylla gefiel sich unter den einfachen treuherzigen Bergleuten, die ihr mit wahrhaft kindlicher Verehrung anhingen, während ihr Gatte seine Rechnungen mit dem alten Münzmeister Bernhard Behem von Hall, dessen Genie und Fleiß Deutschland so schöne Münzen und ein so rühmliches Beispiel für die übrigen Münzstätten gegeben hat, in Ordnung brachte. Die Fugger'sche Gewerkschaft in Schwaz mußte außer einem Darlehen von hundertfünfzig tausend Gulden, das sie an Erzherzog Sigismund gereicht hatte, alle Monate zweihundert Mark Brandsilber, die Mark damals zu acht Gulden, von Schwaz an die Münze von Hall abliefern. Da gab es nun für Fugger viel zu ordnen und zu rechnen, wenn man noch dazu bedenkt, daß in diesem Bergwerke allein über 7400 Bergleute arbeiteten, deren persönliche Interessen dem Herzen Jakob Fuggers so nahe lagen, als wären sie seine eigenen.

Kaiser Max pflegte später, als er Herr von Tyrol wurde, von diesem Lande zu sagen, es sei ein rauher, gefalteter Bauernkittel, der aber trefflich warm halte. Das sagte er im Hinblick auf den reichen Bergsegen des Ländchens, dessen Bergwerk Schwaz allein in vierzig Jahren mehr als zwei Millionen Mark Silber, also sechzehn Millionen Gulden damaliger Münzwährung, und dazu noch hundert Millionen Kupfer geliefert hat.

Diese Zahlen mögen — um von den anderen Fugger'schen Bergwerken zu schweigen — genügen, um die Quelle anzuzeigen, welche den Fugger'schen

Reichtum zum übersatten Strome anschwellte; sie mögen aber auch das schnelle Wachstum erklären, das damals gar viele tyrolische Städte erfuhren, da im ganzen über dreißigtausend Bergleute an dem Bergsegen Anteil nahmen. Diesem verdanken auch viele große und herrliche, domähnliche Kirchen, ungezählte Kapellen und fromme Stiftungen ihren Ursprung, wie denn der frommgemütete Tyroler zu allen Zeiten einen guten Teil des ihm gewordenen Gottessegens wieder dankbar in die Hände des himmlischen Gebers und der Armut legte.

Außer dem Münzmeister Bernhard Behem stand Fugger auch noch in lebhaftem Verkehr mit Hans Fueger, seinem Mitgewerken, der 1503 zu Schwaz in hohem Alter starb und seinen Erben zweihunderttausend Gulden hinterließ.

Während nun diese drei Männer der Ordnung ihrer gegenseitigen Angelegenheiten oblagen, streifte Sibylla Fugger, gewöhnlich nur von einem Diener und einer alten Dienerin begleitet, auf Berg und Halde umher, mit der ganzen Empfänglichkeit ihrer edlen und reinen Seele sich den Genüssen und Eindrücken der großartigen Bergnatur, die sie rings umgab, überlassend.

Es war ein thaufrischer Morgen, als Sibylla Fugger, aus dem Thorbogen ihrer Behausung in Schwaz schreitend, den Weg über Wiese und aufsteigende Hügel nach dem Bergwerke einschlug. Sie verlangte, jene dunkeln unterirdischen Schachte zu

schauen, aus denen des Bergmanns pochender Hammer das Silbererz hieb, dem ihr Gatte einen so namhaften Teil seiner Reichtümer und Schätze verdankte. Es hatte der ganzen schmeichelnden Beredsamkeit, die ihr eigen war, bedurft, um die Einwilligung ihres Ehemannes zu erhalten, der diese nur schweren Herzens erteilte, da es ihm nicht möglich war, an der Einfahrt Anteil zu nehmen.

Eine kleine halbe Stunde außerhalb Schwaz, einen sanft durch Getreidefelder ansteigenden Weg wandelnd, war Sibylla Fugger mit ihrer gewohnten Begleitung an dem Haupteingange des Bergwerkes angekommen. Schon ehe sie dahin kam, machten die vielen Mundlöcher der Stollen, die gleich arabischen Sandhügeln davor aufgehäuften Berghalden, die aus- und einfahrenden Bergleute, ihre mönchsartige Kleidung, die düsteren Grubenlichter, das Rollen der Truhen, das Rauschen des auslaufenden Wassers und der hastende Lärm bei den Pochwerken, Bergschmieden und anderen Tagegebäuden auf den lebendigen Geist der jungen Patrizierin einen neuen fremdartigen Eindruck; dieser steigerte sich noch, als sie mit dem damals üblichen Bergkleide angethan ward, das in einem langen Rocke aus weißem Tuch bestand und mit einer langen spitzen Kapuze versehen war. Vorne war das Kleid ein wenig aufgeschürzt, ein Hut von grauem Filze ohne Aufstulpe bedeckte das Haupt, die Rechte hielt den Fahrtroß, einen krückenförmigen Bergstock, die Linke das matt brennende, rötlich scheinende Grubenlicht.

Der Eingang am Falkenstein war sorgfältig, fast zierlich mit Quadern ausgemauert; über dem Thorbogen in einer Nische befand sich die Statue des alttestamentlichen Daniel, des Patrones der Bergleute, allerdings in einer etwas eigentümlichen Auffassuug: mit einem Fürstenhute auf dem Kopfe und mit Schlägel und Eisen in den Händen.

Vor diesem Schutzpatron ward erst ein kurzes Gebet verrichtet und dann unter Führung des Hutmannes und unter Begleitung zweier mit Grubenlichtern versehenen Bergknappen in den Berg eingefahren.

Die Natur, welche sonst in lichtvoller Schönheit, ja oft mit paradiesischem Zauber dem Auge des Menschen begegnet, ist hier im dunkeln Schoße der Erde geheimnisvoll, einförmig, Ehrfurcht erweckend. Ihre Schatzkammern verhüllt der Mantel nächtiger Finsternis, deren tiefschwarze Schatten kaum notdürftig von dem rötlichen Scheine des Grubenlichtes auf einem kleinen Punkte durchbrochen werden, und das Ticktack des Pochhammers klingt unheimlich, wie das Nagen des Holzwurmes an einem zerfallenden Sarge.

Die Stollen sind niedrig und enge. Stumm schreiten die Wanderer, und mit vorsichtigem Fuße am feuchten Boden tastend, in etwas gebeugter Haltung vorwärts in die rätselhafte Nacht des Berges hinein. Bald sind die Stollen nacktes Gestein, dessen Adern beim Scheine der Grubenlichter für einen

Augenblick gleich flüchtigen Silberfunken aufblitzen, bald sind sie mit Joch und Stämpel verzimmert und mit Brettern gefüttert, um das durchschlagende Tagewasser zur Seite ablaufen zu lassen; oft hängen auch an den Wänden Wetterzotten, schneeweiße Pilze, der Baumwolle ähnlich, welche sich aus der feuchten Luft bilden. Durch den Stollen hat das Wasser, welches teils aus dem Schachte gehoben, teils zur Treibung der Maschinen vom Tage hineingeleitet wird, seinen Ab- und Zulauf.

Nach langer Fahrt mündet der enge Stollen in einen großen weiten Schacht, dessen Boden in einer Tiefe von etwa hundert zwanzig Klaftern einen Sumpf bildet, und zu welchem eine Leiter führt, auf der man sitzend zur Tiefe abfährt. Rings um den Schacht laufen an den Wänden breite Gänge hin, von denen aus man in die gähnende Tiefe hinab sehen konnte, wenn Bündel brennenden Flachses hinuntergeworfen wurden, deren Licht die schauerreiche Finsternis und die nasse Sohle des Abgrundes für einen kurzen Augenblick erhellte, um die Phantasie jene Geheimnisse ahnen und sich weiter ausmalen zu lassen, die im Schoße der gestaltlosen Tiefe ruhten. Hatten sich dorthin die Gnomen grollend zurückgezogen, als der pochende Hammer und das silbersuchende Auge des Menschen sie aus ihrer Einsamkeit aufschreckten, oder hausten dort Schlangen und Lindwürmer und Drachen, von denen die Sage erzählt, daß sie die glutaugigen giftausatmenden Wächter der ungemessensten Schätze seien?

Bis in das Innerste ihrer Seele erschaudernd, wandte sich Sibylla Fugger von diesem Orte ab, dessen Boden unter ihren Füßen zu wanken schien und der einem ungeheueren Grabe glich, das bereit ist, sein Opfer lebendig zu verschlingen.

Man schlug nun den Weg nach einer anderen Seite ein und kam bald an Stellen, wo Knappen bei ihrer Arbeit saßen.

„Glück auf!" rief Sibylla den Gesellen zu, welche, über den Klang der Stimme und die plötzliche weibliche Erscheinung verblüfft, einen Augenblick wie versteinert dasaßen; bald aber, als sie erfuhren, wer sie heimsuche, ließen sie die spitzen Hämmer fallen und eilten mit dem Bergmannsgruße: „Gott gebe Euch Glück und Segen!" auf ihre Herrin zu, um ihr in treuherziger Freundlichkeit die Hand zu reichen.

Sibylla sah den Knappen einige Zeit bei ihrer Arbeit mit schweigender Aufmerksamkelt zu, wie die Häuer die Erzgänge abstuften und mit Schlägel und Eisen arbeiteten. Dann nahm sie dem zunächst Sitzenden das spitze Eisen und das Pocherlein aus der Hand, setzte ersteres an die Bergwand und trieb es mit dem Pocher nach, bis etliche Erzstufen sich loslösten und zu ihren Füßen niederrollten, von ihr aber aufgehoben und als Andenken mitgenommen wurden.

Der Hutmann machte Miene, seine Herrin noch tiefer in die geheimnisvolle Nacht des Bergwerkes hineinzuführen, doch Sibylla verlangte plötz-

lich, auf dem kürzesten Wege zurück und ins Freie geführt zu werden. Ihr Atem ward immer schwerer, ihr Schritt wankender, und als nach einer mit dem Aufgebot der letzten Kraft vollbrachten Wanderung endlich das Tageslicht, einem kleinen Sterne gleich, am Ausgange des Stollens leuchtete und immer größer und größer ward, je näher man dem Ziele kam, und Sybilla, vom klaren warmen Sonnenstrahl umflossen, wieder in Gottes freie glänzende Natur trat, brach sie wie leblos auf dem steinigen Boden zusammen.

Drinnen aber im Bergwerke hatten sich in einer alten Zeche, an der sie vorübergekommen war, Bergwetter aus schwefeliger und arsenikalischer Ausdünstung gebildet, und kaum hatte Sibylla die unterirdischen Räume verlassen, als dieselben sich zündend und donnernd entluden.

Dumpfes Grollen drang, vermischt mit grellen Wetterschlägen, aus dem Innern des Berges, der in seinen Grundfesten zu erzittern und in sich selbst zusammenbrechen zu wollen schien.

Händeringend stand der Hutmann vor dem Eingange des Stollens. Er ahnte nur zu gut, daß so manche seiner Kameraden, die am Morgen noch mit frohem „Glück auf!“ in den Schacht eingefahren waren, nur mehr als Leichen an das Tageslicht gebracht werden würden. Dazu durfte er sich nicht in das Innere wagen, ehe die Wetter ausgetobt hatten, wollte er sich nicht selbst einem nutzlosen und gewissen Tod aussetzen. — —

Der Abend dämmerte über der Landschaft. Die Spitzen der Berge waren sanft gerötet, indes die Schatten der Thalsohle, über welche ein kühler Lufthauch hinwehte, sich bereits mit violetten Tinten färbten. Der Avegruß klang von nah und ferne so friedlich, als gälte er nur Glücklichen und glitte nicht unverstanden an vielen Herzen ab, die im bitteren Leide bluteten.

Sieben Tote lagen vor dem Eingange des Bergwerkes auf taufrischem Rasen, neben ihnen knieten in bald stummem, bald aufklagendem Schmerze Weib und Kind, Braut und Schwester.

Und nun war der letzte der Verunglückten aus dem Schachte herausgeholt; schweißtriefend, schmerzgebeugt umstanden die Knappen ihre armen erstickten Genossen.

Tot — plötzlich tot, indes diese nun erstarrten Hände, die noch krampfhaft den Pochhammer festhalten, für einen anderen nach edlem Metalle schürften, um Reichtum und Genuß auf seinen Lebensweg zu streuen. Die Mienen der Entseelten sind wohl von Frieden erfüllt, es ist, als hätte ein lächelnder Engel ihnen die Augen geschlossen; aber wer versöhnt den Schmerz jener, die mit trocken geweintem Auge neben den Leichen knieen und ihr Denken zwischen dem Troste der Ewigkeit und dem hohlaugigen Kummer der nächsten Zukunft teilen? —

Die Sonne hat ihr letztes Licht dort über jene Bergspitzen ausgegossen: ein paar Augenblicke glüht es noch tiefrot, dann erlischt es plötzlich in Nacht.

Unten im Thale gibt Fackelschein einem Zuge von Leichen das Geleite zum Gotteshause. — —

Nacht ist's! —

Die Thränen fließen in armen Hütten, auf armen Lagern aus schlaflosen Augen. Der nagende Schmerz muß ja auch des tröstenden, Vergessenheit bringenden Schlummers entbehren!

Die hohen Fenster der Kirche umzittert ein Glast, der nicht von den Lampen, die in ihrem Inneren bei den Särgen brennen, rührt, sondern der so eigen geisterig ist, als wären es die Seelen der Heimgegangenen, die lichtsprühend an den buntbemalten Scheiben auf- und abschweben.

Fugger steht mit verschlungenen Händen am Krankenbette seiner Gattin. Sein thränenfeuchtes Auge sucht nach Trost von ihren Lippen.

„Jakob," spricht Sybilla, ihm müde lächelnd die Hand reichend, „mit mir ist es wohl wieder gut! Ich fühle Leben und Kraft wiederkehren und bleibe Dir erhalten. Aber wenn ich der Armen gedenke, die ein verhängnisvoller Augenblick aus dem Leben riß, da sie gerade für uns die nimmer rastenden Hände regten, so fürchte ich mich bei diesem Gedanken vor dem Reichtume, der Dein eigen ist und den Du mit mir teilst, wenn nicht eine reiche Sühne erbarmend und versöhnend dazwischentritt. Jakob, Dein Herz ist edler als Dein Gold. Ich vertraue zu Dir, daß Du freigebig mit der Armut teilst, was Dir Gott mit vollen Händen gegeben hat."

„Ich kann die Heimgegangenen nicht wieder lebendig machen,“ entgegnete Fugger milde; „allein ich werde den an ihren Särgen Trauernden ein treuer Vater sein. Sie alle soll nicht Not und Leid drücken! Bin ich aber nach Augsburg heimgekehrt, dann will ich Kisten und Truhen leeren und der ehrlichen Armut ein Asyl schenken, welches nicht nur die Fugger ehren, sondern auch beweisen wird, daß das Gold erst dann seinen schönsten Glanz erhält, wenn es die Thränen der Armut trocknet und ihre Blößen deckt!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Herzog Georgius in Bayern und sein Vetter Albrecht lagen miteinander in heftigem Streite; denn Georgius hatte gegen die feierliche Übereinkunft, daß, wenn einer der Vetter-Herzoge ohne männlichen Leibeserben aus dem Leben schiede, der andere dessen Land erben sollte, seinem Tochtermanne durch ein Testament alle seine Lande als Heiratsgut verschrieben.

Dagegen, als gegen arge Untreue und schnöden Wortbruch, hatten sich alle seine Räte abmahnend erhoben, namentlich der geheime Sekretarius Wolfgang Kolberg, der den Herzog mit ernster Rede von solch unheilvollem Beginnen abzubringen hoffte. Georgius aber war ein Mann von hartem Sinne

und schier noch härteren Herzens. Er hörte erst Kolberg mit finsterer Miene zu und gab dann bittere Gegenrede; und als sich dessen Sinn nicht beugte, ließ er ihn gefangen nehmen und in den Turm führen.

Darauf warb er rings bei Fürsten und Städten um Bündnis und Freundschaft. Albrecht aber that ein gleiches, verband sich mit dem schwäbischen Bunde auf zwölf Jahre und erhielt von seinem Schwager, dem römischen König, Brief und Siegel, wodurch ihm das Erbrecht auf Herzog Georgs Landen bestätigt wurde; dagegen lehnte er es ab, Georgs Testament gutzuheißen.

Beide Teile rüsteten sich also zum Streite; denn da keiner daran dachte, nachzugeben, fiel der Entscheid den Waffen anheim.

Das war um den Michaelistag des Jahres 1503; da begann Herzog Georgius am Magen zu erkranken. Und weil das Übel mit jedem Tage wuchs, so berief er seine Ärzte. Diese steckten erst die Köpfe flüsternd zusammen, oder ließen sie tiefnachdenklich auf die Brust herabsinken; dann eröffneten sie dem Herzog, all sein Leiden komme von etwelchen Lanzenstößen, die er einstmals zu Nürnberg im Scharfrennen erhalten. Da könne ihm nicht geholfen werden, es wäre denn, er ginge in ein warmes Gesundbad. Dort würde er ganz bestimmt gesund und heil werden.

Georgius machte sich also mit zweihundert Pferden auf den Weg nach Baden. Allein der Herbst

war kalt und stürmisch, und der Herzog wurde mit jedem Tage der Reise elender. So saß er in Lauingen trüb und verzagt.

„Schickt nach dem Doktor Stöcker gen Ulm!“ befahl er seinen Dienern; „vielleicht weiß der Rat und Hilfe.“

Und als der Medikus kam und den Herzog sah und um dies und das fragte, da schüttelte er den Kopf und ward traurig und sprach: „Herr, Euch hilft nicht ein Gesundbad, noch irgend eine Arzenei. Euch liegt der Tod am Leibe, und den mag keiner mehr vertreiben. Kehrt heim und sterbt in Frieden, hoher Herr!“

Da ging dem Herzog ein schneidend Weh durch seine Seele; denn er hatte anderes gehofft, als Tod und Grab. Und finster saß er in seinem Stuhle und gab nicht Red' noch Antwort, und immer härter ward sein Angesicht. Nur einmal war's, da trat ihm eine große Thräne in sein Auge. Die ließ er eine kleine Weile an den Wimpern zittern, dann zerdrückte er sie gar sanft und sachte.

Und weiß nur er allein und Gott, wem diese Thräne galt.

Drauf fuhr er auf der Donau abwärts gen Ingolstadt.

Dort sollt er sterben.

Ein Minderbruder trat zu ihm ans Krankenbett.

„Herr, ehe Ihr beichtet, sagt mir erst, ob Ihr Euch aller Feindschaft frei und ledig wißt?“

„Hab' Allen verziehen," gab Georg kurz zurück. „Dem Vetter Albrecht aber nicht."

„Auch dem müßt Ihr verzeihen!"

„Laßt mich in Ruhe, ich mag das nicht! Das ist mein letztes Wort mit Euch."

Der Minderbruder gab die Hoffnung auf, des Kranken Sinn zu beugen, und ging wohl schweren Herzens.

Dann kam ein anderer, welcher gar gelehrt und seinem Fürsten wohl vertraut war. Dieser redete erst liebevolle tröstende Worte und sprach darauf davon, daß der Herzensfriede mit Gott und allen Menschen das erhabenste Gut sei.

Da schaute der Herzog zornig auf und murrte:

„Ich bin kein altes Weib, das seinen Sinn mit Worten wenden läßt. Bin Gottes Freund und aller Menschen, des Herzogs Albrecht Feind aber ewiglich!"

Drauf schwieg der Priester eine Weile. Sein Blick haftete fest auf des Herzogs Auge, so daß dieser zuletzt die Lider senkte.

Dann trat er näher, legte seine Rechte auf den Arm des Kranken und sprach: „Ihr müßt vor Gottes Richterstuhl erscheinen! Dort seid Ihr nicht mehr der stolze mächtige Herzog, sondern die arme Seele Georg, gar wohl der Gnade bedürftig. Diesen Richter werdet Ihr aber nur versöhnen können, wenn Ihr zuvor mit Anderen versöhnet seid. Ihr wähnt Euch von Herzog Albrecht beleidigt? Wohl! Denkt daran, was Ihr gegen ihn und Euere arme

Gemahlin, die Ihr mehr betrübt als geliebt habt, möget verschuldet haben!“

Da ging's wie heller Schmerz über das Antlitz des Herzogs Georg.

„Laßt mich allein,“ bat er, „bis ich Euch wieder rufe!“

Das waren ernste schwere Stunden, in denen der Kranke, mit seinem Grolle kämpfend, allein in seiner Kammer lag. Da stritten Christensinn und stolzer harter Mut in der Seele des Herzogs einen langen Kampf, der bis zum Morgen währte.

„Bringt mir den Priester, daß er Messe bei mir lese!“ befahl dann Georgius in schwachem Tone.

In stiller Andacht und heißem Beten folgte er dem heiligen Opfer. Als aber der Priester die Worte sprach: „Du Gotteslamm, das Du der Welt Sünden hinnimmst, erbarme Dich unser . . . gib uns den Frieden!“ da ließ er sich im Bette aufrichten, küßte mit Inbrunst das Kreuz, welches auf seinem Bette lag, und rief mit schmerzlicher Stimme: „Jetzt, o Christe Jesu, werfe ich, um Deiner Gnade und meiner Seligkeit willen, allen Haß aus meinem Herzen und verzeihe Allen und jedem insonderheit, die mich oder die Meinigen mit Worten oder Werken beschädigt oder beleidigt haben. Auch Du, Herr, Gott der Erbarmung, wollest ihnen verzeihen und zuvörderst mir armem Sünder! Amen.“

Da hörte der Priester seine Beichte und gab ihm den Leib des Herrn; denn seine Seele war von allem Haß geschieden.

Und bald darauf lag der Herzog im Todeskampf und hauchte seine Seele aus. Seine Leiche ward nach Landshut gebracht, sein Herz aber blieb in Ingolstadt.

Der Streit der Verbündeten jedoch dauerte fort, obwohl Maximilian am 1. Dezember auf einem Bundestage zu Ulm dem Herzog Albrecht die Lehen über Georgs Lande verliehen hatte. Denn der eine Teil wollte nicht nachgeben, weil er das Recht auf seiner Seite wußte, und Ruprecht nicht, weil ihn die Habsucht zum Streite stachelte. Deswegen schrieb Max einen Reichstag nach Augsburg aus, um Frieden zu schaffen, wenn es möglich wäre; denn die Macht des Königs war bereits im Verbleichen gegenüber der Unbändigkeit der deutschen Herren und Fürsten.

Anfangs Februar im Jahre 1504, am Tage der heiligen Agatha, versammelten sich in Augsburg um den römischen König etliche Kurfürsten, die Bischöfe: Philipp von Freising, Heinrich von Augsburg und Gabriel von Eichstätt, viele edle Fürsten und Herren. Die Herzoge Albrecht und Wolfgang von Bayern brachten den berühmten Doktor Gregorius Lamparter als Anwalt ihres Rechtes mit.

Als Maximilian, begleitet von seinem Schwager Albrecht, in Augsburg seinen Einzug hielt, begrüßte ihn das vierjährige Töchterlein des gelehrten Conrad Peutinger mit einer kurzen lateinischen Ansprache. Der König war nicht wenig erstaunt ob des Wunderkindes, das Juliana hieß, und hörte ihm aufmerk-

sam zu, indem er sich vom Pferde herabneigte. Aber als die Kleine ihren Sermon geendet hatte und Max sie aufforderte, sich nun von ihm ein schönes Geschenk zu erbitten, streifte sie gar schnell das Unnatürliche einer lateinischen Rednerin ab und rief, ihre Händchen zu Max erhebend: „Schenk' mir eine hübsche Docken!"

Der König lachte herzlich und erfüllte rasch den kindlichen Wunsch. Lange aber konnte sich das außerordentlich begabte Kind des kaiserlichen Geschenkes nicht erfreuen, denn es starb bald darauf, wohl infolge zu früher geistiger Anstrengung.

Am Tage nach dem Einzuge des Königs kam auch seine Schwester Kunigunde, die an den Herzog Albrecht von Bayern vermählt war, mit ihren kleinen Söhnlein und Töchtern in Augsburg an und ward von Max und Albrecht und fünfhundert Berittenen festlich empfangen. Die Herzogin hatte ihren königlichen Bruder gar oft wegen seiner Vorliebe für Augsburg geneckt, Max aber jedesmal geantwortet: „Hast Du nur einmal eine Woche in der guten treuen Stadt verlebt, so vergissest Du ihrer nimmermehr!"

Als er nun an ihrer Seite durch Augsburgs Gassen ritt und bemerkte, wie sie mit Wohlgefallen die Stadt und ihre Bürger betrachtete, da lachte er zufrieden und rief: „Hab' ich's nicht gedacht und gesagt, daß Du an meiner Liebe Gefallen finden werdest!"

Das Domkapitel und der Rat beschenkten die Herzogin; dann ließ Max ein Stechen und Rennen abhalten und abends auf dem Tanzhause einen köstlichen Mummenschanz.

Der König dünkte sich nicht zu hoch, in der Kleidung eines Bauers mit noch dreißig anderen Personen einen Bauerntanz aufzuführen, zum höchsten Ergötzen der geladenen Gäste aus dem Adel und Bürgerstande. Darnach kleidete er sich wieder in Gold und roten Atlas und nahm an einem wälschen Tanze Teil und schien es fast, als hätten ihn nie Sorgen gedrückt, und er wüßte jetzt gar nichts von solchen Dingen, die eines Fürsten Stirne kraus und finster machen und seinen Sinn verbittern können. Max zog sich vom Tanze erhitzt an die Seite seiner Schwester zurück, welche ihn mit drohend aufgehobenem Finger empfing.

„Es scheint,“ sprach sie, „die Augsburgerinnen gefallen Dir noch besser als Augsburg. Strahlest ja vor Wonne, wenn Du mit ihnen den Reigen tanzest!“

„Sind aber auch keine Jungfrauen edler geartet an Leib und Gemüt, als meine fröhlichen züchtigen Augsburgerinnen,“ versetzte Max, indem sein Blick vergnügt über die bunt wogende Menge glitt.

„Warum ist Jakob Fugger nicht hier?“ fragte die Herzogin nach einer Pause.

„Dort steht er,“ antwortete Max und deutete nach einer Säule, an welcher Jakob Fugger in fürstlichreicher Kleidung lehnte.

Der König befahl ihn an seine Seite und stellte ihn der Herzogin vor, die ihn mit einer gewissen scheuen Bewunderung betrachtete.

„Es freut mich, den Mann zu sehen, den mein königlicher Bruder so hoch achtet. Aber," fuhr sie mit etwas ernsterer Miene fort, „so sehr ich als Schwester des Königs den Augsburgern in Gnaden gewogen bin, so sehr habe ich als Gemahlin des Herzogs Albrecht von Bayern Ursache, ihnen zu grollen — um der Hilfe willen, die sie allzeit meinem ungeberden Schwager, dem Herzog Christoph, haben angedeihen lassen; und von den Fuggern erzählt man, daß sie ihm ganz besonders hilfreich gewesen seien. Christoph war doch in offenem Unrechte!"

„Dasselbe sagt der Herzog von seinem Bruder Albrecht," erwiederte Fugger in festem Tone. „Es ist wahr, Euer Schwager Christoph hat von den Augsburgern und auch von den Fuggern manche Hilfe erfahren, die Eueren Herrn arg verdroß. Wir haben nicht lange gewogen und geprüft, wer und wie viel ein jeder Recht hat; sondern wir haben geholfen, wo Hilfe erbeten wurde. Es ist das so Augsburger Art, und Ihr dürft uns darum nicht zürnen."

„Gut denn," sprach die Herzogin freundlich, „um der treuen Liebe willen, die Ihr zu meinem königlichen Bruder traget, sei Euch alles vergessen! Aber, Fugger, wanket nicht in dieser Anhänglichkeit! Ein Mensch, der auf gleicher Höhe mit Anderen

steht, mag leicht bleibende Freunde erwerben; ein König aber ist wie ein Turm, zu dem die Menschen aufschauen; sie bewundern seine Höhe, allein sie gehen an ihm vorüber. Könige haben Höflinge und Schmeichler übergenug um sich, Freunde nur wenige, oft gar keine.“ —

Die Herzogin zog sich bald in die für sie bereitete Wohnung im Hause des alten Patriziers Imhof zurück. Kaum dort mit ihren Kindern angekommen und im begriffe, sich zur Ruhe zu begeben, ward sie durch einen fürchterlichen Lärm so erschreckt, daß sie zitternd neben dem Ruhebette zusammenbrach. Die Edelleute des dem Herzoge Albrecht feindlich gesinnten Pfalzgrafen Ruprecht hatten viele kleine Büchsen in ein hölzernes Faß künstlich eingefügt und es mit den Füßen vor die Herberge der Herzogin gewälzt. In dem Fasse befand sich ein künstliches Feuer, das beim Entzünden alle Büchsen losbrannte.

Die hohe Frau sah in diesem Vorfalle eine Beleidigung ihres Gemahles Albrecht und reiste am andern Morgen tiefverstimmt ab. Auch Max ward hiedurch erbittert und drang jetzt mit aller Entschiedenheit auf die Schlichtung des Streites zu gunsten Albrechts.

Es begannen nun die Rechtstage, und man disputierte hüben und drüben mit Aufgebot alles Scharfsinns; aber wenn einer meinte, er habe seine Beweisführung unerschütterlich hingestellt, so kam stets der Doktor Gregorius Lamparter mit neuer

unverhoffter Gegenrede und warf alles wieder über den Haufen, was seines Herzogs Gegner erst noch so stolz und überzeugend vorgebracht hatten.

Jedoch alle Weisheit führte zu keinem Ziele; denn keiner der streitenden Teile wollte des Andern Recht und sein eigenes Unrecht einsehen, und je länger der Wortkampf währte, um so heißer wurden die Köpfe und desto härter die Herzen und Sinne.

„Nachgeben will ich nun erst recht nicht!“ dachte sich jeder, und machte ein grimmes Gesicht — warb Freunde und Bundesgenossen und schärfte sein Schwert.

Denn dieses sollte zuletzt entscheiden!

Über alledem war Max höchst unzufrieden und oft ritt oder ging er mit finsterer Miene durch Augsburgs Gassen, oder er saß ernst und wortarm in seinem Gemache, ließ den Jakob Fugger zu sich kommen, daß er ihm guten Rat gebe, oder die düstere schleichende Langeweile kürze, dachte dann wieder hin und her, wie er die leidige Sache zum Frieden wenden möchte ohne Blut und Schwertstreich. Obwol er aber die starren Köpfe der Fürsten und Herren bereits zur Genüge kannte, die nicht zum ersten male dem Kaiser und Könige trotzig den Handschuh hinwarfen, so meinte er doch, noch ein letztes zur Erhaltung des Friedens versuchen zu müssen.

Er lud demnach Alle, Freund und Feind, zu einer Unterhandlung nach Aichach. Dort hoffte er

mit seiner mildernsten Rede die erhitzten Gemüter in gutem Frieden einander entgegenzuführen, so daß der eine Part sein Unrecht erkenne, und der andere nicht unnötig hart auf seinem Rechte bestehe.

Redete demnach König Max, als er in der Fürsten mitte saß, so ernst und eindringend und beweglich, daß seiner Stimme Klang weich ward und zuletzt zitterte vor Leid und mahnender Bitte. Auch sein sonst so fest und klar schauendes Auge umzog ein feuchter Glanz, es drangen Thränen zu demselben hinauf und zu den Wimpern hinaus.

„Kein schändlicher vergossenes Blut," schloß er seine Rede, „als das der Deutsche im Kampfe gegen den Deutschen frevelhaft verspritzt. Da wird mir meine Krone zum Dornenreife, und das Scepter glüht mir in der Hand; mir ist's, als müßte es zum Schwerte werden, mit dem ich solchen Frevlern Recht, Sitte und Gesetz auf den wilden Schädel zeichne!"

Aber die Fürsten und Herren blieben harten und verstockten Sinnes, schüttelten trotzig die Köpfe und flüsterten mit ihren Räten.

Das bemerkte der Kaiser und in heftigem Zorne fuhr er auf, stieß sein Schwert wuchtig auf den Estrich, daß es klirrte, und rief: „Ihr Herren von der Feder und vom Rate! So viel mögt Ihr wissen: — wer aus Euch dem Kriege das Wort redet, der sei verflucht und dem Satan übergeben!"

Darob staunten sie wol einen Augenblick, aber auch nicht länger; sie legten vielmehr die Fäuste an

die Schwerter und Degen und riefen zu Max hinüber: „Herr, Ihr mögt gut reden, und wir noch besser fechten. Spart Euere Mühe! Der Krieg war längst geplant, damals schon, als Ihr noch vom Frieden träumtet!“

„Noch bin ich Herr in deutschen Landen!“ wetterte der König glühenden Auges und mit schallender Stimme. „Und noch lasse ich die Hoffnung nicht fahren auf den Frieden und gütlichen Vergleich!“

Sprach's und ritt in argem Unmute zurück nach Augsburg. Die Anderen aber, so ihm entgegen waren, schauten ihm hohnlachend nach und meinten:

„Jetzt erst recht!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

König Maximilian hatte in der Schlacht bei Regensburg unter dem tapferen Beistande der Augsburger, welche in dem bayerischen Kriege auf Seite des Königs und des Herzogs Albrecht standen, die für pfälzische Dienste gewonnenen Böhmen besiegt, war aber selbst, von einem Streitkolben hart getroffen, vom Pferde gestürzt und nur mit Mühe gerettet worden. Aus Dankbarkeit ließ Max zu ehren des von ihm hochverehrten Bischofes Simpert über dessen Grabe in der Ulrichskirche zu Augs-

burg eine aus erbeuteten Waffen gebildete Trophäe mit einer darauf bezüglichen Inschrift aufhängen.

Bei der Erschöpfung der beiden kriegführenden Parteien und wegen Aufnahme friedlicher Vergleichsversuche ruhten nun die Waffen, und kaum konnte Max sein Schwert in die Scheide stecken, so rief er fröhlich den von Regensburg abziehenden Augsburgern nach: „Macht mir gute Herberge in Euerer Stadt! Ich komme mit nächstem nach Augsburg, um meinen alten Frohsinn dort wieder zu finden und des Waidwerkes nach Herzenslust zu pflegen."

In der That kam auch Max bald nach Augsburg. Als er sich im Weichbilde der Stadt befand und die Türme und Häuser vor sich im Abendlichte glänzen sah, atmete er tief auf, strich sich dann mit der Rechten den Bart und rief, daß es über die Haide hallte, mit lauter Stimme: „Frisch auf zu lustigem Tanze, zu fröhlicher Jagd! 'S ist doch nirgend im ganzen Reiche schöner als in dir, du liebes Augsburg!" —

Er saß in der Pfalz in seinem Gemache. Auf dem Tische stand eine silberne Kanne voll Wein, daneben ein goldener Becher. Die Bürgermeister und Herren vom Rate waren gekommen, den König zu begrüßen.

„Ich glaube Euch alles zum voraus," rief wohlgemut der König und griff nach dem Becher, „dessen Ihr mich an Treue und Liebe versichern wollt. Laßt es uns kurz machen, Ihr Herren! Auf gut' Freundschaft allwege!"

Sprach's und leerte den Becher bis zum Grunde.

„Ich bin mit gar eigenen Plänen und Absichten zu Euch gekommen,“ fuhr er nach einer Pause fort. „Ihr wißt, daß mir nirgend woler ums Herz ist, als draußen im Schatten des grünen Waldes, wenn das Hifthorn schmettert und der Meute Gebell den Hirsch aus dem Tannendickicht aufschreckt, daß er mit wilder Hast dahinjagt. Da vergesse ich im Waldesduft die Sorgen des Königs, und hat mein Geschoß seine Beute ereilt, so bin ich glücklicher, als hätte ich eine Schlacht gewonnen. Und liege ich, wenn in der Glut des Mittags Wild und Jäger ruhen, im kühlen grünen Moose, indes nur verlorene Sonnenstrahlen durch das Geäste brechen, dann denke ich nicht zurück an die Pracht der Paläste, nicht an den fahlen Glanz, der meine Macht umgibt, dann bin ich stillvergnügt, wie nie, indem ich zum Himmel aufschaue, der über grünen Kronen zu mir niedergrüßt; und ein Trunk aus frischem Quell schmeckt köstlicher als aller Wein üppiger Tafeln, wo mit dem König auch die Sorge zu tische sitzt. Um nun, wenn ich in Augsburg weile, meiner Lust am' jagen genügen zu können, möchte ich das nahe Wellenburg erwerben. Es ist zum Neste geworden, seit Ihr Augsburger die Veste gebrochen habt, und die Lang und Lauginger, die nun Herren des alten Gemäuers sind, werden wenig Vergnügen an dem Steinhaufen haben. Ich aber möchte mir Wellenburg zum traulichen Jagdschlosse aufbauen; liegt es doch am Saume der wildreichsten Waldungen

und, was seinen Wert nur erhöht, im Weichbilde Augsburgs.“

Max hatte geendet; aber wie staunte er, als sein Blick auf befangene und bestürzte Gesichter fiel, und als besonders der Bürgermeister Ludwig Hofer die Augenbrauen gar bedenklich hoch zog und den Kopf langsam wiegte, als wollte er sagen: damit hat es einen Haken!

„Nun, was ist's, Ihr Herren?“ rief Max aufspringend.

Diese jedoch schauten sich verlegen an und rückten unwillkürlich enger zusammen, wie Schafe bei einem Gewitter.

„Ihr scheint kein sonderliches Wolgefallen an meinem Vorhaben zu empfinden,“ fuhr Max fort, einen Schritt näher zu den Herren vom Rate tretend.

Der Bürgermeister Hofer schnappte nach Luft.

„Als die Augsburger,“ stotterte er, „im Kampfe mit den Onsorg die starke Veste Wellenburg brachen, ward festgesetzt, daß die Burg nicht wieder aufgebaut werden dürfe. Wir Augsburger dulden,“ setzte er, seinen Mut wiederfindend, mit scharfer Betonung hinzu, „keinen festen Platz in der Nähe der Stadt; und wenn Ihr, hoher Herr, den Platz in Eueren Besitz bekommet, so können wir Euch nicht hindern, die Veste neu aufzubauen.“

Die Augen des Königs funkelten; doch rasch ging der Ausdruck seines Gesichtes in leichten Spott über.

„Ihr Augsburger habt von mir nichts zu befürchten.“

Hofer zuckte die Achseln.

Der König winkte mit der Hand. Rat und Bürgermeister zogen sich mit hängenden Köpfen zurück. Als sie aber den Fronhof überschritten hatten und die Gasse gegen das Rathaus hinabgingen, blieben sie an der Welser'schen Wechselstube stehen und flüsterten untereinander mit erhitzten Gesichtern.

„Der König darf Wellenburg nicht bekommen!“

„Das müßt Ihr den Lang und Laugingern sagen, diesen gehört das Nest.“

„Die Lauginger bearbeite ich.“

„Und den Lang nehme ich aufs Korn.“

„Wirst harte Arbeit finden!“

„Warum?“

„Weil der Dompropst Matthäus zu den Lang gehört, und Ihr wißt, wie hoch dieser beim König in gnaden steht. Der geistliche Herr wird schon dafür sorgen, daß seine Verwandten zu dem Begehren des Königs nicht nein sagen.“

„Das ist schlimm! Übrigens ist es genug, wenn die Lauginger ihren Teil nicht abgeben, und diese sind uns sicher.“

„Wenn wir aber mit dem unangenehmen Handel die Huld des Königs verscherzen?“ wandte schüchtern ein Ratsherr ein.

Der Bürgermeister kehrte sich rasch nach dem Sprecher.

„Was redet Ihr von Gunst?“ polterte er zornig. „Unser gutes Recht steht höher als des Königs Gnade! Merkt Euch das! Oder ist es eine gar so große Huld und Ehre für Augsburg, wenn Max wochenlang in der Stadt sitzt und Feste auf Feste hält, für die er dann, um sie zu bezahlen, keinen roten Heller in der Tasche hat? Denkt nur zurück an das Jahr 1500! Wißt Ihr's noch, was es damals, als der König abziehen wollte, ohne gezahlt zu haben, für ein arges Rumoren unter den Bürgern gab, er solle ihre Forderungen, die gute zwölftausend Gulden betrugen, erst bezahlen, ehe er aus der Stadt ritte? Hätten damals die Fugger nicht ihren großen Geldsack aufgethan, es wäre dem Max ergangen, wie dem in seinem Gefolge befindlichen päpstlichen Legaten, Cardinal Galeazzo, der wegen schuldiger sechshundert Gulden so lange vom Stadtgerichte zurückgehalten wurde, bis er durch den Verkauf des größten Teiles seines Hausrates seine Schuld löste. Möchte wahrlich wissen, ob die Fugger schon zu ihrem Guthaben gekommen sind! Große Herren haben bekanntlich in gewissen Dingen ein gar kurzes Gedächtnis.“

Während nun unten auf der Gasse der Rat solch' kühne Rede freilich flüsternd, führte, saßen oben in Welsers Schreibstube Ulrich und Jakob Fugger und der alte Welser um einen großen, mit kostbarem Holz eingelegten Tisch. Jeder von ihnen hatte Papiere und Rechentafeln vor sich. Über dem Tisch hing eine fünfarmige Lampe, deren Licht durch

geschliffene Gläser, welche die Flammen umgaben, noch gesteigert wurde. Gewirkte kunstreiche Tapeten, die von Eichenholzrahmen umschlossen waren, deren mit Gold gemusterten flachen Untergrund feingeschnitzte Fruchtguirlanden durchzogen, bedeckten die Wände. In der Ecke, dem Ofen gegenüber, befand sich ein Schrank mit vielen kleinen Schubladen und Thüren; die zierlich gearbeiteten Schlösser und Bänder waren vergoldet. Oben auf dem mit Laubwerk abschließenden Schranke stand das bis in die kleinsten Einzelheiten getreue Modell eines Kauffahrteischiffes, wie solche zu jener Zeit, da durch Columbus und Vasco di Gama neue Seewege und damit neue Handelsplätze aufgekommen waren, gebaut wurden. Neben der Thüre hing eine für die damaligen geographischen Kenntnisse wertvolle Karte, auf welcher die Seewege nach Amerika und Indien und die größten Handelsplätze angegeben waren.

Die Fugger hatten mit den Welsern 1503 in Antwerpen, dem damaligen Hauptstapelplatz des ostindischen Handels, ein Handelshaus gegründet, von dessen außerordentlich günstigen Geschäftsverhältnissen die in der Stube Anwesenden soeben aus den eingesendeten Berichten und Rechnungsauszügen Einsicht genommen hatten.

Ihre Zusammenkunft galt nun zunächst der Begründung und Ausführung neuer Pläne und Unternehmungen. Es sollten in Gemeinschaft mit einigen Häusern in Venedig, Florenz und Genua drei Schiffe ausgerüstet werden, welche sich der portugiesischen

Flotte, die nach Calcutta bestimmt war, anzuschließen hätten.

„König Emanuel von Portugal hat uns Bedingungen gestellt,“ sprach der alte Welser, eine Pergamenturkunde zur Hand nehmend, „welche so übertrieben sind, daß ich es fürs beste halte, von unserem Vorhaben abzustehen; denn ich kann nicht einsehen, daß wir Kaufleute gerade gut genug sein sollen, dem König von Portugal für die Erlaubnis, uns seiner Flotte anschließen zu dürfen, wobei möglicher weise die von uns ausgerüsteten Schiffe beim ersten Sturme untergehen, eine riesige Summe zu zahlen. Den ungeheueren daraus entstehenden Schaden könnten wir dann mit ruhiger Ergebung in unsere Bücher schreiben; dagegen hätten wir, wenn uns das Glück hold ist, einen Teil unseres Gewinnes, wie ihn größer uns kaum ein Räuber abpressen würde, in das Einnahmebuch des gar zu schlau rechnenden Königs zu setzen. Ich kann mich nicht dazu entschließen, meine Dukaten an ein Unternehmen zu geben, wobei entweder das Meer dieselben ganz oder die Habsucht des Portugiesen zum größten Teil verschlingt. Nein,“ schloß er lachend und strich sich mit der Rechten über seinen silberhaarigen Scheitel; „will Emanuel den Rahm, so mag er auch die Milch behalten!“

„Und was meinen unsere Geschäftsfreunde in Venedig, Genua und Florenz?“ fragte Ulrich Fugger, etwas mißgestimmt.

„Sie wollen, wenn wir auf die Bedingungen des Portugiesen, die sie eine vertragsmäßige Aus-

plünderung nennen, nicht gerne eingehen, ohne Widerrede auf die Ausrüstung der Schiffe verzichten und sich mit den bisherigen Handelswegen begnügen. Sie könnten nicht genug sichere Vorteile in dem Unternehmen erkennen, seitdem König Emanuel seine habgierige Hand darein gemischt."

Ulrich Fugger blickte immer finsterer.

„Die Sache scheint verfahren zu sein, ehe sie noch in rechten Fluß gekommen ist," grollte er. „Ich kann in der Angelegenheit keinen gesunden Fleck mehr finden. Ich denke, wir verzichten auf unser Unternehmen."

Jakob Fugger aber saß da und rechnete ruhig auf seiner Schreibtafel, hielt zuweilen nachdenklich inne, sah bedeutungsvoll nach dem kleinen Schiffmodell auf dem Schranke und zählte und schrieb wieder fort.

Endlich legte er den Stift auf die Tischplatte. Ruhig und ernst war sein Blick.

„Ich kann niemanden zwingen, meiner Ansicht zu sein. Ich aber bin entschlossen, wenn die italienischen Städte und Augsburg zurücktreten, ein Schiff auf meine eigenen Kosten auszurüsten."

Er hatte dies so ruhig und mit dem Tone gereifter Überzeugung gesprochen, daß Ulrich und Welser ihn mit großen Augen ansahen.

„Nicht möglich, Bruder, daß Du so ruhig Dich dem sicheren Nachteile überlassen willst?"

„Warum?" gab Jakob fest zurück. „Es kann geschehen, daß mein Schiff untergeht; das ist Gottes

Sache. Tritt dieser Fall ein, so darf ich nicht vergessen, daß jeder, der ein Schiff über das Meer sendet, auch mit den Gefahren rechnen muß. Der Kaufmann ist nicht nur ein genauer Rechner, er ist auch ein kühner Spieler. Und ist er das letztere nicht, so bringt er es auch mit dem ersteren nicht über den engherzigen Krämer hinaus, dessen Blick und Mut nicht weiter reicht, als er den Pfennig des sicheren Gewinnes in nächster Nähe sieht. Ich habe berechnet, daß selbst dann, wenn die erste Fahrt nach Calcutta nur einen verschwindend kleinen Gewinn abwirft, zu einer zweiten Fahrt mir schnell die Flügel freier Bewegung wachsen. Ich verlange nur einen tüchtigen Mann, der meinem Schiffe vorsteht und den einmal gefahrenen Seeweg auch ohne den Schutz der portugiesischen Flotte ein anderesmal sicher zu finden weiß; dann bürge ich Euch dafür, wenn anders Gott seinen Segen gibt, daß Calcutta seinen Reichtum mit mir teilt."

„Ihr rechnet kühn," versetzte Welser, die Brauen aufziehend; „aber einen Rechnungsfehler finde ich in Eueren Worten nicht."

„Deine Meinung, Ulrich?" fragte Jakob seinen Bruder.

„Ich kann mich nicht zu Deiner Ansicht bekehren, so verlockend Du sie vorzutragen verstandest. Du hast nicht gemalt, Du hast gerechnet; dies wäre allerdings bestechend."

„Du kannst ja mit Welser von dem Unternehmen zurücktreten," meinte Jakob scheinbar gleich-

giltig, doch mit einem leisen Anflug von Spott. „Ich gehe an dem Versuche, selbst wenn er ganz mißglückt, nicht zu grunde. Ein Fugger, denke ich, darf und soll etwas wagen, und wäre es der Jakob Fugger allein, der den Mut hat, einen Teil seines Geldes auf den Meereswellen tanzen zu lassen.“

„Aber der König von Portugal!“ wendete Welser zaudernd und fast zaghaft ein.

„Wird auch mit sich handeln lassen,“ ergänzte Jakob. „Wenn er auch eine arge Seeratte zu sein scheint, so ganz und gar wird er doch nicht zum vertragsmäßigen Seeräuber geworden sein, daß mit ihm nicht zu reden ist. Und sollte er auch ein Viertel unseres Gewinnes für sich beanspruchen, so bleiben noch immer drei Viertel für uns; setzen wir hievon eines für die Kosten, so macht sich die Rechnung zu unseren Gunsten von selbst.“

„Ich meine fast, ich komme von meinem Widerstande ab,“ sprach Welser, sich an das Kinn greifend.

„Ja, wenn Ihr mit meinem Bruder übereinstimmt, dann will ich auch nicht anderer Ansicht sein,“ setzte Ulrich Fugger mit sichtlicher Zufriedenheit bei und legte seine Hand, wie zur Bekräftigung, auf die vor ihm liegenden Papiere.

Jakob erhob sich.

„Wir wollen über die Sache nicht nur schlafen, sondern auch beten. Und zudem, meine Lieben, wir stehen in dieser Angelegenheit nicht allein, sondern wir vertreten damit die Ehre und die Interessen unseres deutschen Vaterlandes. Dafür wollen die

Fugger gerne einen Sack Goldstücke auf die Wellen des Meeres und die Kugel des Glückes legen. Doch, gehabt Euch wohl! Der König hat mich noch in seine Pfalz entboten."

Er schied.

Finster waren die Gassen, dicht umwölkt war der Himmel. Da und dort brannte ein Ölflämmchen vor einem Madonnenbilde, doch sein Strahl war zu schwach, um den Boden der Gasse zu erreichen.

Mürrisch tappte der Nachtwächter seinen Weg, die verrostete und schartige Hellebarde auf der Achsel tragend.

„Wohin rennt der noch?" brummte er, als Jakob Fugger an dem halbblinden Alten vorübereilte. „Um diese Zeit gehört kein Mensch mehr auf die Gasse als ich, der Nachtwächter. Heilloses Volk, das jetzt in Augsburg heranwächst! Will um sieben Uhr noch nicht zu hause sein! Gesindel, ganz regelrechtes Gesindel, das — ah — ich hätte schon Schlaf! — Überall verkehrte Welt! Der Nachtwächter möchte schlafen und muß wie ein Maulwurf durch die Gassen kriechen; und die Andern, die schlafen sollen, laufen herum, als ginge die Sonne auf statt des Mondes! 'S ist keine rechte Ordnung mehr in der Stadt!" —

Jakob trat in das Gemach des Königs. Der diensthuende Edelknabe, ein Neuling, zog sich schnell, nachdem er Fugger eingeführt hatte, voll Erstaunen zurück, als er sah, daß Max dem Augsburger Bürger mit offenen Armen entgegenkam.

„Habe ich doch gemeint, Ihr wäret von der Erde verschwunden, da Ihr so lange nicht kamt; denn weil ich an Euerer treuen Liebe nicht zweifeln konnte, mußte ich an Euerem Leben zweifeln.“

„Gottlob, ich bin gesund, wie der Vogel in der Luft und wie der Hirsch im Walde, vorausgesetzt, daß Ihr, hoher Herr, ihn nicht schießt. Könnte ich nur das gleiche von meinem Bruder Georg sagen, der auf dem Siechbette liegt!“

„Gott schenke ihm Genesung!“ entgegnete Max mit Wärme. „Jeder Fugger stirbt zu frühe. Aber unserem Herrgott dürfen wir nicht Widerrede thun. Setzt Euch! Ich will Euch etwas erzählen.“

Und nun berichtete Max von seiner Unterredung, die er mit Bürgermeister und Rat wegen Wellenburg gehabt hatte.

„Nun, Fugger, möchte ich Euere Meinung darüber hören!“

Jakob drehte den ihm vorgesetzten silbernen Becher langsam zwischen den Fingern. Dazu lächelte er, als säße ein rechter Schalk in seinem Gesichte.

„Mein König,“ begann er nach einer Weile, „habt Ihr Mut?“

„Gewiß!“

„Auch Geduld?“

„Das geht bei meinem Blute schon etwas schwerer. Doch, wenn es sein muß, ja!“

„Gut! Bleibt auf Euerem Begehren! Macht nicht viele Worte; sagt nur immer: ich will Wellenburg. Die Augsburger laufen Euch bis Köln und

in die Niederlande nach und bitten Euch, Ihr möchtet mit ihnen streiten, sie gäben am ende doch gerne nach."

„Fugger, Ihr habt eine böse Zunge!"

„Ich? Gott bewahre! Was kann ich dafür, wenn die Augsburger nicht anders sind, als sie eben sind?"

„Seid Ihr denn wirklich so schwach, daß, wenn ich auch aus Wellenburg eine Veste machte, Euere Stadt darum zu zittern brauchte?"

„Majestät," entgegnete Fugger, „Ihr habt die Augsburger zu lieb, um ihnen ein Leid zu thun; und sitzt einmal ein Anderer auf dem Steinnest, dann sind die Augsburger Narren, wenn sie ihn fürchten. Ich wußte von dem ganzen Handel nichts; aber nach dem, was Ihr mir erzählt habt, begrüße ich Euch als den deutschen König Max und den siegreichen Herrn von Wellenburg!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Jakob Fugger hatte von seinem Schwiegervater, dem Patrizier Artz, mehrere am Weinmarkt befindliche Häuser als Mitgift seiner Frau erhalten. Dieselben waren alt und winkelig, ungleich in ihrem Äußeren, finster, schwerfällig im Innern; dem Geschmack und der Anforderung vergangener Zeiten konnten sie wohl genügen, aber für den Reichtum

eines Jakob Fugger waren sie viel zu unbedeutend, sowie für die nötigen Schreibstuben, Prunkgemächer, Gastzimmer und Warengewölbe durchaus unzureichend. Überdies wollte Jakob Fugger nicht nur ein Haus besitzen, das seines Namens und seiner Schätze würdig war, sondern er wollte auch seiner lieben Sibylle ein glänzendes und trauliches Heim bieten. Dies konnte er nur durch einen gänzlichen Umbau der Artz'schen Häuser erreichen.

Er ließ also den Baumeister Jakob Zwizel, ein Schüler des berühmten Architekten Engelberger, einen Plan für den Neubau entwerfen. Die Außenseite desselben sollte mit Schildereien geziert, die inneren Räume sollten mit allem Glanze geschmückt werden, den damals Kunst und Handwerk zu bieten vermochten; für die Bedachung und für die großen Wasserspeier in Drachengestalt war gediegenes Kupfer, welches die Fugger'schen Bergwerke in Fülle lieferten, in Aussicht genommen.

Während nun die Bauleute rüstig an dem Fugger'schen Hause arbeiteten, und das Staunen der Augsburger über den gewaltigen Prachtbau um so mehr wuchs, je mehr die Mauern in die Höhe stiegen, ließ Jakob Fugger zu gleicher Zeit vor dem Frauenthore am Graben einen Garten herstellen, dessen wunderbare Reize derart waren, daß Beatus Rhenanus, der große Gelehrte, keinen Anstand nimmt, zu erklären, die Fugger'schen Gärten in Augsburg seien selbst denen des Königs von Frankreich zu Tours und Blois vorzuziehen. Einheimische

und wälsche Frucht- und Zierbäume beschatteten einen Blumenteppich, dessen Farbenpracht blendend, dessen Wohlgerüche berauschend waren.

In der Mitte des Gartens stand ein Lusthaus, ausgeschmückt mit Gemälden an der gewölbten Decke und mit ausländischen ausgestopften Vögeln, die teils auf malerisch geordneten Steingruppen in den zwischen den buntbemalten Fenstern befindlichen Nischen saßen, teils in goldenen Ringen schwebten, welche von gemalten Genien gehalten wurden und von der Decke an fein gegliederten Kettchen niederhingen. Künstliche Wasserwerke, niedliche Cascaden, Fontänen und wasserspeiende Delphine unterbrachen den bunten Blumenflor. Es war ein wahres Eden, das aus wildüberwuchertem Boden hier geschaffen worden war und das am schönsten in seiner ganzen duftigen Herrlichkeit erschien, wenn der Silberglanz des Mondes es umfloß.

Fugger war nicht zufrieden damit, sich selbst ein kleines Paradies geschaffen zu haben, er bepflanzte auch den ganzen Zwinger mit edlen Weinreben, in der Hoffnung, seinen Mitbürgern dadurch nicht nur ein gutes Beispiel für eine neue Bodenbenützung zu geben, sondern auch den landschaftlichen Reiz der Stadt durch den Weingarten zu heben.

Die Chronik erzählt nicht, ob die Augsburger den Wein gekeltert und getrunken haben. Ja, es steht sogar zu befürchten, daß die Trauben selbst vor dem naschhaftesten Kinde sicher waren; denn die Augsburger Sonne war für das Weinkochen nie

warm genug, auch nicht zu Jakob Fuggers Zeiten; allein Fugger hatte damit in Augsburg nur das versucht, was auch in Landshut von einem unternehmenden Kopfe, der auf sehr hochgebornen Schultern saß, probiert worden war, ob man nicht Wein bauen könne, um selbsterzeugten ungenießbaren Essig zu bekommen.

Dieses gelang nun allerdings vortrefflich.

Aber wenn auch die Kinder mit verzogenen Gesichtern an den Trauben vorüberschlichen; die Spatzen und andere mutwillige Vögel hatten doch ihr helles Vergnügen an dem Weingarten, worin sie ungestört ihr Wesen trieben und mit den harten Schnäbeln in die noch härteren Beeren hakten, daß es fast klang, als pochte ein Specht an einer Weißtanne.

An seinen eigenen Trinkbecher, sowie an die seiner Gäste hatte Jakob Fugger bei Pflanzung jener Reben sicherlich nicht gedacht; denn was hätte er sonst mit den feinsten deutschen und ausländischen Weinen angefangen, die in großen Fässern oder in kleinen zierlichen Gebinden in seinen Kellern lagen!

Der paradiesische Garten war kaum vollendet, als ihn auch Jakob Fugger zum Gemeingute seiner ganzen Familie machte. Er war nie glücklicher, als wenn seine Gattin und die Brüder Ulrich und Georg mit ihren Frauen und Kindern im goldenen Abendlichte dort lustwandelten und die Kleinen ihre Lust austobten; aber auch nie unglücklicher.

Denn ihm blieb die Freude versagt, ein Kind auf seinen Knieen zu wiegen, das ihm mit kecker Hand den Bart zerzaust und froh auflachend ihn Vater genannt hätte.

Das that ihm oft stechend wehe!

Was lag nicht alles in seiner Hand, was zu seinen Füßen! Sein Reichtum wuchs durch Wechsel, Handel und Bergwerk, daß es ihm selbst oft schien, ein märchenhafter Goldregen fülle nachts, wenn er schlafe, Kisten und Schränke. Er konnte einen Kaiser fragen: wie reich bist du? — und gewiß sein, daß er Sieger blieb; aber an eine Mutter, die am Wege saß und für ihr Kind um Brot bettelte, konnte er diese Frage nicht richten. Denn die Arme hätte ihm mit beiden Armen und leuchtenden Augen ihr Kind entgegengehalten und gerufen: hier ist mein unbezahlbarer Reichtum!

Seiner Gattin gegenüber verbarg er sorgfältig die düsteren Schatten dieses tiefen Leides. Er fühlte, daß es unrecht wäre, ihr seinen Schmerz zu klagen. Gott wollte es so, und darum murrte Jakob Fugger nicht.

Aber einmal brach doch die Klage in ihrer vollen Kraft über seine Lippen. Ein Vormittag war es und etwa die neunte Stunde. Nur wenige Thauperlen lagen noch in der Tiefe der Blumenkelche; die anderen alle hatte längst die Morgensonne getrunken. Schmetterlinge und bunte Käfer gaukelten über den Blumen.

Jakob Fugger saß auf einer von Flieder überschatteten Bank; neben ihm ein alter Barfüßermönch. Dieser schaute gar klar und zufrieden in den weißen Sand zu seinen Füßen nieder, indes er eine frisch gebrochene dunkle Rose zwischen seinen Fingern hielt. Ich weiß nicht, war der Garten schöner in seiner vollen Blumenpracht, oder der Greis in dem tiefen Gottesfrieden, der aus seinem Antlitz strahlte.

„Große Pracht, entzückende Augenweide," sprach der Mönch; „wenn nur auf dieser Herrlichkeit nicht ein Schatten läge!"

„Was meint Ihr damit?" fragte Fugger.

„Was nützt Euch denn all diese Pracht?"

„Nichts!"

Dieses eine Wort klang unsagbar schmerzlich von den Lippen Fuggers.

„Ihr seid reich, so reich, daß ein Bettelmönch nur sagen kann: Ihr seid zum erschrecken reich. Was thut Ihr mit dem Geld und Gut? Ihr baut Euch Paradiese damit, aber keinen Himmel!"

Fugger blickte ernst zu dem Mönch hinüber.

„Hätte ich nur einen Sohn!" seufzte er.

Der Pater legte seine Hand auf Fuggers Arm.

„Ihr habt kein Kind. Rechtet nicht mit Gott darum! Wollt Ihr gar alles aus seiner Hand, was Segen und Glück heißt? Gebt Euch zufrieden, oder betet nicht mehr das Vaterunser! Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden!"

Fugger saß mit verschlungenen Händen und tiefgesenktem Haupte da.

„Meine Brüder besitzen Reichtum und Kinder; ihnen ist größeres Glück zugemessen, denn mir.“

„Das ist Gottes Sache. Übrigens — nennt Ihr auch das ein beneidenswertes Los, daß Euer Bruder Georg auf dem Siechbette liegt und vielleicht in der Kraft seines Lebens sterben muß?“

„Pater, redet nicht vom Tode!“

Jakob Fugger hatte diese Worte mit bebenden Lippen ausgesprochen; es war, als schaudere seine Seele bei dem Gedanken, der Tod könne mit seinen kalten Knochenfingern das Leben des geliebten Bruders knicken.

Er stand auf.

„Verzeiht, Pater, wenn ich Euch bitte, mit mir den Garten zu verlassen! Meine Seele ist traurig geworden und fremd in der stillfrohen Pracht der Natur. Ich will zu Georg gehen und sehen, wie er diese Nacht zugebracht hat. Begleitet mich!“

Regina, Georgs Gattin, empfing die beiden Männer mit tiefroten Augen.

„Du hast geweint, Schwägerin?“ fragte erschrocken Jakob Fugger.

„Ja; die ganze Nacht hindurch habe ich gebetet und geweint. Schwager, ich hätte nicht geglaubt, daß ich so frühe zur Witwe werden soll.“

„Steht es denn schlimmer um Georg?“

Regina nickte und brach abermals in Schluchzen aus. Jakob trat nun allein in die Krankenstube,

während der Mönch mit Regina in jenes Gemach ging, wo Georgs Söhne in stillem Bangen auf die Mutter harrten, welche sie seit dem verflossenen Abend nicht mehr gesehen hatten. Freudig eilten sie ihr entgegen; als sie aber die gramvolle Miene und die rotgeweinten Augen derselben sahen, da brachen sie in laute Klage aus. —

Jakob stand am Bett seines Bruders. Eine einzige Nacht hatte genügt, um den kräftigen Mann zu knicken und ihm das Aussehen einer mühsam atmenden Leiche zu geben. Ernste Gedanken bewegten Jakobs Seele, und nachdem sie das Glück vergangener Tage durchgangen hatten, hielten sie vor einem offenen Grabe stille.

Eine große schwere Thräne entfiel dem Auge Jakobs. Georg hatte sie fallen sehen und reichte dem Bruder schweigend die magere fieberheiße Hand. So schauten sie sich lange und tief in die treuen Augen, und ihre ganze volle Liebe, die sie ihr Leben lang ungetrübt verbunden hatte, sprach aus den umflorten Blicken.

„Jakob,“ begann leise der Kranke, „Du hast oft geklagt, daß Dir der Himmel den Kindersegen versagt hat, und ich kannte kein größeres Glück als meine Kinder. Nun, da ich fühle, daß ich gar bald sterben muß, nun machen mir meine Lieben den Tod doppelt bitter. O, ich scheide ohne Weh von den Reichtümern, die mir Gott gegeben hat, aber von meinen Kindern zu scheiden, das bricht mir schier das Herz!“

Er schwieg. Der Schmerz wühlte in seinem bleichen Angesichte. Er rang mit aller Kraft seiner Seele nach Ruhe.

„Du weißt, Jakob, wie lieb und gut meine Söhne allzeit gewesen. Das war unter allem Gottessegen der reichste. Dir — Dir schenke ich meine Kinder. Sei Du ihnen Vater!“

Jakob drückte innig die Hand des Bruders.

„Dann,“ fuhr der Kranke fort, „möchte ich, daß wir Fugger „von der Lilie“ ein gemeinsames Grab erhielten. Als ich heute Nacht schlaflos auf meinen Kissen lag und der matte Schein der Lampe durch meine Stube zitterte, da stieg ein eigentümliches Bild vor meinem Geistesauge auf. Mir war's, als stände ich in der Kirche von St. Anna. Der Nordwind heulte und rüttelte an den hohen Fenstern; tiefe unheimliche Stille herrschte im dunklen Gotteshause, in welchem nur ein einziger kleiner Stern glühte, das ewige Licht vor dem Sakramentshause. Plötzlich öffneten sich die Thüren, welche den Kreuzgang des Klosters mit der Kirche verbinden. Ein langer Zug von Mönchen, deren Häupter mit der Kapuze verhüllt waren, durchschritt langsam und feierlich mit ausgelöschten Kerzen in den Händen das Gotteshaus. Vor dem Tabernakel knieten sie nieder und zündeten ihre Kerzen an, deren Licht die hohen Räume mit blendendem Glaste überzog. Da sah ich, wie am Westende der Kirche die Wände wichen und eine Apsis sich bildete, reich mit Gold und kostbarem Marmor ausgeschmückt. In halber

Höhe erblickte ich eine Empore, auf welcher eine herrliche Orgel stand, deren aufgeschlagene Flügel mit frommen Schildereien bedeckt waren. Das kunstvolle Mosaikpflaster des Bodens war an einer Stelle aufgerissen; dort gähnte eine Gruft herauf. Die Mönche schritten der Apsis zu, doch nicht mehr schweigend; sie sprachen Psalmen mit lauter Stimme und trugen einen Sarg in ihrer Mitte. Bei der Gruft scharten sie sich im Kreise um dieselbe und sangen ergreifende Totengesänge. Und nun senkten vier Mönche den Sarg hinab. Da hörte ich einen Greis beten: Absolve Domine animam famuli tui Georgii .... Requiem æternam dona ei Domine et lux perpetua luceat ei! Requiescat in pace! — Amen! sangen die Mönche. Es zog wie Geisterwehen durch die Hallen, dann war's mit einem male wieder nächtig finster um mich; mein Geist hatte mein Grab und meine Bestattung geschaut." — —

Wenige Tage darnach war Georg Fugger eine Leiche. Er hatte auch den letzten herbsten Schmerz, den des Abschiedes von Weib und Kind, überstanden, und als er ausgerungen hatte, lächelte er glückselig, als sei er im Schauen Gottes gestorben.

So bestatteten sie ihn zur Erde.

Da zeigte es sich, daß auch der größte Reichtum die Thränen einer Witwe nicht zu stillen vermag; denn Regina weinte, so lange sie lebte, um ihren Georg, und wenn die Kinder vom Vater sprachen, oder jemand in Liebe und Lob seiner gedachte, so blutete ihr treues Herz stets von neuem.

Jakob aber hatte seinem Bruder Ulrich erzählt, was ihm Georg von seiner Vision mitgeteilt hatte. Ulrich, selbst schon bejahrt und mit weißen Locken und gleichem Barthaare versehen, und die wachsenden Gebrechen des Alters bitter empfindend, war von dem Tode Georgs, der ihm, um seines weichen Gemütes willen, viel näher stand, als der großartig angelegte, aber gar zu ernste Jakob, so tief ergriffen, daß er sich bei der Erzählung von Georgs Traumgesichte der Thränen kaum erwehren konnte.

„Jakob," sprach er, sich müde in seinen Sorgenstuhl zurücklehnend, „Georgs Tod mahnt auch mich an mein Ende. Unterbrich mich nicht, ich bitte Dich! Wenn ich sterbe, fällt ein dürrgewordener Ast vom Baume; dieser aber bleibt frisch und voll üppiger Triebkraft. Die Fugger sind groß und stark geworden, der Herbst des Einen ist der Frühling des Anderen. Unser Geschlecht steht da wie eine mächtige Eiche, deren Äste die Erde beschatten, deren fester Stamm die redliche Arbeit, deren Mark ein reicher Gottessegen ist. Unser Georg hat herrliche Söhne hinterlassen: den Markus, der seinen Lebensweg zum Altare nimmt, den Raimund und Anton, diese für Kunst und Wissenschaft begeisterten jungen Männer, und seine liebe Tochter Regina. Mir selbst hat Gott reiche Nachkommenschaft geschenkt: meinen ältesten Sohn Ulrich, der dem Bergbau in Schwaz vorsteht, dann den lieben Sonderling und Weiberfeind, den Hieronymus, der immer sagt, das Geld sei das größte Übel der Erde, außer man schenke es den Armen

und kaufe sich selbst frohe Tage darum; und dann meine Töchter: die Anna, Ursula, Veronika, Sibylla und Susanna, prächtige Frauen und Jungfrauen, würdig des Fugger'schen Namens. Da ist es nicht mehr Übermut, wenn unser Geschlecht sich eine eigene Ruhestätte baut. Wir haben es um Augsburg verdient, daß unsere Asche an heiliger Stätte ungestört der Auferstehung entgegenharrt, und wenn wir uns ein fürstliches Grabmal errichten, so haben wir ein Recht dazu; denn die Fugger „von der Lilie" sind Fürsten der Arbeit; ihr Fleiß, ihr Schweiß hat sie groß gemacht: das ist ihr schönster Adelsbrief."

So ward denn rasch ans Werk gegangen. Georgs Vision bildete den Grundplan für die Ausführung. An der Westseite der Kirche zu St. Anna sollte eine der Höhe des Gotteshauses angemessene Kapelle erbaut werden, und zwar von bedeutender Größe. Die besten Meister wurden dazu ausgewählt. Für die Steinmetzarbeiten erkoren die Brüder Jakob und Ulrich den Meister Gregori und seinen Schwager, Meister Adolph; sie sollten in weißem Marmor ihre Kunst verewigen. Die prächtige, noch jetzt klangvolle Orgel baute Jhan von Doubraw, vermutlich ein Niederländer; die Flügel der Orgel mit den farbenglühenden Bildern malte wohl Lukas Cromburger, der in Fugger'schen Diensten stand. —

Erst im Jahre 1512, als auch Ulrich Fugger bereits tot war, erreichte diese Begräbnisstätte, herrlich wie sie manche Fürsten nicht besitzen, ihre Vollendung. Damals mag sie ein würdiges Spiegel-

bild Fugger'scher Pracht gewesen sein. Jetzt ist sie — ein Grab. Die Zeit hat auch an der majestätischen Grabkapelle der Fugger den nagenden Zahn angesetzt. Menschen, die einen anderen Glauben haben, als die Stifter der Kapelle, beten jetzt hier; aber man sieht es mit stiller Freude: sie halten die Stätte, wo die katholischen Fugger ruhen, in Ehren.

Hohl tönt der Schritt deines Fußes auf dem bunt gewürfelten Pflaster. Es ist ja unten ein Grab! Und das Grab flüstert dir, wie hohl das Leben sei ohne Tugend, und wie blumig selbst ein Grab ist — im Gottesfrieden!

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am 22. Mai 1506 kamen die drei Schiffe, welche Venedig, Florenz und Genua in Gemeinschaft mit den Augsburgern Jakob und Ulrich Fugger, Welser, Föhlin, Gossenbrot und Höchstetter zu einer Fahrt nach Calcutta ausgerüstet hatten, reich beladen zu Lissabon an. Der König von Portugal beeilte sich, durch einen Gerichtsbeamten den vierten Teil der geladenen Waren für sich zu fordern, der ihm auch ohne Anstand verabfolgt wurde. Doch kaum war dies geschehen, so stellte der König die weitere Forderung, es sollte ihm in anbetracht des den Schiffen gewährten Schutzes noch ein Zwanzigstel des Gewinnes zuerkannt werden. Der Vertreter

der Handelsgesellschaft in Lissabon verweigerte die Leistung, worauf König Emanuel die Schiffe und Waren mit Beschlag belegen ließ. Ein reitender Eilbote brachte diese unangenehme Botschaft nach Augsburg. Der alte Welser wetterte, daß sein Gesicht blaurot ward; die Anderen teilten seinen Unmut und nannten den König von Portugal einen unersättlichen Wucherer, dem sie keinen Heller mehr zahlen würden, als ursprünglich ausbedungen gewesen; lieber fingen sie einen Rechtsstreit gegen ihn an, als daß sie sich von ihm so betrügen ließen. Dazu schüttelte wieder Jakob Fugger bedenklich den Kopf.

„Da muß ich wohl wieder meine eigenen Wege gehen,“ sprach er, „weil ich den möglich größten Gewinn machen möchte, und dies ist nur dann zu erreichen, wenn auch die neue Forderung des Königs befriedigt wird. Denn weigern wir uns und fangen wir Streit mit dem König an, so dürfen wir erstlich darauf rechnen, daß derselbe ein paar Jahre dauert, bis er ausgetragen ist; unterdessen verdirbt uns ein Teil der Waren auf den Schiffen, mit denen wir überdies so lange nichts mehr verdienen können, als sie unter Sequester liegen. Endlich, wer bürgt uns dafür, daß wir im Prozesse nicht unterliegen und dann auch noch diese Kosten zu tragen haben? Ich mag die Sache drehen und wenden, wie ich will, so finde ich unseren Vorteil nur in der Befriedigung der neuen Forderung Emanuels.“

„Sollen wir uns von dem Portugiesen an der Nase führen lassen?“ eiferte Welser.

„Diesesmal müssen wir es uns, wohl oder übel, gefallen lassen,“ entgegnete Jakob Fugger ruhig. „Ich denke, wir Augsburger senden dem König ein Schreiben, worin wir seine Forderung annehmen, ihm aber zugleich erklären, daß wir für seinen ferneren Schutz ganz entschieden danken, da wir ihn gar zu teuer fänden.“

Und so geschah es auch. Welser wollte sich freilich lange nicht fügen, zuletzt beugte er doch seinen Willen. Kam aber je wieder die Rede auf den König von Portugal, so verfinsterte sich sein Gesicht, und um die Mundwinkel zuckte es, als hinge ein Gewitter an seinen Lippen.

Als nun der Handel ganz abgewickelt war, zeigte sich, daß Jakob Fuggers Rat wieder der beste gewesen war; denn mit den dreißigtausend Dukaten, welche die Augsburger in das Unternehmen gesteckt hatten, gewannen sie, nach Deckung aller Unkosten, noch an 85,250 Dukaten, die nicht wenig dazu beitrugen, den Reichtum Augsburgs und damit seinen Glanz zu steigern.

Als König Maximilian hievon Nachricht erhielt, lachte er fröhlich auf und rief: „Das haben meine Augsburger gut gemacht; nur fürchte ich, das viele Geld könnte ihnen nicht gut bekommen. Sollten ein wenig mit mir teilen, dann ist mir auch geholfen.“

Max hatte beschlossen, die längst in Aussicht genommene Romfahrt und Kaiserkrönung zu verwirklichen, bedurfte aber hiezu, da er voraussichtlich von seite der Venetianer wie des Königs

Ludwig XII. von Frankreich Widerstand zu befürchten hatte, eines starken wohlausgerüsteten Heeres. Er begnügte sich also nicht mit den 26 Reitern und 50 Fußknechten, welche Augsburg, nach den Bestimmungen des Reichstages von Constanz, stellen sollte, sondern forderte noch, daß Augsburg seinen Rat und Pfleger Kaspar Winzerer mit seiner Rüstung auf sich nehme und unterhalte; ferner, daß man ihm einen aus den Geschlechtern, der eines guten Vermögens und kriegstüchtig sei, wohl ausgerüstet zusende und endlich Büchsenmeister und Schlangenschützen, so viel die Stadt nur habe. Dann ging es an das Geld. Die Kaufleute von Augsburg, Nürnberg, Memmingen und Ravensburg sollten dem König eine große Summe gegen „genügende“ Versicherung und „ziemlichen“ Zins borgen.

Darüber gab es in Augsburg arges Schmähen, und als die Bürgermeister Langenmantel und Baumgartner den Rat zusammenriefen, um die Antwort an den König zu beraten, setzte es heiße Köpfe und böse Reden genug ab; bewilligt wurde aber nichts.

Gleich ungünstig stand es für Max bei den Kaufleuten, als diese auf ihrer Stube über das Darlehen berieten. Da war auch nicht einer, der dem König das Wort geredet und ein Einsehen in dessen Not gehabt hätte; aber gemault wurde genug, schier noch mehr und noch schärfer als auf dem Rathause.

„Mit dem Max ist kein Geschäft abzuschließen,“ riefen sie; „denn seine Bürgschaften gefallen uns nicht, und an seine Zinszahlung glauben wir nicht.

Er wäre im stande, uns eine neue Steuer aufzulegen, und zahlte uns mit unserem Gelde unsere Zinsen. Wir schlagen darum sein Begehren rundweg ab."

Jakob Fugger hatte schweigend zugehört. Er, der reichste in Augsburg, wollte auf die anderen Kaufherren keinen Druck ausüben, indem er sich für das Begehren des Königs erklärte. Als ihn daher die übrigen Kaufherren drängten, auch seine Meinung zu äußern, und ihn, den Liebling des Königs, dabei mit mißtrauischen und argwöhnischen Augen ansahen, antwortete er zu ihrem nicht geringen Erstaunen, auch er sei dafür, daß die Kaufherren dem König kein Geld gäben. Und als einer, der ihm nicht sonderlich gewogen war, hämisch bemerkte, das werde ihn die Gunst des Königs kosten, gab er ruhig zur Antwort, dies ginge niemanden etwas an, das sei seine Sache.

Er wußte aber gar wohl, was er zu thun gesonnen war. Nach hause zurückgekehrt, setzte er sich, nachdem er einige Wachskerzen angezündet hatte, in seine Schreibstube und richtete an Max folgende Zeilen: „Euere Majestät bekommen von den Augsburger Kaufherren keinen roten Heller, und auch ich war dagegen, daß sie gezwungen und mit schlechtem Willen Euch Geld borgen und Euch dann bei jeder Gelegenheit sonder Ehrfurcht in den Mund nehmen. Bitte Euch darum, Ihr wollet die engherzigen Krämer ungeschoren lassen, massen sie doch keine Ehre darin finden, Gläu-

biger ihres Königs zu sein, und Euch oft mit meinem Geldkätzlein zufrieden geben. Darin liegt ein erklecklicher Pfennig, den Ihr haben mögt, und dessen ich jetzt und auf längere Zeit leicht entraten kann, so an die siebzigtausend Goldgulden. Ist Euch damit gedient, so schickt mir einen Brief mit guter Sicherheit für mein Geld; den Zins bestimmet selbst; denn ich mag von Euch, als meinem gnädigsten Herrn, keinen Zins, der Euch wehe thut."

Siegelte darauf das Brieflein und gab es anderen Tages dem königlichen Boten, der es zugleich mit der Antwort des Rates und jener der Kaufherren an Max nach Innsbruck überbrachte.

Als der König las, was ihm der Rat und die Kaufherren auf sein Begehren entgegneten, und wie sie zwar mit glatten, aber sehr deutlichen Worten seine Bitte rundweg abschlugen, stampfte er zornig mit dem Fuß, daß die Rüde erschrocken und bellend aufsprang.

„Also sie wollen nicht!" rief er mit schallender Stimme und trat voll Groll an das offene Fenster der Burg. Lange blieb er dort in Gedanken versunken stehen, indes sein Auge nach den Bergen schaute, deren Wälder und Felsenkronen soeben in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne golden erglänzten.

„Warum bin ich nicht ein Graf oder einfacher Edelmann, der unberührt von Sorgen seiner Jagdlust lebt, den unvergällten Becher schwingt und fröhlich seinen Reigen tanzt? Hei, es sollte keinen

lustigeren Gesellen auf Gottes Erde geben, als den Max! So aber umgibt meinen Geist eine wahre Leibwache von Sorgen, Ärger und Verdruß und läßt ihn kaum einen Tag des Lebens froh werden. Eine schöne Herrlichkeit, deutscher König zu sein und kein Geld zu haben, um zur Kaiserkrönung zu reisen!"

Er lachte und wandte sich wieder nach dem Innern des Gemaches. Dort lag noch auf einer silbernen Platte, die ein Edelknabe auf den Tisch gestellt hatte, uneröffnet Fuggers Brief.

Gedankenlos griff er darnach und erbrach das Siegel. Flüchtig durcheilte sein Auge die Zeilen; doch plötzlich hielt er inne, trat neuerdings zum Fenster, da es in der Stube bereits stark dämmerte, und las nun mit gespannter Aufmerksamkeit jedes Wort in Fuggers Brief. Und als er ihn gelesen und in seinen Gürtel gesteckt hatte, strahlte sein Antlitz vor Freude.

„Wie es mir wohl oft erginge, wenn ich den Fugger nicht zur seite hätte!" rief er, die Hände verschlingend, mit weicher gerührter Stimme.

Er ließ sich in einen Stuhl nieder, von wo aus er den Ausblick ins Freie hatte. Dem Edelknaben, der mit brennenden Wachskerzen in das Gemach trat, bedeutete er, sich mit denselben wieder zu entfernen. Er wollte im ungestörten Genusse der entschlummernden Natur einen Gedanken zur Reife bringen, der plötzlich in ihm lebendig geworden war.

Die dunklen Zacken der Berge, erst noch in den schwarzen Mantel der Nacht gehüllt, fingen

plötzlich an, in weißem Lichte zu glühen, das von der aufsteigenden vollen Mondscheibe herabfloß über die Felsenschroffen, dann über den dunkeln Tannenwald, über grüne Matten und rauschende Wasserfälle weg nach dem Thale hinab. Dort blieb das Silberlicht zitternd hängen auf dem „goldenen Dächlein“ in blitzenden Funken, auf den glitzernden Wellen des Innes wie flüssiges Metall, an den Fensterscheiben wie im Morgenlichte glühendes Gletschereis.

Max war von dem Gedanken, der ihn erst noch so lebhaft beschäftigt hatte, unvermerkt abgekommen. Sein Auge schaute hinauf zu den stillen Bergen, die das breite Thal, Mauern gleich, begrenzten; dieses aber erschien ihm wie ein Grab.

Da gedachte er seines Sohnes Philipp, der stolzen farbenprächtigen Blume, die nun gebrochen an der Brust des Todes lag!

Ein tiefes Weh durchschnitt seine Seele.

„Max, der Herbst kommt,“ seufzte er, die Rechte an die heiße Stirne legend; „das ist Erntezeit! Denke an den Tod und nütze das Leben für die Ewigkeit!“

Er erhob sich und schwang die Glocke.

„Licht!“ rief er dem Edelknaben zu.

Dieser brachte wieder die Armleuchter mit den brennenden Wachskerzen.

„Rufe meinen Kanzler und dann den Meister Ruprecht!“

Der Edelknabe sah einen Augenblick in das Antlitz seines Herrn, das wie versteinert erschien, dann huschte er aus der Thüre.

Der Kanzler kam.

„Setzt Euch und schreibt dem Jakob Fugger in Augsburg, daß ich sein Anerbieten, mir siebenzigtausend Gulden zu borgen, annehme. Da ich ihm aber genügende Sicherheit geben wolle, verpfände ich ihm die Grafschaft Kirchberg und die Herrschaft Weißenhorn, nebst fünfzig dazu gehörigen Ortschaften auf zehn Jahre.“

Nach etwa einer halben Stunde war die Urkunde geschrieben.

Max setzte mit fester Hand seinen Namen darunter.

„Die Urkunde geht morgen mittels eines eigenen Boten nach Augsburg ab. Ihr seid entlassen,“ setzte er freundlich hinzu, „gute Nacht!“

Als der Kanzler hinausgegangen war, trat Meister Ruprecht ein, geführt von dem Edelknaben. Der hagere Alte knickte fast in sich zusammen, als er vor dem König stand.

„Ihr sollt ein guter Schreiner sein, aber arm,“ redete ihn Max gütig an.

„Arm bin ich, ja, Herr, sehr arm! Ob ich ein guter Schreiner bin, bezweifle ich, sonst wäre ich ja kaum so arm.“

„Wie groß bin ich?“

Der Alte maß mit prüfendem Blick.

„Sechs Fuß, Herr!“

„Gut, dann rechnet sieben. Der Tod ist wie der Stolz: er streckt den Menschen und macht ihn größer. Fertigt mir einen Sarg aus Eichenholz!“

„Herr, Ihr seid ja noch am Leben!“ rief der Meister in hellem Schrecken.

„Kümmert Euch um dieses nicht! In drei Tagen muß der Sarg fertig sein. Hier habt Ihr zehn Goldgulden. Macht Euch einen frohen Tag und denkt im Gebete an mich!“

Der Alte wankte hinaus.

„So, Max,“ sprach der König, indem er mit verschlungenen Armen in mitte des Gemaches stehen blieb; „den Sarg nimmst du, wohin du immer gehst, als Memento mori mit dir; es wird auch jener Tag kommen, an welchem du dich in ihm schlafen legen wirst. Möge Himmelsfriede über ihm walten!“ — —

Fugger sandte dem König das Geld in guten Wechseln und nahm von den Schlössern Besitz.

Kirchberg war ein stattliches Schloß mit Thürmen, Erkern, Sälen und Gelassen, aber teils durch Kriegsläufte, teils durch den Umstand, daß der letzte Graf von Kirchberg kinderlos war und darum alles in Ruhe verfallen ließ, arg herabgekommen. Das Ganze machte mehr den Eindruck eines ungeheueren Eulennestes als eines Edelsitzes.

Und erst der Garten! Da war es, wie in einer Wildnis, die seit einem halben Jahrhundert kein Menschenfuß betreten hat. Die Obstbäume streckten ihre dürren dicht mit Moos überzogenen Äste in

die Luft, indes sich Unkraut und Schmarotzerpflanzen an dem Stamme hinaufrankten. Haselstauden bedeckten große Flächen; Gras wuchs auf den kaum mehr erkennbaren Wegen. Bunte Falter, die über dieser verwilderten Stätte schwebten, und glänzende Käfer, welche an den langen Grashalmen hinaufkletterten, und schmetternde Vögel waren das einzige Lebendige, das sich noch hier regte; hier, wo einst glänzende Feste gefeiert wurden, seidene Kleider rauschten und Ritter mit klirrenden Sporen über die weißen Kieswege schritten.

Jakob Fugger erkannte auf den ersten Blick, daß er entweder darauf verzichten müsse, je in Kirchberg Wohnung zu nehmen, oder daß er keine Kosten scheuen dürfe, um aus dem verfallenden Neste ein behagliches Heim zu machen. Er entschied sich für das letztere. Jede Gattung von Handwerkern, und unter ihnen die besten und geschicktesten, wurde zahlreich von Augsburg nach Kirchberg gesandt, um dort die vorhandenen Schäden auszubessern und neues zu schaffen. Und während im Schlosse geklopft und gehämmert, getüncht, gemeißelt und gehobelt ward, Gobelins aufgespannt und schwere geschnitzte Plafonds in die Decken eingelassen wurden, fiel die Wildnis des Gartens unter der Hake und dem Spaten; und als ein neuer Frühling ins Land zog, beschien die Sonne herrliche Gemächer und einen lieblichen Garten, aus dessen Schoß eben die ersten Blumen hervorbrachen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Max hatte im Februar 1508 mit Bewilligung des Papstes und ohne eigentliche Krönung den Kaisertitel angenommen. Die erste Forderung des Kaisers Max an Augsburg war, daß die Stadt fünfhundert Fußknechtskrebse, eine Art von Brustharnischen, für kaiserliche Söldner liefern sollte, die in Schwäbisch-Wörth schon ungeduldig auf ihre Ausrüstung warteten.

Die Augsburger waren über diesen neuen Beweis kaiserlichen Vertrauens in ihre Leistungskraft zwar sehr wenig erfreut, schimpften wieder ein wenig, lieferten aber doch die teueren Krebse zur rechten Zeit.

Der Kaiser war 1509 durch die Ligue von Cambrai mit dem Papst und dem König von Frankreich verbündet und er wendete seine volle Thatkraft auf den Krieg gegen Venedig.

Augsburg hielt in jenem Jahre ein großes Schießen ab, mit welchem Lustbarkeiten aller Art verbunden waren. Man wollte einmal wieder von Herzen fröhlich sein bei Büchse, Spiel, Tanz und Mummenschanz und dabei den Fremden zeigen, welch' ein Reichtum in den Säckeln der Augsburger liege, und wie sie es prächtig verständen, dem Kaiser gegenüber die Hand aufs Geldkätzlein zu halten und dasselbe weit aufzumachen, wenn es eigener Lust und Fröhlichkeit galt.

Kaum schmolz der erste Frühlingshauch den Schnee von den spitzen Giebeldächern und der kahlen Haide, als auch schon Zimmerleute mit großen Lederschürzen und Beilen und Richtscheiten vor das Jakoberthor hinauszogen, um auf dem vor demselben gelegenen Festplatze die ersten Vorbereitungen zu treffen. Ganze Berge von Balken und Brettern lagen dort aufgeschichtet, damit daraus die vielen Schießstände, die Buden für die Schänkwirte und Krämer, die Hütten für Feuerfresser, Wahrsager und Gaukler, die Einfassungen der Rennbahn, ein fest gezimmerter Tanzboden, eine Halle für die Schützenpreise und noch vieles andere schnell vergängliche Bauwerk zusammengefügt würden.

Drinnen in der Stadt ging es nicht minder lebhaft her. Die Bürger übten sich im Schießen unten im Stadtgraben, die Hausfrauen stürzten den ganzen Hausrat und ließen die Mägde vom Morgen bis zum Abend scheuern und fegen; denn man erwartete liebe Gäste von fern her, und da mußte in Küche und Kammer und Gelaß alles glänzen, wie eitel Gold.

Und erst die Mädchen! Diese wurden nicht müde, die Schubladen und großen Kleiderschränke wol hundertmal des Tages zu öffnen und großen Rat zu halten, wie man sich zu den verschiedenen Festlichkeiten schmücken wolle; und so manches Kleid, das man noch am jüngst verflossenen Ostertage mit gar großem Stolze auf dem Kirchgange getragen hatte, erschien nun auf einmal alt, an den Falten

abgetragen, in der Farbe geschossen, nicht modisch genug, an den Ärmeln abgenützt, im Stoffe grobfadig und ungeschlacht, mit einem Worte ganz abscheulich. Da galt es, bei Vater und Mutter ein recht gutes Wort anzubringen und abends bei dem fleißiger als je gedrehten Spinnrade zu erzählen, wie in den Fugger'schen Warengewölben die feinsten Tücher, die weichsten Sammete und die kostbarsten Damaste und Taffete lägen, und noch dazu nicht teuer; die Base unterm Perlachturm sei dort gewesen und habe alles gesehen, die wisse es ganz genau.

So vergingen etliche Wochen gar schnell, und als es Juni geworden war, zogen die Gäste durch die Thore von allen Seiten in die Stadt ein. In den Gassen schwoll die Menschenflut immer höher; die Werkstätten beschränkten ihre Thätigkeit auf das Notwendigste; in den Schänken ward gezecht und gewürfelt, bis die Stadtknechte, mit dem Stundenhorn blasend, die erhitzten Köpfe an die Schlummerbetten gemahnten.

An dem Schießen mit der Zielbüchse nahmen die Augsburger und ihre Gäste aus Ulm, Nürnberg, München und von anderen Orten lebhaften Anteil, indes die Alten, die Kinder und das Frauenvolk entweder den Glückshafen umlagerten, oder an einer der vielen Schaubuden mit offenen Mäulern dem abenteuerlich gekleideten Ausrufer zuhörten, der ihnen für ein paar Pfennige das Wunderbarste von der Welt, das noch nicht da war und ganz bestimmt

nicht wieder kommen werde, zu zeigen versprach. Dort auf dem offenen freien Tanzboden drehte sich das gewöhnliche Volk bei lärmender Musik in unermüdlichem Tanze, während die Töchter der Patrizier und der angesehenen reichen Bürger sich mit Zuschauen begnügten; denn ihrer warteten ja in dem Tanzhause ganz besondere Feste.

Die Häuser der gastlichen Augsburger waren mit Fremden überfüllt, und so einer in diesen Tagen in einer Schänke herbergen und aus seinem Säckel zehren mußte, so durfte man sicher annehmen, daß dieser ein wilder Geselle sei, dem niemand gewogen war, oder daß er Fremdling und zum ersten male in der Stadt war.

Jakob Fugger saß, nach beendigter Mahlzeit mit ausgestreckten Beinen behaglich in seinen Stuhl zurückgelehnt, seinem Gaste gegenüber, der sich den feurigen Nachtrunk trefflich schmecken ließ.

„Der Kaiser wollte mir durchaus nicht Urlaub geben,“ begann der junge Mann, sich zu Fugger wendend; „als ich ihm aber sagte, ich möchte Jakob Fugger wiedersehen, neigte er lächelnd den Kopf und meinte, um des Fuggers willen wolle er mich ziehen lassen.“

„Nun, Junker Bubenhoven, hat Euch der Kaiser keinen Auftrag an mich mitgegeben?“

Der Junker griff sich ans Kinn und lächelte verschmitzt.

„Das nicht! Er sagte nur, ich sollte den Augsburgerinnen nicht zu tief in die Augen schauen, denn

diese seien gar eigener Art; auch sollte ich Spiel und Händel meiden, weil ich ein gar heißes Blut hätte, und endlich —“

„Nun, Junker, was stockt Ihr in der Rede? Feuchtet Euere Kehle mit Wein!“

„Ich sollte Euer Geldkätzlein grüßen.“

„Ah, Ihr brauchet Geld?“

„Ich? Gott bewahre! Das ist kaiserliches Vorrecht. Ich habe allzeit drei Pfennige mehr, als ich brauche; bei Max geht es umgekehrt.“

Fugger sah ernst vor sich nieder. Es ward ihm immer klarer, daß er unvermerkt kaiserlicher Schatzmeister, wohl auf Lebenszeit, geworden sei; denn Max kehrte, einem durstigen Hirsche gleich, immer wieder zur freigebigen Quelle zurück.

„Ihr seid mißgestimmt, Herr Fugger, daß Euch unser Herr gar zu sehr in anspruch nimmt. Es ist wahr, das Geld trüge Euch in geringeren Händen als in denen des Kaisers reiche Zinsen; aber Ihr müßt bedenken, daß es ein ganz unfaßbar peinliches Dasein ist, wenn man Kaiser ist und kein Geld hat.“

„Das will ich Euch aufs Wort glauben, Junker Bubenhoven, und Ihr müßt das am besten wissen; denn Ihr seid ja lange genug als Edelknabe in der Nähe des Kaisers gewesen.“

„Ach ja, da gab es oft eine Miene, so finster wie Wetter, die drohend über den Bergen hängen, und eine Laune, so bitter, scharf und schneidig, daß wir Edelknaben Herzklopfen bekamen, wenn wir in Maxens Nähe mußten. Seit jedoch der Kaiser in

gewisse nähere Beziehungen zu Euch, Herr Fugger, getreten ist, hat sich seine Laune in sehr beruhigender Weise gebessert.“

Jakob Fugger hatte den Mund geöffnet, um auf die neckische Rede des Junkers zu antworten, als die Thüre aufgestoßen wurde und mit hochgerötetem Gesichte unter derselben ein Mädchen erschien, das wie ein Kind in die Hände klatschte und rief: „Onkel, heute mußt Du —“

Sie hatte den Junker gesehen und blieb nun mit gesenktem Blick verlegen stehen.

„Was soll ich?“ fragte Fugger, indem er die Maid bei der Hand nahm und an den Tisch führte.

„Erlaube, Onkel, ich will lieber wieder heimgehen.“

„Ah, warum denn? Du wirst Dich doch vor meinem Gaste, dem Junker Bubenhoven, nicht fürchten! Junker, das scheue Mädchen hier ist die Tochter meines Bruders Ulrich. Aber nun sage mir, Sibylle, was ich denn eigentlich thun soll.“

„Der Vater fühlt sich unpaß, und da sagte er, Du würdest mich gewiß mit Dir auf den Schießplatz nehmen; ich war noch nicht dort.“

„Gut, gehen wir! Erlaubst Du, gestrenge Base, daß sich der Junker uns anschließt?“

„Wie es Euch gefällt!“ erwiderte das Mädchen kurz.

Es war ein schöner Nachmittag voll wonniger Wärme, die ein milder Ostwind kühlte. Dicht gedrängte, lachende und plaudernde Scharen zogen

durch die Jakobervorstadt und zum Thore hinaus nach dem Schießplatze. Jakob Fugger hatte so viel mit dem Erwidern der ihm von allen Seiten zugerufenen, teils ehrerbietigen, teils freundschaftlich vertrauten Grüße zu thun, daß er den Hut kaum mehr aus der Hand brachte.

„Herr Fugger, Ihr seid ja hier in Augsburg geehrt, wie ein König!“ bemerkte Bubenhoven voll Erstaunen. „Die Bürger wissen Eueren Reichtum zu schätzen.“

„Junker!“ versetzte Sibylle rasch und fast heftig, „die Augsburger grüßen den Jakob Fugger, nicht weil er reich ist, sondern weil er einer der besten Bürger der Stadt ist — ja, der Stolz von Augsburg!“

Das war so schneidig und so streng tadelnd gesagt worden, daß Bubenhoven erschrocken auf die Jungfrau hinüber blickte. Diese aber kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern schaute mit unbefangenem Auge und fröhlicher Miene auf das bunte Treiben der Menge, das immer lauter und bewegter wurde, je näher man dem Festplatze kam. In das Knallen der Zielbüchsen mischte sich der schneidende Ton der Fiedel und das Schmettern und Schrillen der Trompeten und Pfeifen vom Tanzplatze her. Überall fröhliche Gesichter, überall offene Geldkätzlein, in der fliegenden Schänke, beim Würstelbrater; bei der Alten, die mit Honigkuchen und süßem Met die Kinder zu sich lockt; beim Seiltänzer und Gaukler, der mit dem Kopfe abwärts hängend, sich mit

den Fußspitzen am stramm gespannten Seile fest hält und dabei noch lustige Schnacken zum Volke hinunter ruft; schadenfrohes und wieder glückliches Gelächter vor dem Glückshafen mit seinen verlockenden Herrlichkeiten; gespannte erwartungsvolle Mienen beim Würfeltischlein, welches ein alter stelzfüßiger Landsknecht auf den Wiesengrund gestellt hatte, und das stets von Spielern umlagert war.

Nur dort gegen das Ende des Platzes steht ein Haufe von Bürgern, schweigsam einem zuhörend, der mit gedämpfter Stimme etwas von einem Blatte abliest.

Nun ist er damit zu ende; denn er verbirgt das Papier in seiner Wamstasche. Lautschallendes, fast ausgelassenes Gelächter und Händeklatschen.

„Was treiben jene dort?" fragte Bubenhoven.

„Ich weiß es nicht. Treten wir näher!"

Fugger grüßte die lachenden Bürger.

„Ihr habt Euch einen besonderen Scherz gemacht?"

„Da nehmt und lest!" rief keck derjenige, welcher das Blatt bei sich trug.

Es war ein Spottgedicht auf des Kaisers Zahlmeister Erasmus Pamkirchen, so voll des giftigsten Hohnes und niedriger Schmähsucht, daß Fugger entrüstet ausrief: „Solches kann nur ein Schurke sagen!"

„Herr, Ihr werdet keck!" rief der Mann, indem er das Blatt wieder an sich riß. Dabei trat er hart an Fugger heran.

„Wer seid Ihr?“ entgegnete Fugger gelassen. „Ein fremder Geselle, der in unsere Stadt gekommen ist, um sie mit dem Kaiser in Unfrieden zu bringen. Schämet Euch!“

Darob geriet der Andere in blinde Wut, daß er den Fugger an der Schulter packte. Aber nur einen Augenblick! Denn schon lag er auf dem weichen Grasboden. Junker Bubenhoven hatte ihn mit nerviger Faust zur Erde geschleudert.

„Rührt Euch nicht!“ schrie er und riß den Degen aus der Scheide. Meint Ihr, ich lasse von Eueren schmutzigen Lippen meinen Herrn und Kaiser schmähen — denn ihm galten Euere Spottworte — oder von Eueren unsauberen Händen einen Fugger angreifen? Schert Euch zum Teufel!“

Der Geselle erhob sich fluchend und hinkte gegen den Wald zu; das Blatt blieb auf der Erde liegen. Fugger aber wandte sich rasch zum Heimgehen; denn Sibylle zitterte, daß sie sich fast nicht auf den Füßen zu halten vermochte.

Einer jedoch, der dem Kaiser abhold war, hob das Blatt vom Boden auf und lief damit nach der Stadt in eine Schänke; und als es Abend geworden war, tönten die Spottverse bereits von vielen weintrunkenen Lippen.

Als Sibylle an dem Hause ihres Vaters angelangt war und sich von Jakob Fugger und dem Junker Bubenhoven verabschiedete, reichte sie beiden die Hand.

„Ihr seid ein braver Mann, Junker!“ sprach sie, tief errötend. „Mein Vater wird sich freuen, Euch kennen zu lernen!“ —

Kaiser Max, der von dem Spottgedichte erfuhr, zürnte nicht wenig und ließ an den Rat ein ernstes Mahnschreiben ergehen, das zwar für einige Tage großes Rumoren unter dem Volke und bedenkliche Mienen bei den Vätern der Stadt verursachte, aber gar bald auch wieder vergessen ward. Wie sich überhaupt die Augsburger ihren frohen Mut nicht lange trüben ließen!

Ward Jakob Fugger schon ernst gestimmt, als er von jenem Schreiben hörte, woraus die kaiserliche Ungnade für seine liebe Vaterstadt so deutlich zu entnehmen war, so sollte es doch für ihn noch anders kommen. Ihm hatte Max noch eine besondere Überraschung aufgespart. Das war nach etwelchen Wochen.

Bubenhoven war längst von Augsburg wieder an das kaiserliche Hoflager zurückgekehrt, und man gedachte seiner im Fugger'schen Hause nur selten mit einem flüchtigen Wort, als er an einem regnerischen Sommerabend abermals in Augsburg einritt. Sein Roß schien sehr ermüdet zu sein; denn es schritt nur langsam durch die Gassen, deren Boden naß und aufgeweicht und von vielen kleinen Bächlein durchzogen war. Sobald aber sein Huf vor dem Fugger'schen Hause auf dem Pflaster — dem ersten und einzigen, das Augsburg damals kannte — hart

aufschlug, wieherte es, als verstände es, daß es vor gastlicher Herberge sich befinde.

Bubenhoven schwang sich aus dem Sattel, warf seinen regenschweren Mantel einem Diener zu und eilte nach der bekannten Wohnstube.

Jakob empfing ihn herzlich, doch nicht ohne Befremden; denn Bubenhovens Miene war nicht jene heitere und unbefangene, wie damals, da er als Festgast in Fuggers Haus eintrat, sondern ernst, ja sorgenvoll.

„Ich weiß nicht, ob ich Euch so gar willkommen bin, Herr Fugger!" sprach der Junker, die Achseln zuckend, und nestelte sein Wams vorne auf. „Ich komme mit wichtigen Aufträgen des Kaisers."

Fugger verbeugte sich.

„Dann seid Ihr mir doppelt willkommen, Junker Bubenhoven! Ihr wißt, wie hoch mir der Kaiser steht!"

„Ich wollte, Ihr wäret Reichsfürst! Dann hätte Max eine gute Stütze mehr im Reiche, deren er so wenige besitzt; denn Ihr glaubt gar nicht, wie hartbörig die Reichsstände sind, wenn der Kaiser von ihnen Geld heischt, und wie sie in einem fort die Köpfe schütteln und nein und wieder nein sagen, wenn Max ein frisches kräftiges Ja von ihren Lippen braucht."

„Also wieder Geld!" rief Fugger und nahm den Brief des Kaisers entgegen.

Bubenhoven hielt seinen Blick forschend auf den Lesenden gerichtet, und es entging ihm nicht, daß sich eine leichte Wolke auf dessen Stirne lagerte.

Fugger faltete den Brief zusammen, legte ihn auf den nahen Schrank und trat in die Fensternische. Dort stand er lange Zeit in Nachdenken versunken, fast unbeweglich, und die Schatten abendlicher Dämmerung ließen ihn noch ernster erscheinen, als er in der That war.

„Es geht!“ sprach er, indem er sich wieder zu Bubenhoven wendete und tief aufatmete, als sei ihm eine große Sorge vom Herzen genommen. „Es geht! Gottlob! Ich hätte dem Kaiser die Bitte ungern abgeschlagen. Aber es ist auch viel, sehr viel, was er fordert. Einhundertsiebenzigtausend Dukaten sind in der That ein großes Wort! Max muß die Fugger nicht mehr für einen goldenen Brunnen halten, aus dem er schöpft, sondern für einen Strom, dessen Wellen sein Schiff über alle Klippen hinwegzutragen vermögen.“

„Also Ihr wollt dem Kaiser neuerdings Hilfe bringen?“ fragte Bubenhoven mit wieder erwachender Fröhlichkeit. „Ihr hättet ihn sehen sollen, wie er mir mit kummervollen Augen beim Abschiede seine Rechte auf die Schulter legte und lange, lange in mein Antlitz schaute. Bubenhoven, du mußt mir gute Botschaft bringen, sagte er. Ich kann von dem Bündnisse nicht zurücktreten, das ich mit dem Papst und mit Frankreich gegen Venedig abgeschlossen habe. Kommst du mit leeren Händen, so steht im ganzen

Reiche niemand ratloser da als dessen Kaiser. Was nützen mich die Geldverheißungen Roms, Frankreichs und Spaniens? Die Fugger müssen mir die nötigen Vorschüsse machen."

„Die Fugger!" wiederholte lachend der reiche Jakob Fugger. „Max, ihr Name ist an den Deinen geheftet für alle Zeit, und wo man von Deinen Thaten erzählt, wird man auch bekennen müssen, daß die Fugger Deine besten Freunde waren!"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kaiser Max hatte für das Jahr 1510 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, da ihn verschiedene günstige Anzeichen vermuten ließen, daß die Stände des Reiches, nun nach seinen in Italien erfochtenen Siegen, ihm bereitwilliger und freundlicher entgegen kommen würden.

Am 21. Februar hielt Max, nachdem er in Innsbruck einige Tage lang der Falkenbeize, seinem Lieblingsvergnügen, obgelegen hatte, in Augsburg seinen Einzug. Vor den Mauern der Stadt auf freiem Felde empfingen ihn die Bürgermeister Hieronymus Welser und Ulrich Artz und Einige vom Rate.

Der Kaiser hielt sein Pferd an, blickte strenge auf die in gebeugter Stellung verharrenden Augsburger und rief dann mit harter Stimme: „Nun,

wie steht es mit dem Spottgedichte, Ihr Herren? Meint Ihr, ich habe darauf vergessen?"

Welser bat, der Kaiser möge die Stadt nicht in Ungnade heimsuchen, sondern Verzeihung gewähren, ehe er in ihre Thore einreite. Und dies um so mehr, als auch die Wenigen, welche gegen den Kaiser sich verfehlt hätten, es bitter bereuten.

„Mag sein!" gab Max milder zurück. „Ihr Reichsstädter habt eine besondere Ader des Stolzes und Übermutes. Sorgt dafür, daß sie nicht zu stark anschwillt; der Kaiser möchte Euch sonst zur Ader lassen!"

Sodann lachte er fröhlich auf und reichte den beiden Bürgermeistern gnädig die Rechte zum Willkomm.

Und nun zogen sie zur Stadt.

Fünfhundert Pferde, alle mit roten Schabraken, befanden sich im Zuge. Die Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und Sachsen und zwölf Bischöfe in goldstrotzenden Gewändern geleiteten den Kaiser und sein glänzendes Gefolge durch das Göggingerthor in die Stadt und in die kaiserliche Pfalz.

Der Kaiser legte seine Forderungen den Fürsten vor und ritt dann, damit er sie in ihren Sitzungen weder störe noch beeinflusse, auf einige Tage nach Dillingen zum Bischof von Augsburg, um dort in den herrlichen Wäldern zu jagen, was ihm tausendmal lieber war, als die erhitzten Reden der Reichsstände und die kalten gelehrten Erörterungen seiner Räte anzuhören.

Bubenhoven, der sich im kaiserlichen Gefolge befand, suchte seinen Freund Jakob Fugger auf, sobald Max nach Dillingen abgereist war.

„Der Kaiser sendet Euch gnädigen Gruß und hofft, Euch noch am Tage seiner Rückkehr nach Augsburg zu sehen. Er sehnt sich darnach, Euch für die ihm geleistete außerordentliche Hilfe zu danken.“

Jakob Fugger lächelte still vor sich hin.

„Meint Ihr, daß er nun Geld genug hat?“ fragte er nach einiger Zeit.

„Um Gottes willen, Herr Fugger,“ rief Bubenhoven fast erschrocken, „gebt Euch doch nicht solchen Gedanken hin! Glaubt mir aufs Wort: genug Geld hat Max gar nie, und wenn Ihr ihm alle Schätze der Erde zu eigen gebt! Sein Geist trägt sich immer mit neuen Plänen, ohne daß er rechnet und wägt, ob die eigene Kraft und die verfügbaren Mittel stark genug sind, seinem Vorhaben zu einem glücklichen Ausgang zu verhelfen. Die ganze Welt sollte seinem Zepter unterthan sein; jeder Mund sein Lob singen; jedes Herz ihm in treuer Ergebenheit entgegenschlagen: dann vielleicht wäre er glücklich und zufrieden, vorausgesetzt, daß ihm nicht auch der Gedanke in den Sinn käme, selbst noch Papst zu werden.“

„Junker, bei Gott, Ihr frevelt!“ rief Fugger betroffen aus. „Wie kann Euer junger gesunder Verstand auf solch' einen abenteuerlichen Einfall kommen?“

„Das will ich Euch erzählen," antwortete Bubenhoven mit ernster Miene. „Es war am letzten Tage, bevor wir aus Innsbruck ritten. Max saß in seinem Arbeitszimmer; seine Füße waren gegen das wärmende Kamin gestreckt. Ich stand etwas zur Seite und hielt meinen Blick fest auf den Kaiser gerichtet, der unverwandt in die glimmende Glut schaute, als wollte er aus dem Sprühen der Funken und dem leichten Aufkräuseln des Rauches, der in den Kamin hinaufringelte, Zukünftiges erraten. Plötzlich kehrte er sich halb nach mir um und sprach: Das war ein eigener Gedanke, der mir eben durch mein Gehirn ging! Wenn ich ehelos wäre, so möchte ich nicht ruhen, bis ich nicht nebst der Kaiserkrone auch noch die päpstliche Tiara auf meinem Haupte trüge. Erst von diesem Doppelglanze umflossen, wollte ich meinem Ehrgeize Stillstand gebieten; ich hätte ja das Höchste in Staat und Kirche in meiner Person vereinigt!"

Jakob Fugger sah schmerzlich auf den Junker hinüber.

„Da sei Gott vor, daß der Kaiser auf solche Abwege gerät! Will er, um seines Ehrgeizes willen, das Gewand und den Leib der Kirche zerreißen? Bubenhoven, dieser Schritt des Kaisers wäre das Grab unserer Freundschaft. Auf solch' abschüssiger Bahn würde ihm ein Jakob Fugger nie folgen können und wollen!" —

Max war bald wieder von Dillingen her in Augsburg eingeritten. Die Verhandlungen des

Reichstages standen mit seinen Plänen im ganzen im Einklange: die Fürsten zeigten sich nachgiebiger als früher; Grund genug, neben den Geschäften auf Lust und Freude nicht zu vergessen.

So lange der abziehende Winter noch mit dem Frühling im Kampfe lag, vergnügten sich der Kaiser und die Fürsten mit Gastmählern, Tänzen, Mummenschanz und anderer Kurzweil. Als aber die Maiensonne siegreich über der blumigen Erde leuchtete, wollte sich Max den Augsburgern im Vollglanze seiner Pracht als Kaiser und seines Ruhmes als Ritter zeigen.

Am Weinmarkte, gerade vor Jakob Fuggers neuer prächtiger Behausung, ward eine große Rennbahn abgesteckt. Dort wollte der Kaiser mit dem Churfürsten Friedrich von Sachsen ein Scharfrennen abhalten.

Die Kunde hievon drang in die letzte Hütte an der Stadtmauer, und als der 15. Mai mit einem klaren Frühlingsmorgen anbrach, drängte und wogte die ganze Bevölkerung Augsburgs nach dem Weinmarkte, dessen Zugänge bereits von reisigen Knechten umstellt waren, um die Bahn frei zu halten. Nur von St. Ulrich herab und vom Rathause herauf hatte das Volk freien Paß, bis es an der lebendigen Mauer der Soldaten sich staute.

Die Sonne stand bereits hoch am wolkenlosen Himmel. Einige Gassen waren so öde, als wäre der Würgengel der Pest durch sie gezogen, indes in anderen dichte bunte Menschenflut sich langsam vor-

wärts schob. Am reichsten war das Bild am Weinmarkte selbst, dessen Häuser mit grünem Laubwerke, vielfarbigen Teppichen und wehenden Wimpeln geschmückt waren, und aus deren Fenstern Augsburgs schönste Frauen niederschauten. Selbst auf den hohen steilen Dächern hingen waghalsige Gesellen, die von den gefährlichen Giebeln aus die Pracht des Festes anzustaunen begehrten. Unten aber auf dem Platze ragte Kopf an Kopf, und mancher Landsknecht, dem die hinter ihm stehenden Jungen durch die Beine zu schlüpfen suchten, um mehr von der erwarteten Herrlichkeit erspähen zu können, vergrub seine derben Finger in die blonden Locken der Knaben, oder ließ seine schwielige Rechte auf die Wangen derselbeu klatschen.

Plötzlich ging ein lauteres Gemurmel durch die Menge, die sich, nach vorne drängend und die Hälse streckend, noch enger zusammenschob. Der Kaiser war aus seiner Pfalz geritten; denn schon hörte man von ferne das Schmettern der Trompeten und den dumpfen Wirbel der Heerpauken. Atemlose Erwartung, nur selten durch eine kurze geflüsterte Bemerkung unterbrochen. Da war's auf einmal, als blitzte die breite Gasse in blendendem Glanze auf. Kaiser Max ritt einher, mit einem roten Waffenrocke angethan, der mit großen Perlen und glitzernden Edelsteinen dicht übersät war. Man schätzte den Wert seines Kleides damals auf zweihunderttausend Gulden! Dazu trug er auf dem Haupte einen goldenen Helm, welchen ein doppelköpfiger Adler mit

gespreiteten Schwingen krönte, während denselben unten ein von Diamenten blitzendes Diadem umfing. Auch sein Streitroß war mit einer kostbaren rotseidenen und verschwenderisch mit Perlen geschmückten Decke behangen, indes die Zügel mit Gold und Rubinen bedeckt waren. Das schöne Haupt hoch tragend und das feurige Auge gnädig auf die drängende Menge richtend, ritt Max der Stechbahn zu. Ihm folgte Churfürst Friedrich in einem Gewande von schwarzem und gelbem Damast; auf dem Helm war der grüne sächsische Rautenkranz. Ihnen schlossen sich alle anwesenden Fürsten und Herren an — ein wogendes Meer von Glanz, Farbe und Gold. Als der Kaiser auf der Rennbahn anlangte, welche von vierundzwanzig Grafen und Herren besetzt war, um die Kämpfer zu bedienen, dem Sieger den Kranz zu reichen und dem Besiegten aus dem Sande aufzuhelfen, hielt er sein Pferd einen Augenblick an, überflog mit strahlenden Augen die grüßende Menge, riß dann das Roß herum, daß sein Blick voll auf das Fugger'sche Haus fiel, aus dessen Fenstern ihm holde Frauen weiße Tücher entgegen schwenkten und züchtig verschämte Augen seinen ritterlich freien Gruß erwiderten. Hierauf umritten Max und Friedrich mit ihrem Gefolge dreimal die Rennbahn, die Pferde spornend, daß diese stampften und sich aufbäumten und Wolken von Sand mit ihren Hufen aufwirbelten.

Einmal noch durchsprengte der Kaiser mit verhängten Zügeln die Bahn, daß er wie ein leuch-

tender Blitz und sein Roß wie dröhnender Donner über die Fläche flog; dann ritt er in Jakob Fuggers Haus und trat dort in ein bereit gehaltenes Gemach, wo er sein reiches Prunkgewand ablegte, sich in weißen und roten Damast kleidete und seinen Helm mit einem schillernden Pfauenbusche bestecken ließ.

So ritt er wieder hinaus auf die Rennbahn, einem Jünglinge gleich, der sich anschickt, den Preis aus den Händen seiner Erkorenen zu erringen.

Und nun standen sie sich an den Enden der Rennbahn gegenüber. Auf ein Zeichen, das einer der Grafen gab, bliesen die Trompeter und wirbelten die Pauken, daß es fast sinneverwirrend war; die Ritter schlugen die Sporen in die Weichen der Renner, daß das Blut rieselte, und die Hengste erst sich bäumten und dann in wilder Hast mit ihren Rittern gegen einander rannten.

Diese hatten die langen Turnierlanzen fest eingesetzt, die linke hielt lose die Zügel, die Augen suchten den Gegner: ein Stoß, daß die Pferde bei dem heftigen Anpralle die Hinterbeine für einen Augenblick in den Sand senkten, die Ritter aber saßen fest, als wären sie aus Erz gegossen; nur die Schilde flogen ihnen in weiten Bogen über die Häupter hinweg.

Ein endloser Jubel rollte donnerähnlich durch die Menge; aus den Fenstern jedoch fiel aus zarten Händen ein Blumenregen auf die beiden Unbesiegten nieder. Die Augen des Kaisers sprühten. Eben

warf Jakob Fuggers schöne Nichte Sibylle einen Rosenzweig herab: Max fing ihn auf und hielt ihn triumphierend in die Höhe.

„Heil Augsburg!“ rief er, den Zweig schwenkend, welchen er dann an seiner Brust befestigte.

„Heil unserem Kaiser!“ jubelte die freudetrunkene Menge und schwenkte Tücher und Hüte.

Max ritt mit Friedrich und dem ganzen Gefolge in das Haus Jakob Fuggers ein, welches heute in seinen glänzenden Räumen den Kaiser als Gast empfing.

Der große Speisesaal, durch dessen buntbemalte Fenster ein gedämpftes Licht fiel, war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Auf der langen, mit feinstem gemustertem Linnen bedeckten Tafel befanden sich herrliche venetianische Gläser, goldene Becher von getriebener Arbeit, Teller, Platten und Aufsätze von dem gleichen Metall, die köstlichsten Speisen, zu deren Bereitung mehrere Weltteile ihren Tribut geliefert, die duftigsten Weine von den Geländen des Rheines, von Chios und Cypern. Der Estrich des Saales war in bunten Steinen gewürfelt; golddurchwirkte Teppiche bekleideten die Wände, und von den schief gestellten Vierecken des reichgeschnitzten dunkelfarbigen Plafond hingen schwere Kronleuchter hernieder.

Max warf einen prüfenden Blick auf den Saal und die Tafel.

„Der Kaiser speist bei einem König!“ sprach er und drückte Jakob Fugger die Hand. „Ihr habt doch meinem Wunsche entsprochen und alle Fugger zur Tafel geladen?“

„Alle, hoher Herr! Sie sind auch alle erschienen.“

Der Kaiser nahm den Rosenzweig von seiner Brust.

„Aus wessen Hand kam er?“ rief er mit lauter fröhlicher Stimme.

Keine Antwort erfolgte.

Schon wollte Max enttäuscht die Hand mit dem Zweige sinken lassen, als Bubenhoven errötend vortrat.

„Sibylle Fugger, mein kaiserlicher Herr, hat Euch die Blumen geschenkt.“

„Eine Fugger!“ frohlockte Max und schritt auf die Jungfrau zu, um sie zu dem Sitze neben dem seinigen an der Tafel zu führen.

Sibylle zitterte und zögerte.

Da faßte sie der Onkel kräftig am Arme.

„Komm', Kind,“ ermunterte er die Zagende, „gönne den Fuggern die Freude, daß ihre lieblichste Blume neben dem herrlichsten Kaiser blüht!“ — —

Dämmerung herrschte im Saale, als der Nachtisch aufgetragen wurde. Reich gekleidete Diener zündeten die Wachskerzen an den Kron- und zahlreichen Wandleuchtern an: — ein feenhafter Glanz erfüllte den Raum.

Max neigte sich, einen feinen venetianischen Kelch zwischen den Fingern haltend, zu Sibylle.

„Kommt und laßt uns Eueres Liebsten mit einem Trunke gedenken!“

„Ich habe keinen!“

Der Kaiser stellte sein Glas auf den Tisch.

„Dann verzeiht, schöne Jungfrau! Ich wollte Euch wahrlich nicht verletzen. Ich hatte nur gemeint, weil Euch der Junker Bubenhoven so oft angeblickt hat, und Ihr ihn, so dürfte ich auf Euer Wohl ein Glas leeren.“

Sibylle glich der tiefroten Rose, die sie mittags dem Kaiser auf die Rennbahn geworfen hatte.

„Wißt Ihr auch,“ flüsterte er wieder, „wer unter meinen Junkern und Grafen der prächtigste ist an Leib und Seele?“

Sibylle Fugger schlug unwillkürlich die großen blauen Augen fragend auf.

„Der Bubenhoven, schöne Maid!“

Sprach's, erhob sich und rief: „Und nun zum Tanzhause, Ihr Herren! Gott segne den Fugger, der uns so trefflich bewirtet hat!“

Bubenhoven hatte sich an Sibyllens Seite gedrängt.

„Zürnt Ihr mir, daß ich Euch wegen des Rosenzweiges verraten habe?“

„Ja.“

„Und könnt Ihr mir nicht verzeihen?“

„Ich glaube, nein!“

„Dann lebt wohl! Ich reite heute noch aus Augsburg."

„Junker — thut das nicht — um des Kaisers willen — ich glaube doch, ich kann Euch verzeihen!"

Achtundzwanzigstes Kapitel.

So war es damals in der guten Reichsstadt Augsburg.

Allein die Frühlingssonne schien nicht nur auf fröhliche Menschen, sondern auf manches gramvolle Antlitz in der Krankenstube.

In Ulrich Fuggers Hause war es gar stille und traurig geworden. Wohl spielten die Sonnenstrahlen auf sammeten Polstern, herrlichen Gemälden und goldenen Geschirren, aber der Glanz war kalt, wie der eines reichgeschmückten Sarges.

Ulrich Fugger lag, fahl und eingebrochen, auf seinem Siechbette. Der neunundsechzigjährige Mann war zum zitternden Greise geworden, dessen letzte Kräfte von der nagenden Krankheit aufgezehrt wurden. Die Hände ruhten, wie zum Gebete verschlungen, auf der seidenen Bettdecke; die Augen waren unverwandt nach oben gerichtet.

Am unteren Teile des Bettes stand der Medicus Reutlin, der vertraute Freund des Kranken; beide hatten als lebensfrohe frische Jungen mit einander die Klosterschule bei den Barfüßern besucht.

Der alte Arzt blickte in tiefer Wehmut auf seinen Freund; er konnte ihm keinen Trost und keine Hilfe mehr bringen.

Ulrich reichte lächelnd dem Doktor die Hand.

„Deine Kunst ist bei mir zu ende, nicht wahr?"

Der Gefragte nickte mit dem silberweißen Haupte.

„Bin Dir darum nicht gram. Nur bitte ich Dich, laß mich ruhig sterben, ohne mich weiter mit Deinen Mixturen zu plagen! Sie schmecken gar zu bitter. — Meinst Du, ich könnte noch eine Woche lang leben?" fragte er nach einer Pause.

Der Arzt zuckte mit den Achseln und zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Reutlin, Du bist grausam!"

Dem alten Doktor kam eine Thräne in das treue Auge.

„Nein, Ulrich! Du darfst mich aber deshalb nicht hart anlassen. Läge es in meiner Macht, dann teilte ich gerne meine noch übrigen Lebenstage mit Dir. Ich kann es nicht und muß Dich daher vor mir sterben sehen; doch werden wir uns bald wiederfinden; denn auch mich durchschauert die Ahnung baldigen Heimganges zur Ewigkeit."

Sie schieden.

Der Kranke verlangte, allein zu sein. Er wollte, da das Stundenglas seines irdischen Daseins am Verrinnen war, seine Rechnung mit Gott abschließen. Und als er, mit halbgeschlossenen Augen daliegend, der Vergangenheit gedachte, stieg die Erinnerung

seines ganzen Lebens, einem Traume gleich, in seiner Seele auf. Und was er schaute, das waren reine selige Kindestage im Vollglanze treuer Elternliebe, duftig und schön, wie ein Märchen, das der Wald der Heckenrose, die in seinem Schatten blüht, erzählt. Drauf kamen die Jahre des Jünglings, strotzend von Kraft, die Schwingen des Geistes sich breitend und zu dem gestaltlosen Reiche der Träume, Pläne und Wünsche auffliegend, goldighell, wie ein Frühlingsmorgen, fröhlich, wie Lerchensang, freudestrahlend, wie ein Blumenmeer.

Im stillen Glücke hielt er jene Tage fest, waren sie doch selbst in der Erinnerung gleich einem Paradiese, das aus der Wüste des Lebens, einem Gottesgarten ähnlich, sich erhob.

Wohl beschien die Sonne nicht jeden Tag mit hellem Licht; wohl gab es auch für die junge Seele schon Kampf und vorüberziehende dunkle Wetternacht, kalte Regenschauer und ernste Stunden, in denen sie mit der Sünde rang und kämpfte: dann aber auch wieder jene himmlischen Sonnenblicke, die das selige Glück und den tiefen Frieden der siegreichen Seele bescheinen.

Die Blüte streift die bunten Blätter ab und behält nur den Fruchtstiel, daß er in der Glut des Sommers wachse, schwelle und erstarke zur süßen vollen Frucht. Des Mannes Leben ist ein stetes Ringen; er darf die Hitze des Tages nicht scheuen, nicht fürchten wetterschwarze Nächte, Sturmgeheul, nicht Blitz und Ungewitter. Fest müssen, einem

Baume gleich, die Wurzeln ihre Kraft im Gottesglauben finden; der Stamm, des Mannes Herz und Geistesstärke, darf nicht von Stolz und giftiger Luft verdorben sein; die Äste müssen reiche Frucht in ihrem Laube bergen, und hoch zum Himmel aufgereckt muß die Krone der Sonne Licht, den Thau und Regen auf sich niederziehen; damit, ist erst der Herbst, die Zeit der Ernte, gekommen, des Baumes Herr mit mildem Munde sprechen kann: Gesegnet seist du, segenschwerer Baum!

Endlich erhellte ein Lächeln das fahle Antlitz des Kranken.

„Nicht makellos ist der Spiegel meines Lebens," sprach er leise zu sich selbst; „doch keine schwere Schuld drückt meine Seele. Du hast mir, großer Gott, das Glück in Fülle, Ehre, Reichtum und liebe herzensgute Kinder gespendet. Dafür nimm den heißen Dank meines Herzens! Ich weiß es und bekenne es vor Dir, mein Gott, daß mein Fuß auf meinem Lebenswege zuweilen strauchelte; doch blieb mir jenes Laster ferne, das sich so gerne mit dem Reichtum paart: der kalte Stolz! Was Du mir gabst, teilte ich mit der hungernden Armut, und eine getrocknete Thräne und ein gelindertes Leid des Nebenmenschen waren mir eine größere reinere Freude, als wenn ich den Glanz und die Schätze meines Hauses wachsen sah. Um der Erbarmung willen, womit ich stets die Spuren der Armut aufgesucht habe, geh' auch Du in Gnade mit mir ins Gericht!"

Ein tiefer Friede lag auf seinem Antlitz. Durch die halbgeschlossenen Vorhänge fiel ein Sonnenstrahl auf das Bett des Kranken und spielte dort in zitterndem Lichte.

Ulrich Fugger lächelte.

„Willst mir vom Himmel erzählen, goldener Sonnenfaden? Gib dich zufrieden, ich werde bald mit dir nach oben fliegen!“

Die Thüre ward jetzt leise geöffnet. Ulrich Fuggers jüngste Tochter Felizitas erschien auf der Schwelle. Sie war ein zartgebautes Mädchen, scheu wie ein Reh im Waldesdickicht, unschuldig wie eine Bergblume, die noch keines Menschen Auge erschaut, blauäugig wie der Himmel, schlank wie ein Lilienstengel.

„Vater,“ flüsterte sie, „der Pater Joseph von den Dominikanern ist im Vorzimmer. Er sagt, Du hättest ihn zu Dir bitten lassen. Darf er eintreten?“

Fugger schaute einige Zeit nachdenklich in das Antlitz seines Kindes, dann sagte er: „Der Pater möge ein wenig verziehen; ich möchte erst mit Dir noch einiges besprechen, ehe ich mit Hilfe des Paters den Haushalt meiner Seele zur letzten Ordnung bringe.“

Felizitas vollzog den Auftrag des Vaters; dann kniete sie neben seinem Bette nieder und drückte ihre rosigen Lippen auf seine kalte Hand.

„Mein Kind, bevor ich sterbe, möchte ich aus Deinem Munde noch ein beruhigendes Wort über

Deine Zukunft hören. Ich weiß wol, daß Dein Onkel Jakob, mein edler Bruder, wie ein zweiter Vater über Dich wachen wird; allein wenn ich bedenke, daß Dein Leben, Dein Herz und Sinn bisher so ganz anders geartet waren, als es sonst Jugendsitte ist, so bangt mir trotz alles Schutzes vor Deiner Zukunft. Die Welt ist rauh; sie wird Dich tausendmal mit Dingen verletzen, über welche ein weniger zart angelegtes Gemüt, als das Deine ist, entweder gleichgültig oder doch ungebeugten Mutes hinweggeht. Und wüßte ich Dich an der Seite eines Gatten, der Dich nicht zu schätzen, nicht zu verstehen vermag, der vielleicht dem wilden Sturme gleicht, der über Flur und Auen zornig braust, unbekümmert um die Blume, die er knickt, und um die Früchte, die er halb gereift von den Zweigen wirft: dann hätte ich im Grabe keine Ruhe."

„Du sollst sie finden, bester Vater! Dort, wohin mich längst mein Sehnen zieht, wird keine rauhe Hand den Frieden des Herzens stören. Ich gehe, hat mir Gott das Opfer Deines Todes auf die stillblutende Seele gelegt, mit ruhiger Ergebung wohin ich auch im Vollglanze irdischen Glückes mich geflüchtet hätte: ins Kloster!"

Ulrich Fugger sah ihr lange in die thränenfeuchten Augen.

„Dein Weg führt Dich zum Frieden! Doch hast Du alle Opfer wohl bedacht, die Du auf Deine Seele nimmst, wenn Du die Schwelle des Klosters betrittst?"

„Ja, Vater! Ich habe wohl gezählt und gewogen, ehe ich den Entschluß faßte. Glaube mir, gerade jene Seelen, die der Welt für ihre Wege und Pläne zu zage und zu schwach erscheinen, sind voll von heiliger Kraft, wenn es gilt, die Wege Gottes zu gehen und seine Bürde auf sich zu nehmen. Wer die Erde mit ihren vermeintlichen Gütern nie geliebt hat, wird sie an der Pforte des Klosters gerne von sich abstreifen; wer aber das Glück tiefsten Gottesfriedens und einer völligen Losgeschältheit vom Irdischen nicht zu fassen vermag, dieser wird allerdings den Eintritt in ein Kloster eine unbegreifliche Thorheit nennen. Die Welt versteht eben den lieben Gott nicht immer und nicht ganz; darum staunt sie, wenn eine von seiner Gnade heimgesuchte Seele seine stillen Pfade zu gehen begehrt. Ich, teuerster Vater, kann und mag die Thorheit der Welt nicht fassen und begreifen; deshalb flüchte ich als frierende Blume in den Garten Gottes, damit mich dort der Frühling seiner Liebe erquicke!"

Fugger hatte seine Hand wie segnend auf den blonden Scheitel seiner Tochter gelegt.

„Du bist so eigen schön," sprach er sinnend; „nicht wie die Mädchen sind, den Rosen gleich, die durch der Farben Glut und ihres Duftes Macht der Menschen Augen auf sich ziehen. Du bist wie eine Blume, die Himmelsodem trinkt und ihre Wurzeln nicht in der Erde Schoß schlägt. — Felizitas, Glückseligkeit sei der Anteil Deines Lebens! Dir winken Reichtümer und des Lebens Genüsse aus

übervoller Schale; Deiner Schönheit, wie Deiner Seele wunderbaren Unschuldsreize würden Hunderte huldigen: — Du, liebes Kind, geh' ins Kloster! Dort, dort allein bist Du am rechten Ort! Von Deiner Zelle aus wirst Du ein kleines Stück vom Himmel sehen; und ist es noch so klein, so ist's doch groß genug, daß Deiner reinen Seele Schwingen zu ihm sich erheben können. Und grüßt in stiller Nacht ein Stern vom dunkeln Himmelsblau zu Dir herab, so denk' an mich! Mein Auge wird es sein, das Dich auf Erden sucht und grüßt und segnet."

Er schwieg; seine Hand blieb fest auf dem Haupte des Mädchens ruhen.

Felizitas war glücklich; glücklich auch beim letzten Opfer, das sie brachte, beim Tode ihres Vaters. Sie stand auf, und unsäglich innig war der Kuß, den sie auf die Stirne ihres Vaters drückte; dann ergriff sie seine Rechte und machte mit derselben das Kreuzzeichen auf ihre Stirne, auf ihren Mund und ihre Brust.

„Du bist gesegnet! Nun rufe den Pater!"

Dieser kam.

Ein einfacher Mönch und die Schatten der nahenden Todesstunde reichen hin, um allen irdischen Glanz erblassen zu machen, um allen äußern Schein vom Menschen abzuschälen. Es bleibt nichts mehr übrig als die Wahl zwischen gut und bös und ein Wort, das so bitter und so beseligend ist: Confiteor Deo ...

* * *

„O, er war unendlich gut!“

„Das sind die Fugger alle!“

„Aber er war der beste!“

„Das ist jeder Gute nach seinem Tode!“

„Wer wird nun für mich und meine armen Kinder sorgen?“

„Der Jakob Fugger.“

„Ist er nicht ohnedies schon der Brotvater aller Armen?“

„Dann ist er es auch für Dich und mich! So lange es einen Fugger gibt, hungert kein Armer in Augsburg.“ —

So redeten die Armen am Grabe Ulrich Fuggers.

Als man ihn begrub, fehlte jeder äußere Glanz. Die Fugger begnügten sich damit, in schlichtem schwarzem Gewande dem Sarge zu folgen. „Des Vaters Tugenden, die unvergessen bleiben, die Liebe seiner Mitbürger, die ihn zu grabe geleiten wird, und die klagenden Armen, welche sein Andenken mit dankbaren Lippen segnen, seien der einzige Schmuck bei seiner Beerdigung.“

So hatte es Felizitas gewollt, und so war es auch geschehen. Schien es doch Allen wie ein Trost, dem Wunsche jener zu folgen, welche des Verstorbenen Liebling gewesen war. — —

Onkel Jakob erfuhr noch am Abend des Begräbnistages, daß Felizitas den Schleier zu nehmen entschlossen sei.

„'S ist gut," sprach er ernst zu ihr. „Doch mußt Du noch einige Monate bei uns bleiben. Vielleicht ändert sich Dein Vorhaben!"

„Wünschest Du dies?" fragte Felizitas nicht ohne Vorwurf.

„Nein!"

„Was soll dann die Verzögerung?"

„Sie soll mir zeigen, daß Dein Schritt nicht die Frucht einer augenblicklichen Erregung, sondern der Gnade ist. Gerade Dich, Felizitas, möchte ich im Kloster wissen! Die Fugger sollen auch unserem Herrgott etwas schenken, nachdem er ihnen so viel gegeben; sie haben nichts reineres und schöneres als Dich, mein Kind!" — —

Dann folgten gar stille trübe Wochen. Wohl schien draußen die Sonne so lieb und klar, daß die ganze Natur freudig aufjauchzte, wie ein erwachendes Kind am Mutterarme; die Blumen drängten und sproßten vielfarbig und tausendgestaltig in Gärten und auf Wiesen aus der Erde; selbst im Waldesschatten und unter einsamen Hecken blühten die Kinder des Frühlings und die Schmuckperlen des Sommers; froh, wie die Lerche und ihr reines Lied hoch oben in den warmen klaren Lüften, waren die Menschen unten auf der herrlichen Erde: nur in dem verwaisten Hause Ulrich Fuggers schien alles Leben erstorben.

Hieronymus, des seligen Ulrich Sohn, zu jener Zeit ein Mann in der Vollkraft des Lebens, hatte sich entschieden geweigert, in die Ehe zu treten.

„Georg hat Söhne hinterlassen, und die meisten meiner Schwestern sind bereits an Männer vergeben,“ pflegte er zu sagen; „was brauche ich zu heiraten? That es doch mein Bruder in Schwaz, obwohl er immer behauptet, seine Sorgen um das Bergwerk ließen ihn nicht schlafen.“

Also lebte Hieronymus mit seinen ledigen Schwestern Sibylle und Felizitas stille in dem väterlichen Hause. Er wußte, daß sich Felizitas in ein Kloster zurückziehen werde, und behandelte sie darum mit einer fast ehrfurchtsvollen zarten Bruderliebe; mehr Sorge aber machte ihm Sibylle, das treuherzige, jedoch etwas ungestüme Mädchen. Denn so natürlich er es fand, daß er selbst nicht in die Ehe trat, ebenso unbegreiflich erschien ihm dies bei Sibylle.

„Was soll denn aus Dir noch werden?“ fragte er eines Abends, als er mit ihr allein im väterlichen Garten saß.

„Aus mir?“ fragte sie und warf den Kopf zurück. „Hieronymus, das weiß ich selbst nicht!“

„Sehr vernünftig gesprochen für ein Mädchen Deines Alters!“ entgegnete Hieronymus mit leichtem Spott. „Willst Du auch Nonne werden, wie Felizitas?“

„Es wäre wohl gut für mich, Bruder; aber ich kann mich nun einmal nicht in ein Kloster hineindenken, ohne daß mein Herz erschrickt.“

„Gut; dann bleibst Du in der Welt! Hast Du vielleicht Lust und Neigung, bei mir zu bleiben und mir mein Hauswesen zu führen? Da kannst Du

in aller Ruhe und Gemächlichkeit zur alten Jungfer werden, und wenn Du mich bis an mein seliges Ende getreulich gepflegt hast, kannst Du Dich in ein Spital einkaufen; hast Geld genug dazu."

„Bruder, Du bist boshaft!" zürnte das Mädchen und wandte sich etwas zur Seite.

„Du weißt, Sibylle, ich bin nichts weniger als boshaft," fuhr er ruhig fort. „Es bleibt nun nichts anderes übrig, als daß Du einen Mann nimmst."

Sibylle neigte sich von der Gartenbank tief zur Erde nieder; sie wollte wohl die glühenden Wangen vor dem Blick des Bruders verbergen.

„Hast Du etwas verloren, Sibylle?"

„Nein!"

„Warum beugst Du denn Deinen Kopf so tief auf den Sandweg herab?"

„Laß mich!"

Hironymus stand lächelnd auf, warf einen forschenden Blick auf seine Schwester und ging dann mit verschränkten Armen im Garten umher, auf dessen Laubwerk soeben die ersten Strahlen des Mondes fielen. Zuweilen blieb er stehen, um einen lose gewordenen Zweig aufzubinden, oder um die Wohlgerüche der Blumen einzuatmen. Dann pflückte er eine weiße Rose, kehrte zu seiner Schwester zurück und legte ihr leise die Blume in den Schoß.

Rasch erhob Sibylle ihr schönes Haupt. Und als sie nun ihren Bruder ansah und sein inniger Blick dem ihrigen begegnete, konnte sie die Thräne nicht zurückhalten.

„Schwester, Du hast ein Geheimnis in Deinem Herzen?"

Kaum bemerkbar neigte sie das Haupt.

„Wer ist Dein Erkorener?"

Sibylle legte ihr Haupt an die Brust des Bruders.

„Der Junker Bubenhoven," hauchte sie.

„Ein prächtiger Edelmann! Ich wünsche Dir Glück zu Deiner Wahl. Der Bubenhoven ist würdig, in die Fugger'sche Sippe einzutreten!"

„Aber er weiß ja gar nichts davon!" kam es schüchtern zurück.

„So?" rief Hieronymus erstaunt. „Ja, da muß man es ihm sagen, daß —"

„Bruder, Du bist schrecklich!"

„Das bin ich so wenig, als ich boshaft bin," entgegnete er in gar sanftem Tone. „Meinen Dank für Dein Geständnis! Vertraue mir! Der Bubenhoven wird Dein Ehegemahl, dafür sorge ich, und wenn ihr beide recht glücklich —"

Sibylle hatte, unter Thränen lächelnd, ihrem Bruder die feine Hand auf den Mund gelegt.

„Still, still!" flüsterte sie. „Hörst Du die Nachtigall?"

Sie hing sich schweigend an des Bruders Arm und lauschte freudestrahlenden Auges dem Liede der Sängerin der Nacht.

„O wie schön, wie wunderbar lieblich! Um solch' ein Lied zu singen, muß man wohl recht glücklich sein! Ich vermöchte jetzt das nicht!"

„Aber später, so Gott will!“ beruhigte in sehr nüchterner Stimmung Hieronymus. „Ich finde, daß mich hungert, und bedauere, jetzt mehr Gefallen an einer guten Schüssel, als an tausend Nachtigallen zu haben.“

Damit schickte er sich an, aus dem Garten zu treten.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Klosterpforte hatte sich hinter Felizitas geschlossen. Ihr Scheidegruß an die Welt war ein glückliches Lächeln, ihr letzter Blick, den sie auf die Angehörigen geworfen, war thränenlos und still-freudig, ihr letztes Wort an sie heiter und mildernst gewesen. Alle in Augsburg anwesenden Fugger hatten ihr das Geleite gegeben, als sie den letzten Gang durch Augsburgs Gassen machte, und da sie an der Pforte von der Priorin, die ihr schon längst eine Freundin gewesen war, empfangen wurde, rief sie, die Arme um deren Hals schlingend: „Nun nimm mich auf in Dein Paradies und lasse mich nimmer wieder zurück in die kalte Welt, in der ich, arme Taube, so lange getrauert habe!“

Jetzt war es noch einsamer in des Hieronymus Haus, so daß demselben fast bange wurde um seinen frohen Lebensfunken. Wohl kamen die Vettern Raimund und Anton Fugger zuweilen zu ihm, manch-

mal auch der vielbeschäftigte ernste Jakob; allein diese Besuche ließen ihn dann die darauffolgende Einsamkeit nur um so schmerzlicher empfinden.

So ging er eine geraume Zeit gar nachdenklich und unzufrieden umher und schien es fast, als dächte er großen Dingen nach. Aber eines schönen Tages war er wieder wie umgewandelt, lachte und scherzte, hieß den Bartscherer, der sich zur gewohnten Morgenstunde bei ihm einfand, mit einem Gnadengeschenk ein für allemale abweisen, da er sich den Bart möglichst lang wolle wachsen lassen; befahl, daß sein Pferd vorgeführt werde; ritt den ganzen Vormittag spazieren, daß das Roß schaumbedeckt zum Stalle zurückkam, und eilte hinauf nach dem Speisezimmer, wo ihn Sibylle bereits erwartete.

Nach dem Mittagsmahle lehnte er sich in den Stuhl zurück und schaute seiner ihm gegenüber sitzenden Schwester Sibylle lange ins Gesicht.

„Muß Dir etwas sagen, Schwester!“

„Und das wäre?“

„Ich wollte, der Bubenhoven käme und heiratete Dich heute noch!“

„Warum so plötzlich?“

„Ich habe mir meinen Lebensplan gemacht und finde, daß mir Deine Gegenwart bei Ausführung desselben vielfach hinderlich ist.“

„Sehr verbunden, lieber Hieronymus! Deinen Worten zufolge scheint es, als ob Du übertriebene Höflichkeit nicht mit in Deinen Lebensplan aufgenommen hättest.“

„Mußt nicht empfindlich sein, Sibylle! Die Sache liegt so: ich habe mein Geld in drei gleiche Teile geteilt; ein Teil gehört den Armen, der andere meinen Verwandten als Erbe nach meinem hoffentlich sehr späten Tode, und der dritte soll mir zu einem in allen Ehren fröhlichen Junggesellenleben verhelfen. Da will ich einmal das alte Haus da am Heumarkte abbrechen — mein seliger Vater wird mir darum nicht zürnen, es war sein Haus — dann soll es höher und stolzer aufgebaut und innen und außen mit den schönsten Schildereien geziert werden. Und ist mein neues Heim fertig und mit aller Pracht ausgestattet, dann soll es offen sein für jeden, der dort Einkehr nehmen will, und wer immer sich an meinen Tisch setzt, soll mir ein willkommener Gast sein."

„Da sehe ich allerdings ein, daß ich Dir nicht nur überflüssig, sondern sogar lästig sein würde. Aber, verzeihe, einen Lebensplan finde ich da noch nicht heraus."

„Nicht? Ich hätte Dich für witziger gehalten. Spiele ich mich nicht auf den „Onkel Fugger" für die ganze Verwandtschaft hinaus, und gibt es für eine Sippe etwas angenehmeres, als einen gutherzigen reichen Onkel zu haben, der sich ärgert, wenn einmal eine Woche lang weder Vetter noch Muhme, noch deren Kinder kommen und sagen: Onkel, ich möchte dieses, und dann schenke mir noch das und jenes hinzu? Und ferner! Du weißt, ich habe zwei Liebhabereien: das Reiten und das Lesen. Habe

ich diesen genügt, so möchte ich frohe Tafel halten, wofür mir jeder, der daran Teil nimmt, aufrichtigen Dank weiß."

„Du bist gut, von Herzen gut; vergib mir, Bruder, wenn ich Dir durch meine Bemerkung wehe gethan hatte! Wann soll ich Dein Haus verlassen?"

„Je eher, desto lieber, damit ich mit dem Neubau beginnen kann. Jakob und seine Frau freuen sich, Dich bei sich zu haben."

„Und wohin gehst Du unterdessen?"

„Daran habe ich wahrlich noch gar nicht gedacht! Du hast nicht ganz unrecht mit Deiner Frage. Ich denke, ich ziehe mit Dir zu Onkel Jakob; hoffentlich wird es ihm ganz besondere Freude machen, auch mich bei sich aufzunehmen."

Und so war es auch. Jakob Fugger machte wenige Worte, als die beiden Geschwister zu ihm kamen; aber er hieß sie so herzlich willkommen, daß sie gar bald bei ihm heimisch waren.

So vergingen Wochen, ohne daß ein besonderer Zwischenfall Abwechslung in das einförmige Leben gebracht hätte, das Sibylle, thätig im Hauswesen ihrer Muhme, und Hieronymus abwechselnd bei seinem Neubaue, auf dem Pferde und an wohlbesetzter Tafel führte.

Da, es war ein regnerischer Tag, kam auf einmal Hieronymus um eine gute Stunde früher, als er gewohnt war, mit seinem Rosse heim. Er kümmerte sich nicht darum, daß kein Knecht bereit stand,

sein Pferd in Empfang zu nehmen; rasch sprang er aus dem Sattel, ließ das Pferd im Thorbogen stehen und rief unausgesetzt, indes er die steinerne Treppe hinaufkeuchte: „Sibylle, Sibylle, wo steckst Du denn?“ Dann rumorte er durch Gänge und Zimmer, bis er endlich die Gesuchte fand.

„Aber, Hieronymus, was hast Du doch? Unwohl bist Du nicht, dafür ist Deine Stimme zu kräftig; allein, was schreist Du so gewaltig in fremdem Haus?“

„Ah was, fremdes Haus? Immer noch Fugger'scher Grund und Boden! Höre, liebe Schwester,“ und die Kraft seiner Stimme wuchs wieder bedenklich, „der Bubenhoven ist vor einer halben Stunde in Augsburg eingeritten!“

Das Mädchen ward feuerrot.

„Und da mußt Du so schreien,“ schmähte sie, „daß man es an allen Ecken hört?“

„Wie Du wunderlich bist! Als ob den Bubenhoven unterdessen nicht schon hunderte von Augsburgern gesehen hätten? Wozu die Geheimthuerei? Sei Du froh, daß er da ist! Jetzt kann es Ernst werden.“

Sibylle zog den ungestümen Bruder in das nächste Gemach.

„Setze Dich und nimm Vernunft an!“ bat sie, auf einen Stuhl zeigend.

„Ist beides bereits geschehen,“ gab Hieronymus lachend zurück, indem er sich behaglich niederließ.

„Nun sage mir, ist Bubenhoven wirklich in Augsburg? Hast Du Dich nicht geirrt?"

„Bist eine rechte Sturmhaube! Hat mir doch der Junker, mit dem ich eine Strecke geritten bin, aufgetragen, Dir einen ganz besonderen Gruß zu entrichten."

„Wirklich? Komm, lieber Bruder, sage mir, was für ein Gesicht der Junker dabei gemacht hat? Ist er ein wenig rot und verlegen geworden, oder haben seine Augen feurig geleuchtet?"

Hieronymus griff sich an das bartige Kinn.

„Darauf kann ich Dir nicht Antwort geben."

„Und warum?"

„Just, als er von Dir sprach, kam der Welser, auf einem prachtvollen Rappen reitend, die Straße daher. Ich verwandte kein Auge von ihm, so daß ich Dir das Pferd ganz genau beschreiben kann, wenn es Dir Vergnügen macht; aber von Bubenhovens Mienenspiel weiß ich gar nichts zu erzählen.

„Du bist ein schrecklicher Mensch! Was kümmert mich Welsers Rappe? Weißt Du nichts Näheres wegen Bubenhoven?"

„O ja! Der Kaiser schickt ihn. Er hat an dessen geheimen Rat Paul von Lichtenstein wichtige Botschaft zu überbringen. Und da den Rat sein Auftrag an Jakob Fugger weist, so wird wohl Bubenhoven bald dieses Hauses Schwelle betreten."

„Ah — Geld!" rief mit starker Betonung das Mädchen. „Mich ärgert nur, daß gerade der Junker immer solche Botschaften zu vermitteln hat!"

„Also wäre es Dir lieber, wenn statt Bubenhovens ein Anderer im kaiserlichen Auftrage hier wäre?“

Sibylle gab ihrem Bruder einen leichten Backenstreich.

„Frage nicht um das, was Du doch weißt!“ lachte sie fröhlich. Darauf ging sie aus dem Zimmer.

Hieronymus schaute der Davongehenden etwas verwundert nach.

„Es ist doch merkwürdig, wie die Liebe den Menschen so eigenartig macht, fast möchte ich sagen, närrisch. Begreifen kann ich es freilich nicht, und ich bin unserm Herrgott sehr dankbar dafür; aber es macht mir wirklich Vergnügen, an meiner bisher ganz vernünftigen Schwester zu sehen, wie die Liebe doch nur eine für den von ihr heimgesuchten, wie es scheint, sehr angenehme Verrücktheit ist. Ich glaube, ich habe mir damit etwas sehr Kluges vorgesagt; Sibylle würde allerdings wieder schmollen und zürnen.“

Es mochte die dritte Stunde nach Mittag sein. Der Regen hatte nachgelassen, aber die Gassen waren voll von Pfützen, worin sich Sperlinge und Tauben das Gefieder badeten, oder durch welche barfüssige Jungen in unüberlegtem Übermute trabten, daß das schmutzige Naß nach allen Seiten hoch aufspritzte.

Hieronymus und Sibylle standen am offenen Fenster und plauderten von der Schwester Felizitas, wie es ihr wohl ergehe, und wie es gekommen sei,

daß sie so still und innerlich gewesen schon von Kindheit auf. — Dabei wandten beide die Augen von der Gasse ab und sich selbst zu; denn ihr Gespräch war gar ernst geworden.

Da lenkte Pferdegestampf ihre Blicke unwillkürlich wieder nach der Gasse.

„He, Junker Bubenhoven!“ rief plötzlich Hieronymus, so laut er konnte. „Brecht Euch nicht den Hals mit Eueren Reiterkunststücklein! Kommt lieber zu mir herauf! Meine Schwester, die Sibylle —“

Das Mädchen, das beim Anblicke des Junkers tief errötend vom Fenster zurückgetreten war, rief mit glühenden Augen und gepreßter Stimme: „Willst Du stillschweigen, Unbesonnener?“

Hieronymus blickte seiner Schwester eine Weile mit scheinbarem Ernste ins Antlitz, dann lachte er hell auf.

„Sibylle,“ sprach er, „willst Du nicht in den Spiegel schauen? Du bist rot, wie —“

Es pochte. Der Junker trat ein und verbeugte sich tief vor Sibylle. Sie hörte nicht, was er sagte, und wäre auch um alles in der Welt nicht im stande gewesen, darauf zu antworten; denn ihre Kehle war wie zugeschnürt, und ihr Atem stockte. Die Bitte des Bruders, dem Gaste einen Becher Weines zu bringen, war ihr eine hochwillkommene Veranlassung, wenigstens so lange dem Zimmer ferne bleiben zu können, bis sie, durch die Pflicht der Gastfreundschaft gezwungen, wieder dorthin zurückkehren mußte.

„Thörichtes Kind, das ich bin!“ lächelte sie, als sie die Treppe hinabschritt. „Ich glaube gar, ich habe Herzklopfen! Warum wohl?“

Und als sie diese Frage an sich stellte, blieb sie, die Rechte auf das eiserne Geländer gelegt und die Linke auf die pochende Brust gedrückt, tief in Gedanken versunken, stehen, bis eine vorübergehende Magd sie aus ihren Träumen wieder aufschreckte.

„Ist Euere Schwester unpaß?“ fragte Junker Bubenhoven.

„Nein — Gottlob! — krank ist sie nicht,“ erwiederte Hieronymus. „Ich glaube nur, sie hat ein vorübergehendes Herzleiden.“

„Doch nicht gefährlicher Art?“

„Nein, gar nicht bedenklich. Ich halte das Ding für solch' eine Art Krankheit, ähnlich dem Friesel, den die kleinen Kinder zu überstehen haben, indes die Ausgewachsenen gewöhnlich für einige Zeit herzleidend werden.“

Bubenhoven sah verwundert auf Fugger.

„Ich verstehe Euch nicht!“

„Nicht? Nun, das macht ja nichts! Vielleicht kommt Euch die Erkenntnis später. Doch sagt, wie geht es dem Kaiser?“

„Habt Ihr überflüssiges Geld, Herr Fugger?“

Sibyllens Eintritt ersparte Hieronymus die Antwort auf die mutwillige Frage des Junkers. Mit niedergeschlagenen Augen trat sie an den Tisch, auf welchen sie Kanne und Becher stellte; und als

sie letzteren füllte, war es einen Augenblick, als ob ihre Hand zitterte.

„Laßt Euch den Trunk belieben, Junker!“ sprach sie mit fester Stimme, verbeugte sich leicht und verabschiedete sich wieder.

Die beiden stießen mit den silbernen Bechern an.

„Auf gute Freundschaft!“ rief Bubenhoven.

„Ich trinke mit Vergnügen auf noch mehr als dies,“ antwortete Hieronymus, den Junker scharf ins Auge fassend. Dieser schaute harmlos in seinen Becher, und doch war es, als spiele ein leichtes Lächeln um seine Lippen.

„Herr Fugger,“ begann er, „wie kommt es denn, daß Ihr ehelos bleibt?“

Hieronymus streckte die Rechte abwehrend aus.

„Lassen wir das, lieber Bubenhoven! Mir ist der Grund meiner Ehelosigkeit so klar, daß es mir Langeweile macht, ihn Anderen noch auseinander zu setzen. Aber Ihr, Junker, gehörtet schon lange ins Ehejoch! Wo fehlt es?“

Bubenhoven zuckte die Achseln und drehte sein Schnurbärtchen.

„Habt Ihr vielleicht noch keine Maid gefunden, die Euer ritterliches Herz besiegte?“

„Doch!“

„Nun weiter!“

„Ich habe nicht den Mut, auf Gegenliebe zu hoffen.“

„Ist die Maid stolz und hart?“

„O nein! Sie ist so mild, wie ein Frühlingsmorgen, den keine Wolke trübt; sie ist aber auch wie ein Bergsee, der wohl den grünen Wasserspiegel zeigt, jedoch keinen Blick in seine Tiefen gestattet. Ja, wenn ich wüßte, daß ich Gewährung hoffen dürfte, ich ritte als der Glücklichste aus Augsburg zum Kaiser zurück und heischte Urlaub von seinen Diensten, um mein Weib heimzuführen!"

„Also eine Augsburgerin ist die Erkorene?" that verwundert Hieronymus.

„Und noch dazu eine Fugger! 'S ist Euere Schwester Sibylle!"

Bubenhoven hatte diese Worte mit einer Hast herausgestoßen, als fürchte er, einen Augenblick später nicht mehr den Mut zu diesem Geständnisse zu haben. Als er es jedoch gethan hatte, stand er rasch von seinem Sitze auf, trat auf Fugger zu, der mit geneigtem Haupte dasaß, ergriff stürmisch dessen Hand und rief: „Ich habe Euch wohl unangenehm überrascht? Und dazu sehet Ihr aus, als wolltet Ihr meinen liebsten Wunsch zu grabe tragen helfen."

Hieronymus schnappte nach Luft.

„Was ich Euch antworten soll, das weiß ich ganz gut, lieber Bubenhoven; nur fehlt mir die rechte Form, in der ich Euch sagen kann, daß Euch meine Schwester treuinnig lieb hat, und daß sie mir errötend vertraute, sie wollte gerne und freudig Ja sagen, wenn der Junker Bubenhoven käme, um sie zum ehelichen Weibe zu begehren. So, jetzt wißt Ihr alles, und ich denke, Ihr könnt zufrieden sein

und guten Mutes mit Sibylle Rücksprache nehmen. Gott segne Euch Euere reine Freude und Euere künftige Ehe! Aber bei aller Rührung, die mich überkommt, möchte ich doch beinahe lachen, daß ich, der Weiberfeind, Euch und meiner Sibylle zur Ehe verhelfe.“ — — —

Fast zur gleichen Zeit standen sich Jakob Fugger und der kaiserliche Rat Paul von Lichtenstein in einem kleinen, aber prunkvoll ausgestatteten Gemache des Fugger'schen Hauses mit ernsten Mienen und gemessenem Benehmen gegenüber.

„Der Kaiser hält seinen Plan noch ganz geheim, und Ihr, Herr Fugger, seid einer der Wenigen, die er in sein Vertrauen zieht. Der Papst ist am Sterben; eine Neuwahl unter den Kardinälen scheint auf große Schwierigkeiten zu stoßen, da die Meinungen und Wünsche so vielfach geteilt sind. Hierin sieht der Kaiser, der wohl der getreueste Sohn der Kirche ist, für dieselbe eine große Gefahr, der er nach Möglichkeit die Spitze brechen will. Überdies trägt sich Max mit einem Gedanken, der zwar neu, überraschend, für den ersten Augenblick sogar abstoßend erscheint, der aber schon darum groß und erhaben ist, weil er in unseres Kaisers Seele zur Reife gelangte. Max geht von der Ansicht aus, daß die zwei höchsten Gewalten der Erde, die des Papstes und des Kaisers, nie mit einander in Streit und Widerspruch geraten sollten. Allein so lange diese beiden Würden in verschiedenen Händen liegen, ist die Einigkeit unter denselben stets gefährdet, und die

Vergangenheit weiß des Trüben und Traurigen genug von Kämpfen zwischen Kreuz und Schwert zu erzählen. Diesen Zuständen will der Kaiser mit einemmale ein Ende machen, indem er die päpstliche und kaiserliche Krone auf ein einziges Haupt setzt."

Fugger sah ernst und scharf auf Lichtenstein.

„Habt die Gewogenheit, mir die Pläne des Kaisers ganz klar zu machen! Noch finde ich in mir nicht den Mut und die Kraft, sie zu begreifen."

„Der Kaiser ist Witwer; seine zweite Gemahlin ist gestorben; damit ist ihm die Freiheit seiner Person wiedergegeben. Maxens Absicht geht nun dahin, sich selbst zum Papste wählen zu lassen, um durch Vereinigung der kaiserlichen und päpstlichen Würde auf seinem Haupte sowohl der Kirche als auch dem Reiche eine neue Zeit ungestörten Friedens und hoher Glückseligkeit zu schenken."

Fuggers Auge blickte finster wie Sturmesnacht, und dunkle Wolken umlagerten seine Stirne.

„Und was will der Kaiser von mir?" fragte er grollend.

„Die Kardinäle," fuhr Lichtenstein mit wachsendem Eifer fort, „mögen allerdings teilweise den Absichten des Kaisers gewogen sein; allein ein noch größerer Teil derselben wird Widerstand leisten. Diese zu gewinnen, sollt Ihr, Herr Fugger, behilflich sein."

Jakob schüttelte das Haupt.

„Es gilt," setzte der geheime kaiserliche Rat seine Erläuterung fort, „die widerstrebenden und wankenden Kardinäle durch Geschenke für den Plan des

Kaisers zu gewinnen. Gewohnt, an alle Dinge einen großartigen Maßstab anzulegen, möchte Max gerade da am wenigsten geizen, wo es sich um die Verwirklichung seiner Lieblingsidee handelt. Er wendet sich deshalb in gnaden an Euch, mit dem Ersuchen, Ihr möchtet ihm, so schnell es Euere Rechnungsbücher gestatten, ein Darlehen von dreihunderttausend Dukaten geben. Dagegen verpfände er Euch vier mit Kleinodien gefüllte Truhen und einen guten Teil der zu erwartenden päpstlichen Einkünfte."

„Ich sehe, jetzt seid Ihr zu ende," begann nun Fugger mit harter Stimme. „Dreihunderttausend Dukaten sind eine ungeheuere Summe, obwohl diese mich nicht erschreckt. Ich kann das Geld in wenigen Wochen flüssig machen; allein ich will nicht, Herr Rat! So oft der Kaiser Hilfe von mir begehrte, war ich glücklich, ihm dienen zu können. Nie habe ich gerechnet und gemarktet, Gewinn und Prozente gewogen — mit ihren Darlehen an Max haben die Fugger auch noch nichts gewonnen, das darf ich als Kaufmann mit offener Stirne sagen — aber verlangte der Kaiser jetzt statt der Tausende von Dukaten drei rote Heller von mir, so würde ich entschieden Nein sagen. Was der Kaufherr Fugger geben könnte, das will und darf der Fugger als Christ nicht geben. Lichtenstein, gekauft sollen die Stimmen der Kardinäle werden, mit Fugger'schem Gelde gekauft, um dem wahnwitzigen Ehrgeize eines Mannes zu dienen, der nach der Tiara strebt, um die Kirche erst einen Augenblick zur Schwester des Staates zu

machen und sie dann, bewußt oder unbewußt, zur Magd desselben zu erniedrigen! Ahnt denn der Kaiser nicht, daß er nach den Sternen greift, die nicht seinen Himmel bescheinen? Wohin sollte es mit der Kirche kommen, wenn da, wo das Walten des heiligen Geistes allein zu entscheiden hat, Fugger'sche Dukaten, Judasen gleich, in die Hände zagender Kardinäle gelegt würden? Vergißt denn Max in sich den sterblichen Menschen? Gilt es ihm für nichts, wenn er, in Staub zusammenbrechend, auf der Erde ein Elend hinterläßt, das seinem Namen Schande, der Kirche Verderben, den Völkern grenzenlose Verwirrung bringt? Und warum das alles? Nur um den Durst einer krankhaft ehrgeizigen Seele zu stillen; nur um der Welt ein Schauspiel zu zeigen, das sie noch nie gesehen hat; um groß zu sein, ohne einen Anderen neben sich zu haben, dessen Glanz den seinen abschwächt! Herr, das ist ein Fiebertraum, wild und ungemessen in seinen Bildern, ungelenkt von ruhigem Denken und Wollen! Ich klage bitterlich darüber, daß Max mit diesem Gedanken sich trägt, mit diesem Begehren an mich herantritt. Mir ist die Kirche Gottes heiliges Eigentum, das nicht die Gierde nach Gold und der Ehrgeiz entweihen dürfen. So soll auch der Kaiser fühlen und denken. Als Glied der Kirche steht er nicht höher wie ein Bettler, der unter einer einsamen Hecke vor Hunger stirbt; und wenn er meint, er dürfe, weil er Kaiser ist, die von Ehrgeiz geleitete Hand nach der Tiara ausstrecken, so erntet er Gottes Fluch."

„Fugger,“ warnte Lichtenstein, „Ihr habt vergessen, Euere Worte zu wägen!“

„Meint Ihr?“ kam es scharf zurück. „Hat Max vergessen, seine Pläne auf die Wage der Vernunft und Gerechtigkeit zu legen, so habe ich keine Ursache, mit meinen Worten ängstlich zu sein. Die Fugger haben die halbe Welt erobert, aber darum die Freiheit ihres Manneswortes nicht aufgegeben.“

Lichtenstein schwieg mißgestimmt lange Zeit.

„Fugger, besinnt Euch noch einmal!“ bat er endlich, die Rechte ausstreckend.

„Nein.“

„Gebt Ihr dem Kaiser das Geld?“

„Nein!“

„Und darf ich dem Kaiser berichten, was Ihr gesprochen habt?“

„Jedes Wort!“

Dreißigstes Kapitel.

Seit den Tagen des Königs Sigismund wurden die Reichskleinodien, der mit vielen Reliquien versehene Krönungsornat der Kaiser, in Nürnberg aufbewahrt und jährlich an Ostern dem Volke zur Verehrung ausgestellt. Es geschah dies immer an einem Freitage, und das Volk nannte diesen Tag das Heiligtumfest oder das Heiltum. Man errichtete zu diesem Zwecke ein Gerüst, den sogenannten Heil-

tums-Stuhl, auf dem Markte vor dem Schopper'schen Hause, wo die Heiligtümer über Nacht verwahrt wurden; während der übrigen Zeit des Jahres aber hingen sie in einem metallenen Schreine unter dem Gewölbe der Spitalkirche. Albrecht Dürer hatte im Auftrage des Nürnberger Rates zwei große Tafeln für die Schopper'sche Heiltumskammer gemalt und dieselben vollendet, als Kaiser Maximilian I. am 4. Februar 1512 nach Nürnberg kam. In Maxens Gefolge waren Männer von bedeutendem Wissen, ja, er liebte es, einen Hof von Gelehrten zu halten, welche die ewig wechselnden, aber immer großartig angelegten Pläne des Kaisers zur Ausführung bringen sollten. Besonders war er unermüdlich in der Schilderung seiner eigenen welthistorischen Erlebnisse in Schrift und Bild. Max selbst schrieb oder diktierte dazu Entwürfe und Verse. Nach seinen Angaben zeichnete dann Hans Birgkmair die zweihundertfünfundvierzig Holzschnitte zum „Weißkunig", und schrieb des Kaisers Geheimschreiber Marx-Treytz-Saurwein die Erklärung dazu.

Der Kaiser verwendete die kurze Zeit seines Aufenthaltes in Nürnberg dazu, um seine Pläne, die alle einer unbefangenen Freude an Verherrlichung seiner eigenen Persönlichkeit entsprangen, möglichst zu fördern. Wilibald Pirkheimer, der hochgelehrte Nürnberger Ratsherr, befand sich in diesen Tagen fast unausgesetzt in Maxens Umgebung und benutzte diesen Umstand vorzüglich dazu, um den Kaiser auf seinen vertrauten Freund, Albrecht Dürer,

als die geeignetste Persönlichkeit zur Vollführung der kaiserlichen Absichten aufmerksam zu machen; nicht als ob Max nicht längst den ruhmvollen Namen Dürers gekannt und geschätzt hätte, sondern damit der Kaiser in unmittelbare Beziehung zu dem Künstler träte und diesen in seine Dienste zöge. Denn mit der stillen einfachen Hochachtung, welche die Großen und Reichen der Erde der Kunst erzeigen, kann diese getrost betteln gehen und verkümmern. Soll die Kunst einen Adlerflug nehmen, so darf nicht die Last der Sorgen um das tägliche Brot die Schwingen des Genius hemmen oder niederdrücken.

Max war in Begleitung Pirkheimers nach der Heiltumskammer gegangen, um dort die von Dürer gemalten Tafeln zu beschauen. Lange stand der Kaiser vor den beiden meisterhaft gezeichneten Gestalten des Kaisers Karl und des Königs Sigismund. Es schien, als prüfte er an diesen Bildern die Kraft des Künstlers, ob sie ausreiche, um all' den kühnen Entwürfen und Gedanken seines Geistes glänzende Formen zu geben. Nach langem Schauen wandte er sich zu Pirkheimer.

„An Dürer finde ich, was mir für die schönste Vollendung meiner Pläne bisher fehlte. Gott hat Euerer Stadt einen reichen Segen und großen Glanz gegeben, da er Euch den Meister Dürer schenkte. Augsburg hat seine Fugger, Nürnberg seinen Dürer und Euch, den hochberühmten Gelehrten, und Euere fromme und hochgebildete Schwester Charitas im Clarissenkloster: wahrlich, die freien Reichsstädte

können nicht klagen, daß der Himmel sie in irgend einer Weise stiefväterlich behandle! Führt mich zu Dürer! Ich verlange darnach, den geistvollen Maler meinen Plänen dienstbar zu machen." — —

Oben auf dem Stadtberge, links unterhalb der Burg, steht ein reich gegiebeltes, mit Zinnen und Erkern geschmücktes Haus. Die Wände sind von Fachwerk durchzogen, die Fenster breit und glänzend, die festverschlossene Thüre ist niedrig und enge. Leichter bläulicher Rauch steigt aus dem Kamine zum sonnenhellen Winterhimmel auf, und an dem einen besonders breiten Fenster sitzen auf dem Gesimse Tauben und Sperlinge, teils in satter Ruhe das Federröckchen aufbauschend, teils in nimmer müder Gefräßigkeit die letzten Brotkrumen des ihnen gestreuten Morgenimbisses aufpickend.

Den größten Raum des oberen Stockwerkes, zu welchem eine ausgetretene knarrende Wendeltreppe führt, nimmt eine große helle Stube ein. Der Boden ist von Ziegelsteinen, die Decke in einfachem Maßwerke getäfelt; in der einen Ecke steht ein gewaltiger, mit Schildereien aus der Bibel geschmückter Kachelofen, der eine angenehme Wärme ausstrahlt. An den weiß getünchten, bis zu halber Höhe getäfelten Wänden hängen und lehnen die verschiedenartigsten Bilder: Heilige mit ernsten strengen Mienen und reicher Gewandung neben landschaftlichen Skizzen, die meist von der durch Tyrol nach Venedig gemachten Reise Dürers herstammten; dann wieder Studienköpfe, nackte Gestalten, abenteuerliche Tiere

und flüchtige, aber meisterhaft auf graues Papier hingeworfene Kohlenzeichnungen von reich gewundenem Laubwerke.

Nahe dem Fenster nach der Burg sitzt an einem niederen Tische Hieronymus Andree, welcher sich unter Dürers Leitung zu einem der bedeutendsten Holzschneider ausgebildet hatte, ein kurzgewachsener, etwas beleibter Mann mit klugen Augen und stets lächelnden Lippen. —

— In der Mitte des Gemaches steht Albrecht Dürer; nachdenklich richtet er die tiefdunkeln Augen bald auf das Bild, an welchem er malt, bald auf den seitwärts in einem Polsterstuhle sitzenden Mann.

Dürer legt Pinsel und Palette weg.

„Ihr erlaubt, Fugger, daß ich Euch und mir eine Pause gönne," sprach er und ließ sich auf einen dreibeinigen hölzernen Stuhl nieder; „habt die Gewogenheit und seht Euer Konterfei an, ob Ihr es getroffen findet!"

Jakob Fugger blickte lächelnd auf das Bild.

„Hätte nicht gemeint, daß ich solch' ein gestrenger Herr in Miene und Blick wäre! Aber ob Ihr mich getreulich getroffen habt, darüber müßt Ihr das Urteil Anderer hören; ich glaube fast, ich sei weniger schön, als Ihr mich malet."

„Nun, schön seid Ihr auch nicht," scherzte Dürer, seine Schlapphaube in den Nacken schiebend; „jedoch edel ist Euer Gesicht, weil in jeder Linie der Glanz Euerer Seele durchleuchtet. Glaubt mir, ich habe noch an keinem Bilde mit solcher Liebe gearbeitet!"

Jakob Fugger wollte entgegnen, als von der Gasse herauf verworrener Lärm drang.

Agnes Dürer, des Malers Ehefrau, war in der Küche beschäftigt, das magere Mittagsmahl für sich zu bereiten; denn seit Fugger in Nürnberg war und jeden Mittag ihren Ehemann mit sich in die Herberge nahm, hatte ihre Häuslichkeit den Gipfelpunkt erreicht: — ein dicker rauher Brei, über einigen dünnen Holzscheiten gekocht, war für sie der Mittagsimbiß und für sie und ihren Mann das Abendbrot. Er ißt bei dem Fugger ohnedies zu viel, soll abends nur sparsam leben, meinte sie.

Der Klöpfel an der Hausthüre ward heftig angeschlagen. Frau Agnes machte keine Miene, zu öffnen; als aber das Pochen immer lauter und dringlicher wurde, trat sie, mit dem Kochlöffel in der Hand, in den Hausflur.

„Nun, was soll es?“ rief sie mit schriller Stimme.

„Öffnet! Wir wollen zum Meister Dürer!“

„Darf nicht sein!“

„So? Warum denn?“

„Er malt oben in seinem Zimmer. Da will ich, daß er Ruhe hat. Er muß Brot ins Haus schaffen, damit wir mager leben und der Stadt und dem Kaiser die fetten Steuern zahlen können.“

Draußen lachte ein Mann hell auf.

„Macht nur auf, liebe gute Frau Agnes! Es soll Euer Schaden nicht sein!“

Zögernd schob sie den Riegel zurück. Zwei Männer, mit tief in die Stirne gedrückten Hüten und fest in ihre Mäntel gehüllt, traten ein.

„Ihr habt eine arge Dummheit gemacht!“ flüsterte Wilibald Pirkheimer. „Euch soll der Schnee die Zunge verbrennen!“ Dazu schaute er so zornig, daß der Frau Agnes ordentlich bange ward, und hiezu gehörte doch viel; dann war er wieder voll unterthäniger Ehrfurcht gegen seinen Begleiter, so daß Agnes, was ihr noch selten in ihrem Leben begegnet war, kein Wort der Erwiderung fand.

Die beiden Männer stiegen die Wendeltreppe hinan und traten in Dürers Malstube ein. Agnes aber schlich ihnen leise nach und stellte sich horchend hart an die Thüre des Gemaches.

„Mein lieber Meister,“ rief Max, den Mantel abwerfend, „lieber kämpfte ich mich durch eine Schar Sarazenen, als an Euerem Weibe vorbei! Himmel, hat die eine Zunge! Und die Steuern hat sie mir auch schon vorgeworfen!“

Dürer war wie vernichtet, als er seinen Kaiser so sprechen hörte. Und noch mehr! Er kannte sein Weib, das so bitterböse schien und es doch nicht war.

„Mein kaiserlicher Herr!“ stammelte er verlegen, „vergebt meiner Agnes, daß sie mit Eifersucht über meine Arbeitszeit wacht. Sie ist seelengut. Das mag sie entschuldigen!“

Der Kaiser lachte. Die Horcherin zuckte erschrocken zusammen; allein rasch richtete sich Frau Agnes wieder auf, stemmte die Arme in die Hüften

und murmelte: „Ein Ding, ob Kaiser oder Bürger! Herr in diesem Hause bin ich, und sonst keiner, und sei er noch so groß! So ist's!"

Sodann machte sie einen Knix vor der Thüre, der nicht ehrlich gemeint war, und schlich die Treppe wieder hinab nach der Küche. Der Brei war unterdessen angebrannt, ein häßlicher Geruch durchdrang das Haus.

Max wandte sich in freudiger Überraschung an Jakob Fugger, von dessen Gegenwart in Nürnberg er bisher noch nichts gehört hatte.

„Ihr laßt Euch von Dürer konterfeien, wie ich sehe. Recht so! Die Nachwelt soll wissen, wie der berühmte Jakob Fugger ausgesehen hat. Lohnet den Maler gut für sein Werk, doch nicht so, daß Ihr mit Euerer Gabe den Kaiser beschämt!"

Dürer hatte unterdessen für den Kaiser einen Sitz zurecht gerichtet.

„Legt Pinsel und Palette auf eine Stunde zur Seite, Meister Dürer," begann Max, sich in den Stuhl zurücklehnend. „Ihr sollt Euerem Kaiser zu einem großen Werke Stift und Stichel leihen. Ihr sollt mir ein Werk zeichnen, wie ein zweites die Welt noch nicht gesehen hat. Mein gelehrter Historiograph Johannes Stabius hat den Plan dazu entworfen. Das Werk zerfällt in zwei Bilder, deren eines „die Ehrenpforte", das andere den „Triumph des Kaisers Max" darstellt. Macht Euch vorläufig an das erste Bild, die „Ehrenpforte"! Ihr könnt heute mit Stabius Rücksprache nehmen, und ich möchte dann morgen

Euere Meinung über die Sache hören. Ihr aber, Jakob Fugger, seid mir hier wie ein gefundenes Goldkorn. Ihr seid mein Gefangener für die wenigen Tage, die ich hier in Nürnberg zuzubringen gedenke; ich kann Euch nicht helfen!"

Fugger lächelte zufrieden.

„Habt Ihr mich denn nicht schon längst zu Euerem Gefangenen gemacht durch Euere Huld und Gnade? Herr, verfügt nur über den Jakob Fugger! Es kann ihm auf Erden nichts lieberes begegnen."

„Gut denn!" lobte der Kaiser. „Ich will Euch für heute dem Meister Dürer nicht vorenthalten; morgen aber sollt Ihr wie der Schatten an mich gefesselt sein."

Max und Pirkheimer gingen, von Dürer begleitet, die Treppe hinab. Im Hausflur blieb der Kaiser stehen.

„Frau Agnes, wo seid Ihr?" rief er.

Sie erschien mit tiefrotem Gesichte und niedergeschlagenen Augen.

„Gehabt Euch wohl und in Gott!" sprach Max, ihr die Hand reichend. „Haltet mir den Meister Dürer gut; denn von heute an steht er in des Kaisers Diensten, und wollte der Himmel, daß er noch hundert Jahre lebte, er sollte mit Arbeiten für mich nicht zu ende kommen. Noch Eines! Schaut nicht so ernst und finster! Dafür habt Ihr ein viel zu hübsches Gesicht. Der Meister, Euer Ehegemahl, sagt, Ihr wäret seelengut. Straft die Nürnberger Lügen, die anderes von Euch reden! — —

Nach kurzer Wanderung durch die engen Gassen der Stadt kam der Kaiser in Begleitung Wilibald Pirkheimers an das Clarissenkloster. Max betrachtete nicht ohne Ehrfurcht das große düstere Gebäude mit seinen dunkeln Mauern und kleinen niederen Fenstern.

„Pirkheimer,“ sprach er, „ist's nicht, als läge ein großes gewaltiges steinernes Grab vor uns, in das sich Menschen lebendig begraben?“

„Auf diese Frage, Herr, mag Euch am besten die Charitas Rede stehen.“

Sie traten an die Pforte; man öffnete ihnen ein kleines Sprechzimmer, arm, düster und enge.

Die Äbtissin erschien. Eine hohe majestätische Gestalt, von dem dunkeln schmucklosen Habit umflossen, das Haupt mit dem Weihel bedeckt. Das schöne Antlitz war ernst, aber dieser Ernst war unsäglich milde. Wenn sie die Lider aufschlug und ihr großes fast stahlblaues Auge zeigte, so konnte man den hohen Geist ahnen, der in dieser Hülle wohnte, und aus stiller klösterlicher Zurückgezogenheit ruhmvoll ganz Deutschland durchdrang.

Charitas zeigte keine Spur von jener unbeholfenen Befangenheit oder widerlichen Unterthänigkeit, die schwachen Geistern großen Männern gegenüber so häufig eigen ist. Sie drückte in einfachen Worten die Freude aus, welche ihr die Ehre des kaiserlichen Besuches bereitete; aber kein Wort unwürdiger Schmeichelei kam über ihre Lippen.

Man spricht von Euerer großen Gelehrsamkeit,“ erwiderte der Kaiser in scheinbar gleichgültigem Tone.

„Ich bin nicht gelehrt; jedoch verlange ich, aus dem weiten Gebiete des Wissens vor allem das in meinen und meiner Nonnen Bereich zu ziehen, was einen fruchtbaren Bezug auf das Göttliche, eine wahrhafte Förderung des Geistes in sich birgt, und was zur Belehrung und sittlichen Erhebung des mir anvertrauten Klosters dienen kann. Die Werke der Kirchenväter sind meinem Geiste, wenn er frei ist von zeitlicher Sorge und von den Pflichten des Tages, ein blütenreicher Garten, worin er himmlischen Wohlgeruch atmet; und unter den Vätern ist mir wieder Hieronymus, dieser weise Führer im Paradiese der Einsamkeit, so innig teuer geworden, wie kein anderer. Seinem Rate folgend, wird in meinem Kloster täglich die Bibel gelesen, sowohl deutsch als lateinisch; denn die heilige Schrift ist der Acker des Herrn, wo die Gelehrsamkeit aus der Schale den Kern, aus dem Buchstaben den Saft zieht. Zudem besitzt unser Kloster eine reiche Bücherei, und jede Schrift, die auf ihrer Stirne das Siegel der Wahrheit trägt, ist uns hochwillkommen.“

„Ehrwürdige Frau, ich bewundere aufrichtig Eueren hohen Geist, der in der Einsamkeit des Klosters nicht verdunkelte, sondern sich zu einem wahren Adlerfluge aufschwingt.“

„Mein hoher Herr und Kaiser, Ihr irrt, wenn Ihr mich dem Adler vergleichet, der seinen Flug zur Sonne nimmt. Ich bin wie ein Sperling, der

sich auf Adlersschwingen setzt, um, von fremder Kraft getragen, dem Himmelsblau entgegen zu fliegen. Und wollt Ihr wissen, wer dieser Adler ist, so laßt Euch mit dankbarem Herzen meinen edlen Bruder nennen, den Wilibald, der Euch hieher geleitet hat, diesen großmütigen Förderer aller Wissenschaft und Kunst, dessen Haus in ganz Deutschland die Gastherberge der Gelehrten genannt wird, und den nichts so sehr erfreut, als die Freundschaft, die ihm von weisen Männern aus ganz Europa zu teil geworden. Und hatte Wilibald ein treffliches Buch erworben, so trug er es zu mir ins Kloster. Und nicht genug, daß er zu jeder Zeit die Schätze seines Wissens und seiner überreichen Bücherei mit mir teilte: er ruhte nicht, bis nicht auch alle seine gelehrten Freunde mir ihre Gunst schenkten. Ich nenne den von Euerem kaiserlichen Vater gekrönten Dichter Cellis, der mir die neuaufgefundenen Gedichte der Roswitha sandte; dann Christoph Scheurl, den Cicero unserer Republik, der solch' ein tiefes Verständnis unseres klösterlichen Glückes hatte; dann den Chronisten Kilian Leib und viele Andere. Heißt es nicht Hochmut, hoher Herr! Glaubt mir, Demut ist es, die mich die Leiter nennen ließ, auf welcher ich aufstieg nicht zum Ruhme, aber zu dem reinsten Glück!"

„Also seid Ihr glücklich?" fragte der Kaiser mit sichtlicher Hast. „Denkt, als ich vor der Pforte Eueres Klosters stand und die schwarzen düsteren Mauern sah, da war es mir, als läge ein Leichen-

tuch über diesem Stück Erde und unter demselben befänden sich lebendig Begrabene, welche der Ewigkeit entgegenseufzen, weil die Erde nicht Luft noch Raum mehr für sie hat."

„Und wir im Kloster nennen, im Vollgefühle unseres Glückes, Euch, die Ihr in der Welt lebt, arme Menschen," entgegnete sanft lächelnd Charitas. Aber sogleich fügte sie ernst bei:

„Herr, erlaubt mir einen Vergleich! Als das Paradies für die Menschen verloren ging, da flog ein barmherziger Engel mit düsteren Trauerfittigen über dasselbe hinweg, pflückte, ehe es unterging, seine schönsten Blumen und barg sie Jahrhunderte lang an seiner Brust. Als aber das Kind von Bethlehem geboren ward, und dessen selige Lehre von einem neuen Paradiese erzählte, da erhob jener Engel des Erbarmens neuerdings die Flügel; allein sie waren nun nicht mehr in Trauerfarbe gehüllt, sondern lichtvoll und glänzend wie ein neuer Schöpfungsmorgen. Und als er über die Erde schwebte, so ließ er Blume um Blume aus seinen Händen fallen, und sie alle wurden zu stillen kleinen Paradiesen, zu blumigen Oasen in der Wüste der Welt, zu Heimstätten für Seelen, die den Staub der Erde mutig von den Fittigen abschüttelnd, den Flug der Sehnsucht nach dem Himmel nehmen. Das war im Bild gesprochen. Gestattet mir nun noch ein ernstes Wort! Schützt, hoher Herr und Kaiser, in Euerem Reiche jede Stätte, wo fromme Seelen sich zum Gebete und zum Leben im Geiste Gottes einen.

Schützt die Klöster! Ein Reich, das diese Blüten reiner Gottesliebe, des Gebetes, der Versöhnung von sich weist, verfällt dem Dämon, welcher zerstört und auf Ruinen dann zum grinsenden Satan wird."

Die Chorglocke ward geläutet.

„Verzeiht, ich muß scheiden. Die Pflicht ist Gottes wiederkehrendes Gebot; diesem darf der Gehorsam nicht vorenthalten werden. Herr, Euch schmückt die Krone und drückt das Scepter. Ich will beten, daß Gott Euch segne mit seiner unerschöpflichen Liebe! Jene Charitas aber, welche alles erbarmend erträgt, möge Euch nachsichtig beurteilen lassen, was die Nonne Charitas in Demut und Offenheit zu Euch gesprochen."

„Pirkheimer," sprach der Kaiser, als sie wieder auf freier Gasse standen, mit sichtlicher Bewegung: „In Euerer Schwester Charitas sah ich in Wahrheit eine Blüte himmlischer Liebe!"

Einunddreißigstes Kapitel.

Es war ein heller Wintermorgen. Der Schnee lag in wunderlichen Formen auf den Spitzen und Zinnen, in glitzernden Flächen auf den steilen Dächern der Häuser Nürnbergs. Im Osten strahlte die Sonne auf die öde Haide, welche die Stadt umzog und über welche nur zuweilen ein hungeriger Rabe krächzend mit schwerfälligem Flügelschlage hinflog.

Max stand mit gekreuzten Armen an einem Fenster der Burg und schaute über die Stadt hinweg nach dem Ende der Haide, wo noch rötlich braune Nebel im Kampfe mit der Sonne lagen. Er schien Gefallen an dem Naturbilde zu finden; denn seine Miene ward immer heller und zuletzt wandte er sich fröhlich nach dem Innern des Gemaches und bot einem reich gekleideten Mann, der sinnend inmitte desselben stand, die Rechte.

„Gottlob, die Sonne siegt, lieber Fugger! Als ich Euch zu mir rufen ließ, lag noch die Nacht des Grolles auf meiner Seele; und gedachte ich dessen, was Ihr meinem Rate Paul von Lichtenstein gesagt habt, so meinte ich, meine Liebe für Euch sei erkaltet auf immerdar; denn Euer Nein, womit Ihr so entschieden zwischen meine Pläne fuhrt, hat die erste lähmende Hand an den kühnen Fittig meines Ehrgeizes gelegt. Es ist wahr, Papst Julius, auf dessen Tod ich sicher rechnete, genas wieder; aber darum wäre mein Traum von der Tiara noch nicht zerronnen: der schwache Mann steht doch näher als ich an den Thoren der Ewigkeit. Was meinen Willen erschütterte und meinen hochstrebenden Plan vernichtete, das waren Euere ernsten, Euere zermalmenden Worte, Fugger. Kein Fürst hätte sagen dürfen, was Ihr gesprochen habt, ohne von der Schwere meines Zornes getroffen zu werden; Euch habe ich, nach langem innerem Kampfe zwar, aber von ganzer Seele verziehen."

Fugger hielt des Kaisers Hand fest.

„Ich habe schärfere Worte gesprochen, mein kaiserlicher Herr, als es sich für mich geziemt. Daß Ihr mir dies verziehen habt, das danke ich Euch! Aber einen guten Teil daran, daß meine Zornesader ein wenig zu stark angeschwollen ist, tragt doch Ihr, hoher Herr!"

„War denn mein Vorhaben gar so schrecklich, lieber Fugger?" fragte der Kaiser und zog seine Hand langsam zurück.

„Ja. Was Ihr mit Euch herumtrugt, war geradezu schrecklich. Wollt Ihr alle die bitteren Wahrheiten noch einmal zu hören bekommen, die ich Euerem Rate Paul von Lichtenstein gesagt habe?"

Max streckte die Hand abwehrend aus und lachte.

„Nein, Fugger! Spart Euere Worte und Eueren Zorn! Ich habe ja darauf verzichtet, nach der Tiara zu streben."

„Sie hätte Euer Haupt nicht geschmückt, Euerem Namen keine Ehre, der Christenheit aber Schisma und ungemessenes Elend gebracht!"

„Und wenn ich dennoch die Hand nach ihr ausgestreckt hätte?"

„So würde ich meine Liebe zu Euch zertreten haben, wie man eine Blume zertritt; jedes Gebet, das ich gesprochen, hätte um Eueren Tod gefleht, um Erlösung der Christenheit von der Geißel Eueres Ehrgeizes; und wäret Ihr, mit der Tiara und der Kaiserkrone geschmückt, mir vor das Angesicht getreten, so hätte ich Euch den Rücken gekehrt."

Der Kaiser hatte sich wieder zu dem Fenster gewendet. Der Sonnenglast lag wie Feuerglut auf dem Schneelaken der Haide.

Max schaute harten Blickes in die Ferne. Die Brauen waren herabgezogen, die Lippen fest aufeinander gedrückt.

„Fugger, wißt Ihr auch, daß mir Euere Rede in tiefster Seele wehe gethan hat?“

„Ich konnte nicht anders sprechen, hoher Herr!“

Der Kaiser senkte den Blick — dieser fiel auf eine unter der Burg liegende Gasse. Von der nächsten Kirche her tönte Glockengeläute, und parweise schritten hinter einem schlichten Holzsarge betende Männer und Frauen. Max winkte Fugger an seine Seite und deutete auf den Leichenzug.

„Wißt Ihr, wen man da zu Grabe trägt?“ fragte der Kaiser scheinbar gleichgültig.

„Ich hörte gestern von einem reden, den sie hinter einer Hecke vor der Stadt erfroren gefunden haben. Er soll der Sohn eines Nürnberger Bürgers und aus guter Familie gewesen sein. Die Arbeit der Werkstätte und ehrliches Brot verachtend, zog er aus in fremde Lande mit der Hoffnung auf eine goldene Zukunft. Er hat wohl nichts mit heimgebracht, als ein Leben voll bitterer Täuschungen, das im Froste des Winters erstarrte, nahe der verachteten heimatlichen Schwelle. Es bleibt doch so wenig vom Menschen übrig und von all’ seinem Hoffen und Ringen! Hätte der Arme da unten um

den Himmel gerungen, dies würde ihn weniger getäuscht haben, als die lockende Fratze des Ehrgeizes."

Der Kaiser sah Fugger lange und fest ins offene Auge.

„Ich verstehe Euch!" sprach er, die Rechte auf dessen Schulter legend. Dann trat er an den Tisch und schwang die silberne Glocke.

„Rufe meinen Geheimschreiber!" befahl er dem Edelknaben. Als der Geheimschreiber erschien, wechselte Max mit ihm leise einige Worte, worauf sich derselbe wieder entfernte.

„Nun erwarte ich den Meister Dürer," wandte sich der Kaiser an Fugger. „Da ich durchaus nicht Papst werden darf, so müßt Ihr — mag es Euch lieb oder leid sein — meinem Ehrgeize einen anderen Weg einzuschlagen gestatten. Aber hier dürft Ihr mir nicht hinderlich dazwischen treten, sonst werde ich Euch ernstlich böse."

„Gewiß nicht!" erwiederte Fugger mit Lachen. „Als Kaiser mögt Ihr zu Euerem Ruhme die ganze Welt in Aufruhr versetzen und jeden, der nicht Euer Lob singt, peinlich strafen; dagegen wende ich gewiß nichts ein, aber —"

Albrecht Dürers und Wilibald Pirkheimers Eintritt schnitt glücklicher weise Fuggers Rede ab, die, seinen hochgezogenen Brauen nach zu schließen, wahrscheinlich nicht sonderlich gut geendet hätte.

„Erlaubt, daß ich mich entferne!" bat Fugger bescheiden.

„Nein, bleibt,“ befahl Max, „ich bedarf Euer noch! Ihr müßt ja,“ setzte er mit leisem Scherze bei, „meinem Ehrgeize Zaum und Zügel anlegen, wenn derselbe wieder zu ungestüm werden will. — Ihr wißt, meine Freunde,“ führte er seine Rede weiter, indem er sich auf einen hochlehnigen Stuhl niederließ, „daß ich, dank meinen Beziehungen zu gelehrten Männern, wie Conrad Peutinger, Ladislaus Sontheim, Jakob Mandius, in allen Klöstern und Büchereien Deutschlands, Frankreichs und Italiens nach Handschriften forschen ließ, welche auf die Geschichte des habsburgischen Hauses bezug hätten. Ich berief Celtes und Cuspinian nach Wien und gestattete ihnen, um ihrer mir geleisteten Dienste willen, sich mit dem Lorbeer der Poeten selbst zu krönen. Ich besuchte Euch, Albrecht Dürer, sowie Euere berühmten Landsleute Peter Vischer, den Erzgießer, und den kunstreichen Bildhauer Kraft, um sie alle meinen Plänen dienstbar zu machen. Man sagt von mir, es ginge ein abenteuerlicher Zug durch mein ganzes Wesen; ja, ich hätte vor hundert und noch mehr Jahren besser in die Welt gepaßt, als jetzt; zu jener Zeit, wo noch des Ritters Arm und Schwert und Mut in höchsten Ehren standen, und um die Felsenburgen, die über dunkeln Tannen und Eichenwäldern emporragten, sich ein märchenhafter Zauber schlang. Ich hätte, sagen sie, zu jenen Zeiten leben sollen, wo noch das Kreuz den Mantel und die Brust des Ritters schmückte, wenn er sich anschickte, nach dem gelobten Lande zu ziehen und

mit den Sarazenen um das Grab des Erlösers zu kämpfen; oder in jenen Tagen, wo die Minnesänger durch die Lande zogen, auf jeder Burg willkommene Gäste. Verlorene Wünsche! — Ihr kennt „Weißkunig," dessen Verse teils von mir selbst, teils von meinen Hofpoeten gedichtet sind; zuweilen leuchtet wohl in diesen Liedern der Anklang jener ritterlichen Heldendichtung, die den reinen goldenen Saiten unserer besten Sänger entlockt wurde; aber ich fühle es, daß mit dieser dichterischen Verherrlichung, trotz allen Schweißes und mühseligster Arbeit, die an meinen Versen hängt, meinem Ehrgeize nur halb gedient ist, und ich wünschte deswegen, daß auch die Kunst mir ihren Tribut bezahlt."

Max schwieg einen Augenblick und sah forschend auf Fugger, welcher mit ernster Miene nachdenklich zu boden schaute. Ein Lächeln überflog das Antlitz des Kaisers.

„Meister Dürer," fuhr er fort, „habt Ihr Euch meine gestern gesprochenen Worte überlegt? Wohl ist die Euch geschenkte Frist nur eine sehr kurze gewesen; allein ein großer Geist schafft in einer Stunde, was der gewöhnliche Mensch vielleicht in einem Jahre nur stümperhaft zu stande bringt."

Dürer breitete eine große Rolle auf dem Tische aus.

„Es sind nur flüchtige Umrisse," sprach er, „die Ihr hier seht; mein Weib mußte die ganze Nacht über mit der brennenden Lampe neben mir stehen, um mir zu leuchten. Schlaf überkam mich nicht;

denn meine getreue Ehefrau hat fast die ganze Nacht gemurrt und geschmäht. Das hielt mich trefflich munter. Und nun erlaubt, hoher Herr, daß ich Euch meinen Plan zergliedere. Ich gedenke, einen Formschnitt zu liefern, wie er an Größe und Reichtum der Bilder noch nie gesehen wurde. Das Ganze sinnbilde des Kaisers Triumph. Der eine Teil davon, die Ehrenpforte, ist hier in kurzen Zügen entworfen; die einzufügenden Bilder mögen von Euch und Eueren Gelehrten, besonders von Euerem Stabius, bestimmt werden. Ihr seht, hoher Herr, hier die hohe steile Giebelform des deutschen Hauses; die beiden Rundtürme außen zu beiden Seiten, von Spruchbändern umwunden, sind in ihrer Gestaltung den Treppentürmen deutscher und französischer Schlösser nachgeahmt, die Kuppeln und Lunetten aber, welche den Bau krönen, den besten venetianischen Vorbildern. Unten befinden sich drei enge Thore. Das mittlere und größte ist das Thor der Ehre und Macht; über demselben soll eine Fortuna schweben, welche die Kaiserkrone in den Händen hält. Darüber denke ich mir den vieläſtigen Stammbaum des Hauses Österreich, zu oberst Euch thronend, umschwebt von Siegesgenien; darunter dann Euerer Nachkommen Bilder, Granatäpfel tragend, Euer selbstgewähltes Sinnbild. Hier an den Leisten ist Raum für mehr als hundert Wappen aller Länder und Provinzen, die Euerem Zepter unterthan sind. Die beiden anderen Pforten sind jene „des Lobes“ und „des Adels“. Hier in diesen vierundzwanzig Feldern sollen

Euere Thaten im Krieg und Frieden Raum finden, und über jedem Bilde schlingt sich ein Spruchband, das Euere Poeten ausfüllen mögen."

„Vortrefflich, Meister!" lobte der Kaiser, die Rechte auf Dürers Schulter legend. „Aber welche Größe gedenkt Ihr dem Bilde zu geben?"

„Meine Berechnung gibt demselben eine Höhe von zehn und einem halben Fuß, eine Breite von neun Fuß; die Zeichnung gedenke ich auf etliche neunzig Holzstöcke zu machen."

„Versprecht Ihr nicht zu viel, Meister?"

„Nein, hoher Herr!"

„Wohlan denn, so beginnt noch heute mit dem Werke! Pirkheimer, ich rechne auf Euere Mithilfe, und Stabius soll Euch, vortrefflicher Meister Dürer, ganz zu diensten sein."

„Da habt Ihr wohl für lange Zeit Arbeit!" warf Fugger scheinbar gleichgiltig hin.

„Wenn Gott mich und meine Gehilfen gnädig segnet, hoffe ich innerhalb dreier Jahre die Holzstöcke zu schneiden."

Fugger blickte dem Kaiser ins Auge, als wollte er ihn an etwas gemahnen; doch Max schien ihn nicht zu verstehen.

„Wenn Ihr so ganz in den Diensten des Kaisers steht, so haben wir Andere wenig Hoffnung, Euch die Werke Euerer Kunst mit Gold aufzuwägen."

Nun war es an Max, einen vorwurfsvollen Blick auf Fugger zu werfen. Der reiche Kaufherr hatte die Achillesferse des Kaisers berührt. Doch

schnell gefaßt, trat er an Max heran und bat mit lächelnder Miene: „Ihr werdet doch gestatten, hoher Herr, daß der Fugger, wenn es nötig ist, zu Euerer „Ehrenpforte" goldenen Zierrat liefert?"

Der Kaiser lachte fröhlich.

„Vielleicht! Diese Gunstbezeigung, lieber Fugger, muß ich mir aber doch noch überlegen."

Die Anwesenden entfernten sich; nur Fugger blieb auf Wunsch des Kaisers.

„Ihr wißt," sprach jetzt ernst der Kaiser, „daß Peter Vischer mit Anderen seit längerer Zeit an dem Grabmale arbeitet, das ich mir zu Innsbruck in der Kirche der Franziskaner errichten will. Dort hoffe ich, endlich Heimat und Ruhe zu finden. So lange ich lebe, kenne ich ja beide nicht; der Sattel ist meine Residenz, der Steigbügel meine Heimat. Von Pfalz zu Pfalz, von Stadt zu Stadt ziehend, bin ich einem fahrenden Ritter gleich, der Ruhe und Heimat erst mit dem Grabe erringt. Der Rat von Nürnberg hat mir zu dem Gusse der Bildwerke eine Unzahl von Schmelztiegeln und viele viele Zentner des kostbaren Heroldsberger Lehmes geliefert, deren ich für meine Messinghütte bedarf, und neue Lieferungen stehen in aussicht. Macht auch hier, wie in so vielen anderen Sorgen und Unternehmungen, meinen freigebigen Sachwalter! Ich denke, nicht zu lange mit meiner Schuld in Euerem Buche zu stehen."

„Gebe Gott, mein kaiserlicher Herr," rief Jakob Fugger, „daß mir langes Leben geschenkt sei, um

Euch dienen zu können! Bin ich doch wie der Schatten an Euch gefesselt, und meine ich, daß ich sonder Euch und Euere Huld nicht leben könnte."

„Einmal habt Ihr es doch versuchen wollen," warnte Max mit erhobenem Finger.

„Ganz richtig, und mein damaliger Entschluß wäre auch zur Ausführung gekommen, wenn —"

„Fugger, seit wann ist Euer Herz hart und Euer Sinn unversöhnlich geworden? Vergeßt darauf, daß und warum unsere Liebe gestritten hat! Wenn ich mein noch vor mir liegendes Leben nach dem messe, was mein Geist ersinnt und plant, dann mag ich wohl noch lange für die Thorheit jenes Augenblickes stille büßen, in dem ich mich als Papst und Kaiser träumte; wäge und zähle ich aber meine kommenden Tage nach der sinkenden Kraft und dem bleichen Haare, dann, Fugger, thue ich wohl daran, den Flug des stolzen Geistes vom Irdischen weg zum Ewigen zu wenden und klein und demütig zu werden, damit Gott nicht den verwerfen muß, dem alle Welt gehuldigt. Ich habe längst angefangen, des Todes zu gedenken."

Mit hohler Stimme, mit erschütterndem Ernste hatte Max diese Worte gesprochen. Dann stieß er eine Seitenthüre auf und zeigte stumm in das düstere Gemach. Dort stand neben dem Ruhebett des Kaisers ein schlichter offener Sarg. Fugger schauderte und richtete den bangen Blick auf den Kaiser.

„Mein Sarg!"

Der Kaiser lächelte wehmütig, als er dies sagte; dann schloß er die Thüre wieder.

Fugger war erschüttert.

Der Geheimschreiber trat nun ein und legte einen zierlich geschriebenen Pergamentbrief offen auf den Tisch. Max überlas flüchtig die Urkunde und unterzeichnete mit kräftiger Hand.

„Fugger," begann er wieder, nachdem der Geheimschreiber sich entfernt hatte, „ich möchte Euch gerne zeigen, daß ich Euch nicht nur gewogen, sondern daß ich Euch auch dankbar bin. Euer Haus, und besonders Euere Hand, hat meinem seligen Vater und mir in den schwierigsten Lagen treu und ohne Wanken gedient. Kein Makel fällt auf Euch; und müßte ich vor alle meine Lande und meine Unterthanen treten und sagen, wer meines Reiches bester Bürger ist, ich wüßte keinen anderen Namen als den Eueren, Jakob Fugger. Als sich mein Auge auf den Thron des Papstes richtete, mein Herz nach seinem Glanze, seiner Macht begehrte, da beugten Alle, die ich ins Geheimnis zog, den Rücken, den Verstand und Willen, und streuten Weihrauch meinem Ehrgeize. Nur einer war's, der mir zürnend entgegentrat und mir den falschen Flitter von dem Bilde riß, das ich mir ausgemalt; nur einer war ein Mann, der seinem Kaiser gegenüber aufrecht stehen blieb und Nein und wieder Nein sagte, unbekümmert, ob er in Ungnade falle. Dieser eine Mann seid Ihr gewesen. Ihr habt es um mich verdient, daß ich Euch um dieser mutigen That

willen zu meinem kaiserlichen geheimen Rate ernenne; doch nicht in der Weise, daß dieser Rang für Euch ein bloßes Schmuckwerk sei, das mit der Kette man Euch um den Hals hängt, nein, damit ich einen mir zur Seite habe, dessen Herz dem Spiegel gleicht, der nimmer trügt, der Quelle, die erfrischt und stärkt. Nein, Ihr seid mein Rat, Andere heißen nur so. Ein Fürst mag, seiner Laune folgend, sich dicht mit Räten umgeben; doch hüte er sich wohl, sie auch um Rat zu fragen, ehe er nicht ihren Manneswert geprüft. Der Rücken, der sich gerne beugt, ist wenig wert, der Mund, der zu verneinen zagt, ist nicht der goldenen Wahrheit treu. Falsche und schlechte Räte ehren Gott in ihren Kisten! Daran ist schon manches Fürsten Stern untergegangen; der meine soll neu und fröhlich leuchten, gestärkt durch Euer Licht, Euere Liebe, Euere Treue!"

„Gehabt Euch wohl und grüßt mir meine Augsburger, so Ihr wieder heimwärts reitet! Und führt mein Weg mich wieder hin zu Euerer Stadt, so will ich Euch zuerst begrüßen, Euch, lieber Fugger, Euch, braven ehrenreichen kaiserlichen Rat!"

Die Nachtigall.

Eine Dorfgeschichte aus dem bayerischen Hochland.

Zweite Auflage. 1884. 16°. 306 Seiten broschirt 2 ℳ.
In feinem Leinwandband 3 ℳ 20 ₰.

Diese von echt katholischem Geiste durchwehte Erzählung ist reich an schönen Charakterzeichnungen und Seelengemälden. Man wird durch diese Lectüre wie in einer geistigen „Sommerfrische" erquickt, denn Seeburg versteht's wie Wenige des Landvolks Gedanken und Sprache wiederzugeben. Verdienstvoll ist's, daß der Verfasser gegen die Lieblosigkeiten zu Felde zieht, die so häufig gegenüber den Insassen des „Auszughäuschen" geübt werden. Die „Nachtigall" sei sowohl den Gebildeten, wie dem Volke bestens empfohlen.

Durch Nacht zum Licht.

Ein Zeit- und Sittengemälde aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts.

Zweite Auflage. 1877. 16°. 752 Seiten broschirt 3 ℳ.
In feinem Leinwandband 4 ℳ 40 ₰.

Es ist ein düsteres Gemälde aus einer Zeit, die sich mit den viel mißbrauchten Worten: „Licht und Aufklärung" in die Brust warf. Wie die gottlose Freigeisterei zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem Kirchen- und Klostergute in Bayern schaltete, wie lichtscheue Gesellschaften die Beraubung der sogenannten „toten Hand" vorbereiteten und ausführten — das schildert der renommirte Verfasser in beredter Weise. Daneben entwirft er uns in kühnen, kräftigen Strichen ein Bild von dem bayerischen Hofleben und von der bayrischen Hauptstadt aus jener Zeit.

Albert Boser
Buchbinderei
München.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seeburg, Franz <<von>>,

Die Fugger und ihre Zeit ein Bildercyclus

Bd.: 1

1892

P.o.germ. 533 fxa-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11670140-3